

DINKELSBÜHL

DIE ENTWICKLUNG EINER
REICHSTADT



DINKELSBÜHL

Eine Stadtgeographie auf wirtschaftsgeographischer
Grundlage

von
Paul Gluth



1958

Verlag C. W. Wenng K. G. - Dinkelsbühl

Bildmaterial stellten zur Verfügung:

Bayer. Landesamt für Denkmalspflege: aus Kunstdenkmäler von Bayern, Mittelfranken, Bd. 4 Dinkelsbühl.
Dr. L. Schnurrer und Verlag C. W. Wenng.

Zeichnungen: E. Schnurrer, Gebrauchsgraphiker, Nürnberg.

Als Dissertation genehmigt von der Naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität
Erlangen, Tag der mündlichen Prüfung: 14. Mai 1958.

Dekan: Universitätsprofessor Dr. Fleischmann

Berichterstatter: Universitätsprofessor Dr. Scheu

Berichterstatter: Universitätsprofessor Dr. Berninger

Meinem Vater
in Dankbarkeit gewidmet



Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41548210_0004

Vorliegende Arbeit, deren Anregung und Förderung ich meinem hochverehrten Lehrer, Herrn Prof. Dr. Scheu, verdanke, befaßt sich mit der ehemaligen Reichsstadt Dinkelsbühl, die heute, abseits von den Wirtschaftszentren, lebendiges Denkmal einer mittelalterlichen Stadt ist. Daraus ergab sich von vorne herein, daß das geographische Problem „Dinkelsbühl“ auch ein historisches ist. Um zu brauchbaren Ergebnissen zu kommen, mußte deshalb eine geschlossene Darstellung von den Anfängen bis in die Gegenwart gegeben werden. Auch durfte die Betrachtung nicht bei der Tatsachenbeschreibung stehen bleiben. Vielmehr sollten hinter den Tatsachen die Gründe, hinter den Wirkungen die Ursachen gefunden werden, die freilich ein Jahrtausend in die Vergangenheit zurückreichen. Neben den geographischen Grundlagen und geschichtlichen Kräften wurden in starkem Maße auch die wirtschaftlichen Faktoren in die Darstellung eingebaut. Damit erhielten die Ausführungen die Dynamik eines lebendigen Organismus und die Arbeit den erstrebten Charakter einer synthetischen Stadtgeographie, in der versucht wurde, das äußere Erscheinungsbild, so wie es sich im Grund- und Aufriß zeigt, mit dem entwicklungsgeschichtlichen Prinzip historischer Betrachtungsweise und den Gesichtspunkten moderner geographischer Forschung zu vereinen, um die Stadt als den natürlichen Mittelpunkt ihres Lebensraumes und einer Landschaft zu erfassen. Trotzdem erhebt die Arbeit keinen Anspruch auf Lückenlosigkeit, wie sie eine systematische Stadtgeographie fordern würde.

Der Arbeit wurde folgende Gliederung zugrunde gelegt: der erste Teil hat analytischen Charakter, und es wird versucht, den Raum und seine geographischen und historischen Voraussetzungen für die Siedlung Dinkelsbühl, das Entstehungsproblem und die erste Entwicklung zu erforschen. Der zweite Teil bringt einerseits die Gewerbe als Lebensgrundlagen für Markt und Handel, andererseits die sich hieraus ergebende Stellung und Bedeutung der Stadt im größeren Rahmen der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung des Spätmittelalters. Gleichzeitig wird nach einer Synthese gestrebt, deren sichtbarster Ausdruck das mittelalterliche Stadtbild ist. Wie Dinkelsbühl endlich mit seinem geschichtlich gewordenen Lebensraum noch heute vielfältige Wechselbeziehungen hat und darüber hinaus neue Lebensmöglichkeiten sucht, wird im dritten Teil aufgezeigt.

Obwohl die aufgeführte Literatur wertvolle Anregungen gab, mußten nahezu alle wissenschaftlichen Grundlagen über den Raum und die Stadt erst geschaffen werden, denn an geographischen und historischen Arbeiten liegt nur wenig vor. Entscheidend für das Erfassen der zeitlich bis ins Mittelalter zurückgehenden Probleme war auch die Quellenlage. Fehlt das Quellenmaterial, wie bei Feuchtwangen, so kann man über Andeutungen kaum hinauskommen, während umgekehrt die reiche Fülle der Nördlinger Bestände eine bis ins Einzelne gehende Darstellung ermöglichen würde. Da das Dinkelsbühler Stadtarchiv die Mitte hält, erlaubten die noch vorhandenen Reste ehemaliger Reichhaltigkeit ein im wesentlichen zutreffendes Gesamtbild der Stadtentwicklung, des Wirtschaftslebens und der Wirtschaftsbeziehungen zu entwerfen. Wesentliche Hilfe beim Auffüllen von Lücken leisteten dabei auch Quellen aus fremden Archiven. Jedoch konnte das dabei aufbereitete, vielschichtige Material in dieser fest

umrissenen Darstellung und aus drucktechnischen Gründen nur teilweise veröffentlicht werden. Lediglich bei der Stadtentwicklung und Wirtschaft des Mittelalters wurde davon reichlich Gebrauch gemacht, um in der Blüte der Stadt einen Schwerpunkt zu bilden und nebenher eine wesentliche Lücke in der Literatur befriedigend zu schließen. Leider mußten beim Druck auch die Karten über die Besiedelung, den Landbesitz im 16. und 19. Jahrhundert, die Weihergebiete und Mühlen sowie den ehemaligen Waldbesitz wegfallen.

Abschließend möchte ich nicht versäumen, allen Förderern meiner Arbeit, besonders den Herren Professoren Dr. Scheu und Dr. Ammann, meinen aufrichtigen Dank auszusprechen; desgleichen allen Herren Archivaren, voran Direktor Reulein und Dr. Wulz, und endlich auch meinem Kollegen Dr. Schnurrer, der in selbstloser Hilfsbereitschaft unveröffentlichtes Material zur Verfügung stellte.

Daß der Druck der Arbeit überhaupt möglich wurde, verdanke ich in erster Linie der regen Anteilnahme und der Großzügigkeit des hiesigen Landrates, Herrn Senator Dr. Küßwetter. Ihm fühle ich mich zu besonderem Dank verpflichtet; aber auch der Stadt Dinkelsbühl und dem Bezirkstag von Mittelfranken sage ich für namhafte Druckkostenzuschüsse gebührenden Dank.

Dinkelsbühl, Weihnachten 1958

Der Verfasser

Inhaltsübersicht

ERSTER TEIL

I. Der Raum von Dinkelsbühl und seine geographischen Grundlagen

1. Die Grundzüge der Landschaft und ihr innerer Bau	1
2. Der Lebensraum	7
a) Die Bodenschätze	8
b) Das Klima	8
c) Die Böden	10
d) Die Wasserverhältnisse	12
e) Der Wald	13
3. Die siedlungsgeographischen Grundlagen	15
a) Der Dinkelsbühler Raum während vor- und frühgeschichtlicher Bewegungen	15
b) Die germanische Landnahme und die mittelalterliche Siedlungs- bewegung	18
4. Die verkehrsgeographischen Grundlagen für die Stadtentwicklung des Mittelalters	24
a) Die Nord-Süd-Straße	25
b) Die Nibelungenstraße	27
c) Der Ulmer Weg	28
d) Die West-Ost-Straße	29

II. Die Anfänge der Stadt Dinkelsbühl

1. Die geographische Betrachtungsweise	31
a) Die topographische Lage	31
b) Die vorstädtische Zeit	33
c) Der städtische Siedlungsplan	35
2. Die historischen Grundlagen	38
a) Die Zeit der Stadtgründung	38
b) Die Zeit der ersten Entwicklung	41

ZWEITER TEIL

III. Die Wirtschaft Dinkelsbühls im ausgehenden Mittelalter

1. Die Bevölkerungsentwicklung	45
a) Die Bevölkerungszahl Dinkelsbühls	46
b) Die Herkunft der Bevölkerung	49
2. Das Bürgertum und seine Lebensgrundlage	50
a) Das Patriziat	51
b) Die Landwirtschaft	53
c) Der Landbesitz und seine Bedeutung	57
d) Das Handwerk	61
aa) Die Wollweberei	63
bb) Die Barchentweberei	66
cc) Die Leinweberei	70
dd) Ergebnisse	70
ee) Das Sichel- und Sensenschmiedehandwerk	71
3. Dinkelsbühls Markt und Handel im Mittelalter	74
a. Der Markthandel	75
b) Der Nahhandel	77

IV. Das Bild der Stadt Dinkelsbühl

a) Grundriß und Stadtentwicklung	87
b) Die Wehranlage	91
c) Der Aufriß	97
d) Einzelne Bauten	100

V. Dinkelsbühls Werdegang bis zum Ende des Alten Reiches

a) Der Dreißigjährige Krieg	105
b) Die Mißwirtschaft nach dem Großen Krieg	105
c) Der Einfluß der angrenzenden Territorialstaaten	106
d) Gewerbe und Wirtschaftsraum um 1800	108

DRITTER TEIL

VI. Die Bevölkerungsentwicklung seit dem 19. Jahrhundert als Problem der Stadt und ihres Raumes

1. Die Bevölkerungsentwicklung des Landkreises	111
2. Der Vorgang der Landflucht	115
3. Die Bevölkerung der Stadt im Spiegel ihrer Wirtschaftsentwicklung	117
a) Periode des beginnenden Industriezeitalters	119
b) Periode des Eisenbahnanschlusses	121
c) Periode der Anpassung an die veränderte Wirtschaft	125
d) Zusammenfassung	126
4. Die gegenwärtige Bevölkerungsdichte	126
5. Die Gliederung der Bevölkerung von Dinkelsbühl nach Wirtschaftsabteilungen	130

VII. Der Lebensraum Dinkelsbühls und die Funktionen der Stadt in der Gegenwart

1. Die Grundzüge der Landwirtschaft und ihre Struktur	132
a) Verteilung und Art der land- und forstwirtschaftlich genützten Flächen	132
b) Die Anbaugewächse und ihre räumliche Verteilung	134
c) Die Landbauzonen	136
d) Die Viehzucht	136
e) Die Betriebsgrößen	138
2. Die landwirtschaftliche Marktleistung des Raumes und seine Beziehungen zur Stadt	143
3. Handwerk und Industrie	149
a) Das Handwerk	149
b) Die Industrie	151
c) Das Gesamtbild der Dinkelsbühler Industrie	157
d) Die Pendelwanderung	159
4. Die kulturellen und Verwaltungsfunktionen der Stadt	161
a) Schulen und kirchliche Organisationen	161
b) Verwaltung	163
c) Stadt des Fremdenverkehrs	164
5. Die Stadt und ihr Lebensraum	166

VIII. Zusammenschau

Anhang:

Quellennachweis und Anmerkungen	171
Schriftenverzeichnis	184

ERSTER TEIL

I. Der Raum von Dinkelsbühl, seine geographischen und historischen Grundlagen

1. Die Grundzüge der Landschaft und ihr innerer Bau (vergl. Abb. 1)

Dinkelsbühl an der Wörnitz liegt am südöstlichsten Rande der Frankenhöhe, die im Rahmen des süddeutschen Schichtstufenlandes zur Keuperstufe gehört. Nach Westen hin hebt sie sich im allgemeinen als eine mauerartige Steilstufe mit 100 m Höhenunterschied aus dem welligen Vorland der Gäulandschaften und der breiten Talfurche des Jagstgrundes heraus, während ihre schwach geneigten Gesteinsschichten im ganzen eine sanfte Ostabdachung bedingen. Durch dieses Schichteneinfallen in östlicher Richtung, die Wechsellagerung von Sandsteinen und Tonen sowie ihre verschiedene Widerstandsfähigkeit gegenüber der abtragenden Tätigkeit des Wassers und den Kräften der Verwitterung bildete sich im Laufe der Landschaftsentwicklung aber nicht nur diese markante Hauptstufe heraus, sondern nahe bei Dinkelsbühl eine zweite Schichtstufe. Sie ist wesentlich niedriger und aus der Formation des unteren Burgsandsteins aufgebaut. Hinter dieser folgt in 2—5 km Abstand noch eine dritte, die Schwarzjurastufe (Liasstufe). Sie geht in zwei großflächig gegliederte Platten über, die im Süden von Dinkelsbühl als Aalener Albvorland, im Osten als Hesselbergvorland bezeichnet werden. Letzterem sitzt inselartig der 690 m hohe Hesselberg auf und überragt das weite flachwellige Land sowie die Frankenhöhe mit ihren höchsten Erhebungen um fast 200 m und gewährt dadurch eine einzigartig schöne Fernsicht.

Auf der Frankenhöhe, nahe dem Stufenabfall, verläuft auch die Hauptwasserscheide zwischen Rhein und Donau. Hier entspringen neben den kurzen Tauber- und Jagstzuflüssen auch Wörnitz und Sulzach. Sie fließen in geradem Laufe nach Südosten und entwässern mit ihren Nebenbächen als Abdachungsflüsse den gesamten Raum. Dabei bilden sie in ihren Quellbereichen enge Kerbtäler, die sich allmählich zu breiten Talgründen und weiten Wannen entwickeln und dadurch von den Gesteinen der Ostabdachung nur noch Einzelberge und langgestreckte Rücken stehenlassen, die wiederum durch die zahlreichen Nebenbäche in viele Riedel aufgelöst sind. Dadurch erscheint die Frankenhöhe als ein unruhiges Bergland mit weiten Talungen. Vor der trichterförmig erweiterten Burgsandsteinstufe werden dann aber die Talgründe von Wörnitz und Sulzach wieder flacher, die Oberfläche erscheint weniger zertalt und flächenhafter, so daß diese Landschaft bis zur Liasstufe einheitlichere Formen trägt. Während die Sulzach auch jetzt ihre alte Südostrichtung beibehält, macht die Wörnitz eine scharfe, morphologisch noch ungeklärte Biegung nach Nordosten, durchtieft nun die Liasstufe in einem breiten Tal und nimmt am Fuße des Hesselberges die Sulzach als Nebenfluß auf. In einer weiten Talaue mit vielen Flußschlingen träge dahinziehend, biegt sie schließlich nach Süden um und fließt durchs Ries zur Donau.



Abb. 1: Landschaftsübersicht. Die Reliefkarte ist nach Norden verkürzt gezeichnet.

So zeigt die skizzierte Landschaft in großen Zügen eine Gliederung in deutlich verschiedene Landschaftseinheiten, nämlich:

1. Im W und NW die bewaldete randliche Berglandschaft der eigentlichen Frankenhöhe mit Steilstufe, stark aufgelösten Höhenzügen und weiten Talungen.
2. Im engeren Dinkelsbühler Raum ein mehr flächig entwickeltes, teils von Nadelwald bedecktes Hügelland aus Blasen- und Burgsandstein, das man als Wörnitzgrund bezeichnen könnte.
3. Im Süden und Osten von Dinkelsbühl die fruchtbare, offene Liaslandschaft als ein durch Flüsse großzügig gegliedertes Flachhügelland. Verbunden aber werden diese natürlichen Landschaftseinheiten durch das verzweigte Flußsystem der Wörnitz.

In Wirklichkeit haben sich noch wesentlich weiter gehende Einzelzüge, denn der geologische Untergrund bedingt nicht nur die Oberflächenform, sondern auch den raschen Wechsel der Bodenarten und ihrer Fruchtbarkeit, den Wasserhaushalt sowie die natürliche Bewachsung und trägt so in vielen Einheiten noch entscheidend bei zu den Wesenszügen der Landschaften um Dinkelsbühl.

Als wichtigste Gesteinsformationen lassen sich im Anschluß an die Gäulandschaften zuerst der untere Gipskeuper mit zwischengeschalteten Steinmergelbänken, dann der Schilfsandstein, die tonigen Lehrbergsschichten, der Blasensandstein und der Burgsandstein mit dem überlagernden roten Feuerletten (Zanclodon-Letten) unterscheiden, ehe der Lias mit seinen Sandsteinen und Mergeln und der Dogger und Malm des Hesselberges folgen.

Am auffälligsten tritt dieser wechselnde Schichtenbau in der Steilstufe der Frankenhöhe zutage, die zugleich die fernste Umrandung des Dinkelsbühler Raumes ist. Ihren unteren Anstieg bildet der Untere Gipskeuper, bestehend aus bunten Letten und Mergeln (untere und obere Myophorienschichten) mit eingeschalteten dünnen, widerstandsfähigen Steinmergelplatten (Bleiglanzbank) und Sandsteinbänken (Corbula- und Acrodusbank), die allenthalben als schmale Geländestufen hervortreten. Darüber folgen wieder bunte bis graue Mergel (Estheriensschichten). Sie bilden, zusammen mit der ihnen aufliegenden und schützenden, feinkörnigen Schilfsandsteindecke¹ die gleichnamige Stufe. Diese aber tritt landschaftlich entweder als eine schmale Bergschulter hervor, die dem Wald überlassen ist, oder als breite, zusammenhängende Stufenfläche mit ackerbaulicher Nutzung. Über dem Schilfsandstein, der einen wichtigen Quellbildner darstellt, liegen wiederum rote Schiefertone (Berggipsschichten) und dünnblättrige, kalkige bis sandige Steinmergelschichten (Lehrbergbänke), die zusammen als Oberer Gipskeuper bezeichnet werden und den Hauptanstieg des Steilhanges der Frankenhöhe ausmachen. Die nachfolgende, 30 bis 40 m mächtige Bank des Blasensandsteins² schützt die tonigen Schichten vor rascher Abtragung und bildet selbst die Stufenkante. Vom Blasensandstein wird demnach die eigentliche Landstufe aufgebaut, der, das gesamte Schichtpaket abschließend, nach Osten langsam einfällt. Aber diese Sandsteinfläche ist in Wirklichkeit nicht mehr zusammenhängend, sondern im Bereiche der Stufe nur noch als einzelne bewaldete Bergstöcke und Sargdeckelrücken erhalten; sie heben sich markant vom Vorlande ab³, zu dem breite, niedere Durchgänge offen bleiben.

Daß der Blasensandstein im Bereich der Stufe nur in einzelnen schmalen Kuppen und wenigen Flächen vorkommt, ist letzten Endes das Zerstörungswerk der dort zahlreich entspringenden Gewässer. Dem allgemeinen Einfallen der Schichten nach Osten folgend durchtieften sie als Abdachungsflüsse, besonders in ihren Quellbereichen hinter der Stufe, die harten Deckschichten des Blasen- und nachfolgenden Schilfsandsteines und räumten die unterlagernden weichen Gesteine zuerst der Lehrbergsschichten und dann des Unteren Gipskeupers aus. Dadurch wurden diese angeschnittenen Schichten auf der Ostabdachung ergiebige Schichtquellhorizonte. Ihre rückwärts einschneidenden Quellen, das fließende Wasser und die allgemeine Abtragung sorgten dafür, daß nur noch einzelne Kuppen und Rücken aus Blasensandstein, einer schmalen zusammenhängenden Fläche von Schilfsandstein aufsitzend, als letzte Reste der Landstufe erhalten blieben. Kräftig förderten dabei von Westen her die kurzen Nebenbäche der Jagst und Tauber die Zerstörungsarbeit und halfen mit, mauerartige Fronten im Wechsel mit wannenartigen Ausraummulden zu schaffen. Dadurch ist die Stufe aufgelöst und durchgängig.

Auch zwischen Altmühl und oberer Sulzach, dieser und der oberen Wörnitz, der Ampfrach und Zwerchwörnitz sind im ganzen nur noch schmale, aber zusammenhängende Reste des Blasensandsteins erhalten. Dazwischen liegen die eigenartig asymmetrisch entwickelten Flußnetze. Die Hauptflüsse Wörnitz, Sulzach und Altmühl bekommen von Westen her aus Schichtquellhorizonten bedeutende Zuflüsse, während ihre östlichen Nebenbäche verkümmert sind, denn sie werden nur von schwachen Überfallquellen gespeist. Deshalb sind auch die Osthänge der Flußtäler steiler und reichen dicht an den Fluß selbst heran, während nach Westen die Talflanken weit und flach ausholen und in den weichen Gipskeuperschichten ausgedehnte 5 bis 8 km breite Talwannen bilden, deren spitz zulaufende Trichter nach Südosten gerichtet sind. Damit erhält die Landschaft im Bereich der Ostabdachung den Charakter eines bewaldeten Hügellandes mit teils weit offenen Tallandschaften, in denen die Bäche ohne erodierende Kraft träge dahinfließen, während der Bereich der Hauptwasserscheide und Stufe durch die steilen Riedel und Bergrücken und die tiefen Täler mit Zögern als Berglandstreifen bezeichnet werden kann.

Erst in der Gegend zwischen der Zwerchwörnitz, der Wörnitz und der Wasserscheide im Westen bildet der Blasensandstein ein geschlossenes Gebiet von 50 qkm Fläche. Es ist eine sanftwellige, von kleinen Bächen durchzogene Hügellandschaft und im Gegensatz zu den waldbestandenen Blasensandsteinrücken der Stufe nahezu völlig gerodet, denn sie liefert eine brauchbare Grundlage für die Landwirtschaft.

Aus dieser flachen Hügellandschaft ragen im Süden und Osten von Dinkelsbühl Anhöhen mit mehr oder minder deutlichem Anstieg heraus. Es ist die großteils bewaldete Burgsandsteinstufe. Sie kommt von Südwesten über Breitenbach/Württ. und verläuft über Schönbronn, nördlich Wolfertsbronn und Segringen bis Knittelsbach; dann biegt sie im spitzen Winkel nach Norden um und zieht entlang dem östlichen Wörnitztal nach Schopfloch und von da nach Osten in Richtung Gunzenhausen. Dabei springt sie, durch Gewässer schon aufgelöst, vielfach in einzelnen Loben ins Blasensandsteingebiet vor. Diese Stufe tritt jedoch nicht immer deutlich hervor und dies hat seinen Grund darin, daß sie um Dinkelsbühl zum Teil mit noch vorhandenem Blasensand-

stein gemeinsam den Osthang des Wörnitztales bildet. Zum andern fließen die Bäche meist quer zum Schichtverlauf und räumen einzelne Strecken entlang der Stufe mehr, andere weniger aus. Endlich ist an der Stufenbildung nur der untere Burgsandstein mit 30 bis 35 m Mächtigkeit beteiligt. Er besteht in der Hauptsache aus grauen, groben Sandsteinen, denen aber mehrere, im einzelnen bis 1 m dicke Tonschichten und Lettenbänder eingeschaltet sind. Ihr Anteil innerhalb der Burgsandsteinformation ist insgesamt zwar gering, in der unteren Abteilung aber machen sie einen erheblichen Teil der Schichten aus. Diese Wechsellagerung von Tonen und Sandsteinen läßt sich in der Landschaft morphologisch stets als niedere Stufe erkennen. Endet etwa das Gelände mit einer Sandsteinlage, so ergeben sich tafelförmige Verebnungen oder alleinstehende Platten als Kleinformen. Streichen aber die Tone aus, so bilden sie flache Hänge und feuchte Mulden, die meist Niederwälder, saure Wiesengründe oder Teiche tragen. Dadurch wird dieser Übergang zum Burgsandstein im Gelände zwar als Stufe nicht so deutlich sichtbar, wohl aber um so besser durch das geschlossene Waldkleid, das die Burgsandsteinformation in einen scharfen Gegensatz zur offenen Ackerlandschaft des vorgelagerten Blasensandsteins bringt. Diese Landschaft zieht sich mit ihren Sandböden nach Nordosten über Feuchtwangen hinaus bis zum Altmühlgrund hin und wird als Feuchtwanger Hügelland bezeichnet.

Als letzte Schichtstufe hebt sich endlich der 50 bis 60 m hohe Geländeanstieg der Keuper-Lias-Stufe von der vorgelagerten Burgsandsteinfläche deutlich ab. Sie umgibt in zwei großen Platten, die vielfach zerlappt sind, den Dinkelsbühler Raum. Die Stufe beginnt, morphologisch einzigartig abgesetzt, bei Ellenberg/Württ. mit dem 580 m hohen Hornberg und zieht dann südlich von Stödtlen vorüber um Wilburgstetten herum, an Villersbronn, Illenschwang, Sinbrunn und Karlscholz vorbei, die übrigens auf der Stufe liegen, im Bogen bis südwestlich Dorfkemmathen und Burk in Richtung Gunzenhausen.

Im Hangenden wird sie vom Feuerletten (Zanclodon-Letten), 20 bis 30 m mächtig, aufgebaut. Ihm folgen die rhätischen Schichten des Keupers. Eigentliches Rhät und Psilonotenschichten fehlen⁴. Dadurch liegen die 3 bis 7 m mächtigen Angulatenschichten des untersten Schwarzjura (Lias alpha 2) unmittelbar auf dem Feuerletten. Sie bestehen im Liegenden aus der Oolithbank, dann folgen Mergelschiefer und schließlich gelblich bis weiße Sandsteine, die zum Arietensandstein (Lias alpha 3) überleiten, welcher die Funktion des fehlenden Rhätsandsteins mit übernimmt und zum eigentlichen Stufenbildner wird. So kommt es, daß sich die Liasstufe noch um 50 bis 60 m über die 470 m hohe Burgsandsteinumrandung erhebt. Dadurch wird sie auch hier, wie im übrigen fränkischen Landschaftsbild, eine der kennzeichnenden Landstufen. Sie trennt auch zwei ganz verschiedene Landschaftsräume voneinander: vor ihr breitet sich die flache, sandige Burgsandsteinlandschaft mit ihren dunklen Nadelwäldern aus, hinter ihr aber liegt eine offene, ebene Landschaft, die den Dinkelsbühler Raum von Süden und Osten her umschließt und ihm landschaftliche Abwechslung und reiches Bauernland schenkt. Auf der Liasfläche selbst liegen neben den schon erwähnten kalkführenden Arietensandsteinen (Lias alpha 3) auch dünne Mergelschichten (Raricostaten des Lias beta), graue Mergelkalke (Numismalischichten des Lias gamma), blaugrauer Mergel (Amaltheentone des Lias delta) und wenig verschiedene Mergelschiefer (Posidonien-

und Jurensis-Schichten der Lias epsilon und zeta) und bilden flache Platten. Weil diese weichen Mergelschichten leicht verwittern und abgetragen werden, so hat der mittlere Lias noch weite Verbreitung, während der obere nur örtlich erhalten ist.

Durch den eigenartigen, mehrfach geknickten Verlauf der Wörnitz und die ihr zufließenden Nebenbäche wird die ehemals geschlossene Liasfläche selbst in die Thannhausener Platte und das Hesselbergvorland gegliedert. Dieses ist einerseits in die Frankenhofener Platte durch die Wörnitz, andererseits in die Sinbrunner und Ehinger Platte durch die Sulzach gegliedert. Endlich überragt sie der die ganze Landschaft weithin beherrschende Hesselberg, dessen Gesteinsaufbau über die Braunjuraschichten (Dogger) bis zum Weißen Jura (Malm) geht.

Die Landschaft und ihre naturräumliche Gliederung um Dinkelsbühl zeigt somit, daß sie in ihrer Gesamtheit nicht willkürlich entstanden ist, sondern in Abhängigkeit von der gerade hier so mannigfaltigen geologischen Schichtenfolge und der Ausbildung ihrer Gesteine. Denn die flach geneigten, nach Südosten einfallenden Schichten, die Wechsellagerung von Sandsteinen und weichen Tonen und ihre verschiedene Widerstandsfähigkeit gegen die zerstörende Kraft des fließenden Wassers, der Verwitterung und Abtragung schufen im Laufe der Landschaftsentwicklung eine mehrstufige Treppe, deren scharfer profilierte Stufen und Flächen im Gelände deutlich sichtbar und ein wesentliches Gestaltungselement der Landschaft sind. Ihre rasche Folge auf engstem Raum ist dabei charakteristisch und gibt dadurch der Landschaft den reichen Formenschatz. Sie zwingen aber auch zu jener bekannten Gliederung in deutlich verschiedene natur- und kulturlandschaftliche Einheiten.

Im größeren Landschaftsverband aber gehört der umschriebene Raum einschließlich der Frankenhöhe seinem Aufbau aus Keuperschichten entsprechend zum Rednitzbecken, liegt aber an dessen äußerstem Südwestrand. Tatsächlich aber setzt sich jenseits des Jagstgrundes zwischen der Crailsheimer Bucht und der Schwäbischen Alb die Keuperlandschaft als ausgedehntes Waldland nach Westen fort, so daß der westliche Dinkelsbühler Raum, im Sprachgebrauch „Auf den Wäldern“ und „Virngrund“⁵ genannt, auch zu den schwäbischen Keuperlandschaften gezählt werden könnte. Damit zeigt sich, daß das Gebiet um Dinkelsbühl eine typische Rand- und Übergangslandschaft ist. Und die späteren Ausführungen werden dies in den verschiedensten geographischen Betrachtungsweisen immer wieder bestätigen.

2. Der Lebensraum

Die geschilderte Landschaft erfüllte und gestaltete der wirtschaftende Mensch. Das ist an sich ein historisches Ereignis; und in der fortschreitenden Entwicklung kam es zur heutigen Kulturlandschaft. Die Grundlagen aber sind nur zu einem Teil geschichtlich faßbar, im überwiegenden Maße blieb seit den frühesten siedlungsgeschichtlichen Zeiten die Naturlandschaft der auslösende, beeinflussende, richtende und raumgestaltende Faktor für die Siedlung und Wirtschaft des Menschen bis ins Zeitalter der modernen Technik.

Um in diesem Rahmen die Stadt Dinkelsbühl in ihrer sinnlich faßbaren Erscheinungsform, ihrem Lebensbereich und ihrer landschaftlichen Bedeutung von den Anfängen bis in die Gegenwart sicher zu erkennen, muß unumgänglich noch ein allgemeingültiger Überblick über den gesamten Raum gegeben werden, denn in seiner natürlichen Ausstattung liegen einerseits die Grundlagen für die Besiedlung, die Stadtentstehung und -entwicklung samt den mannigfaltigen städtischen Funktionen, andererseits beeinflusste die Stadt auch zu allen Zeiten die sie umgebende Landschaft durch ihre vielseitigen Wechselbeziehungen.

Der Lebensraum von Dinkelsbühl hat seine natürlichen Voraussetzungen im geologischen Bau und den Oberflächenformen, wie sie in ihrer Kausalität abgeleitet wurden. Dabei ist die Landschaft im ganzen mäßig zertalt, flachwellig und hat den Charakter eines Hügellandes, das nur entlang den einzelnen Landstufen größere Höhenunterschiede aufweist. Lediglich im westlichen Halbkreis um Dinkelsbühl, im Bereich der Hauptwasserscheide und dem Steilabfall der Frankenhöhe zur Muschelkalkfläche hin, werden die Höhenunterschiede größer und die Landschaft durch den raschen Wechsel von Berg und Tal unruhiger und kleinräumiger, so daß man diesen Landschaftsstreifen gerade noch als Bergland bezeichnen könnte.

Die Bergzüge und Riedel mit ihren mäßigen Höhenunterschieden sind also keine ernstlichen Hindernisse für den tätigen Menschen, wohl aber konnten vorspringende und isolierte Höhen als Standorte früher Wehranlagen eine gewisse Bedeutung bekommen. Und wirklich lagen bereits vorgeschichtliche Ringwälle sowie zahlreiche mittelalterliche Burgen dieser Gegend in solchen geschützten Berglagen. Desgleichen sind die breiten und sehr flachböschigen Talungen keine Hemmnisse für den wirtschaftenden Menschen, sondern wegen ihrer Durchgängigkeit von jeher in der verschiedensten Weise verkehrs- und siedlungsgeographisch bedeutungsvoll. Schließlich konnten sie durch viele Weiherbauten und wegen ihres Wasserreichtums bis ins 19. Jahrhundert als Standorte zahlreicher Wasserkraftanlagen sogar wirtschaftsgeographischen Wert erlangen und besonders der Wirtschaft des Mittelalters eine bestimmende Note geben.

Anders ist es mit den Bodenverhältnissen und den mineralischen Bodenschätzen, die gleichfalls auf dem geologischen Bau der Landschaft beruhen. Die Böden sind die Grundlage für jede Art land- und forstwirtschaftlicher Nutzung und bestimmten deshalb die einstige Siedlungsrichtung und die Rodungsintensität ebenso, wie die landwirtschaftliche Erschließung und Bedeutung des Gebietes. Sie prägen darum zusammen mit dem Klima im wesentlichen das typische Bild der bäuerlichen Kulturlandschaft. Die mineralischen Bodenschätze hingegen

könnten bei entsprechendem Vorkommen und Reichtum die Basis für eine großzügige Industrieentwicklung werden.

a) Die Bodenschätze⁶

Aber an mineralischen Bodenschätzen ist der Dinkelsbühler Raum sehr arm. Die einzelnen Abteilungen des Keupers und Lias bergen keine Mineralien für eine rohstoffbedingte, großzügige industrielle Entwicklung. Lediglich vom feinkörnigen Schilfsandstein werden die festen, harten Bänke bei sorgfältiger Auswahl als Bau-, Werk- und Schleifsteine gebrochen, doch ist wegen der geringen Mächtigkeit die Aussicht auf gute Wirtschaftlichkeit gering. Vom weitverbreiteten Blasensandstein wird der mit tonigem und kalkigem Bindemittel nur selten als Bau- und Mauerstein verwendet, während die grobkörnigen quarzistischen Steine des nur wenige Meter mächtigen oberen Blasensandsteines (Semiotenssandstein) wegen ihrer Härte wesentlich beliebter sind. Feinkörnige, tonige Bausandsteine liefert auch der untere Burgsandstein, und dolomitisch gebundene Sandsteine kommen im mittleren Burgsandstein der Umgebung vor. Im Lias kommen neben den feinkörnigen, plattigen Angulaten- und grauen Arietenkalksandsteinen auch mergelige Kalke vor, die man schon im Mittelalter zu Schwarzkalk brannte. Werkkalke des Weißen Jura sind nur am Hesselberg vorhanden, so daß der Abbau wenig betrieben wurde. Aus diesen verschiedenen bodenständigen Bausteinvorkommen sind die Häuser und Kirchen der Gegend sowie der Limes und seine Kastele, aber auch die Befestigungsanlagen und Profanbauten der Stadt Dinkelsbühl erbaut worden⁷. Die Tone für die Ziegelherstellung entstammen teilweise der Lehrbergschicht und den zwischengelagerten Ton- und Lettenbändern der Blasensandsteinstufe. Doch könnten, ebenso wie die Tone des unteren Burgsandsteins, auch die des Feuerletzens zur Ziegelherstellung verwendet werden, allerdings sind sie wegen ihrer mergeligen bis kalkigen Beimengungen nicht immer brennfest. Endlich eignen sich die reinen Lettenvorkommen des Unteren Burgsandsteins als Walkerde⁸.

b) Das Klima⁹

Die klimatischen Verhältnisse bleiben, entsprechend den Höhenlagen und Oberflächenverhältnissen, in den normalen Klimabereichen der süddeutschen Becken- und Hügellandschaften¹⁰. Gegenüber den fränkisch-schwäbischen Muschelkalkgebieten, dem Rednitzbecken oder dem Rieskessel aber liegen die gesamten Klimawerte ungünstiger. Beispielsweise ist die Jahressumme ihrer Niederschläge gegenüber dem Dinkelsbühler Raum durchschnittlich um 150 mm niedriger, die mittlere Temperatur aber um 2°C höher, Frühlingseinzug, Blüte- und Erntebeginn sind deshalb um 10 bis 14 Tage eher und ihr Klima daher günstiger.

Im einzelnen hat Dinkelsbühl im Jahresmittel eine Niederschlagsmenge von 725 mm¹¹, wobei die Extreme der jährlichen Niederschlagssummen zwischen 1143 und 402 mm schwanken. Die größte Regenmenge fällt dabei im Juli mit durchschnittlich 85 mm, während Februar und März mit 35 mm die geringsten Niederschläge aufweisen. So kommt gut die Hälfte der Niederschläge auf die

Hauptvegetationszeit zwischen April und September und erlaubt normales Gedeihen, aber auch im Winter leidet die Vegetation nicht unter Wassermangel. Außerdem liegt Dinkelsbühl hart am östlichen Rande eines Streifens mit wesentlich höheren Niederschlägen, der von der Schwäbischen Alb kommend sich entlang der Frankenhöhe bis Schillingsfürst erstreckt, während das Hesselberggebiet im Osten der Stadt schon wieder unter 700 mm Niederschlagsmenge aufweist. Charakteristisch ist für Dinkelsbühl die hohe Luftfeuchtigkeit und der sehr häufige Bodennebel im Wörnitzgrund und den umliegenden Wald- und Weihergebieten¹².

Hinsichtlich der Temperaturen ergeben sich gegenüber dem weiteren Raum nur sehr geringe Unterschiede, die besonders in den Wintermonaten auftreten. In Dinkelsbühl liegt die mittlere Lufttemperatur des Jahres bei 7,8°C, sinkt im Januarmittel bis -1,7°C und erreicht mit 17,6°C im Julimittel die Höchstwerte. Augenfälligere Einzelzüge des Regionalklimas, die aus den Klimakarten wenig zu erkennen sind, liefern die Beobachtungen über den ersten und den letzten Frost, die mittlere Zahl der Frost- und Eistage, der Tag mit Schneedecke usw. Dabei hat das Gebiet östlich Dinkelsbühl mit Sulzachgrund und Hesselberg sowie ein Streifen Wörnitz abwärts durchwegs etwas günstigere Verhältnisse als die Stadt. Im westlichen Raum dagegen setzen Frosttage, Schnee usw. früher ein, das winterliche Klimabild hebt sich durch längere Dauer der Schneedecke heraus, und der Frühlingseinzug erfolgt demnach mehrere Tage später, so daß das Klima im Bereich der Wasserscheide und der Blasensandsteinriedel schon wegen seiner Höhenlage ungünstiger ist.

Durch das Fehlen von Beobachtungsstationen und auf Grund meiner nur spärlichen Beobachtungen läßt sich bislang noch kein genauer klimatischer Vergleich der einzelnen Teillandschaften erbringen, aber ich stimme keinesfalls damit überein, daß nach dem Klimaatlas von Bayern der Wörnitzgrund bis über Dinkelsbühl hinaus im ganzen gesehen klimatisch bevorteilt sein soll, denn durch die Vielgestaltigkeit des Geländes, der Boden- und Wasserverhältnisse erfahren die Temperaturen usw. manche Abwandlungen, die nur in der Vegetationsentwicklung ihren Niederschlag finden.

Im Ablauf des phänologischen Jahres sind die Unterschiede nicht wesentlich. Im Bereich der eigentlichen Frankenhöhe sind zwar Frühlingseinzug und Baumbüte bis zu einer Woche später als im Wörnitzgrund und dem anschließenden Hesselberggebiet, doch bedingen gerade auch die verschiedenen Hanglagen mit günstigem Lokalklima teilweise diese zeitlichen Unterschiede. Und das landwirtschaftliche Jahr mit Feldbestellung und Ernte richtet sich viel mehr nach den Bodengrundlagen als den regionalen Klimabedingungen. Im Gegensatz zum Dargelegten setzen Feldbestellung und Schnitt im klimatisch benachteiligten westlichen Raum volle 8 Tage früher ein als im östlichen Gebiet. Die Gründe liegen darin, daß die leicht erwärmbaren Sandböden des Blasensandsteins im Frühjahr eher abtrocknen, zudem vorwiegend Roggenanbau und wenig Weizen haben, und somit einen früheren Beginn der Feldarbeit ermöglichen als in den Talungen und auf den schweren, tonigen Liasböden mit ganz anderen Bodenwärme- und Feuchtigkeitsverhältnissen. Außerdem sind letztere vorwiegend Gersten- und Zuckerrübenböden. Im Sommer hingegen decken sich die phänologischen Erscheinungen weitgehend. In der herbstlichen Feldbestellung treten dann neuerlich Differenzen auf, und die Rübenernte erfolgt häufig aus regendurchnäßten oder schon verschneiten Äckern.

c) Die Böden¹²

Die aus dem Klima resultierenden Bodentypen sind die verschiedenen braunen Waldböden. Sie bilden sich durch die Verwitterung der anstehenden Gesteine im Zusammenspiel mit den Klimaverhältnissen und der Pflanzen- und Tierwelt, wobei das Muttergestein für Korngröße und Nährstoffgehalt, aber auch für Wasserführung und Durchlüftung maßgebend ist. Aus dem geschilderten Aufbau der Landschaft ist weiter bekannt, daß die Gesteine innerhalb der auftretenden Keuper- und Juraschichten starken Wechsel unterliegen und vom tonigen Schilfsandstein über die mulmigen oder dolomitischen Blasensandsteine und dem harten Burgsandstein bis zu den kalkreichen Mergeln und Schiefern des Unteren Gipskeupers, den Letten der Lehrbergsschichten, den Tonen des Feuerletzens und der Vielfalt der Schwarzjuragesteine variieren. Je nach dem entsprechenden Untergrund, der Art des Reliefs, der Lage des Grundwasserspiegels und dem Entwicklungszustand des Bodens sind daher die örtlich gebildeten Böden so sehr verschieden, daß nur eine beschränkte Übersicht gegeben werden kann, um damit wenigstens die Grundlagen für den Landbau des Dinkelsbühler Raumes aufzuzeigen.

Den agrarwirtschaftlichen Charakter des westlichen Raumes bestimmt der Blasensandstein, denn die unterlagernden Lehrbergsschichten kommen hier nur in den tieferen Tälern als schwere, zähe Tonböden vor. Sie sind zwar recht kalkreich, aber bei Nässe schmierig, bei Trockenheit hart und rissig und deshalb schwer zu bearbeiten. Der Blasensandstein selbst ist etwa 20 m mächtig und wird in der Hauptsache aus grob- bis feinkörnigen, mulmigen Sandsteinen mit eingelagerten Ton- und Mergellagen sowie einigen zwischengelagerten Lettenschiefen aufgebaut. Nur seine obere Abteilung, der Semionotensandstein, besteht aus hartem, quarzitischem Material. Durch Verwitterung bilden sich aus den Sandsteinen mit ihren eisen- und manganhaltigen Gallen und Lettenschichten tiefgründige Böden. Sie lassen sich gut bearbeiten und werden dort, wo die Tonlinsen und -schichten mit den Sanden sich mischen, gut bindig und durch den eingesprengten Kalkmergel wesentlich fruchtbarer als die anschließenden Burgsandsteinböden. Bei sorgfältiger Pflege und reichlicher Düngung ergibt der Blasensandstein landwirtschaftlich selbst für den Weizenanbau eine brauchbare Grundlage. Allerdings wechselt die Güte, je nach der Menge des vorhandenen Tones örtlich sehr. Wo der Untere Blasensandstein ansteht oder die unterlagernden Lehrbergstöne die Oberfläche schneiden, liegen die fruchtbarsten Mischböden, während die Talungen schwere Lehm Böden tragen und die höher liegenden Flächen, noch aus dem grobkörnigen Semionotensandstein bestehend, sandige Böden haben, die beide den übrigen an Güte nachstehen.

Die zweite für die örtlichen Bodenverhältnisse in gleicher Weise bedeutungsvolle Formation ist der Burgsandstein. Er liefert im allgemeinen schlechte Voraussetzungen für den Landbau. Doch muß vor einer Verallgemeinerung gewarnt werden, denn der Untere Burgsandstein, noch 40 m mächtig, hat mehrere zwischengelagerte Ton- und Lettenschichten. Die auf dieser Abteilung anstehenden Verwitterungsböden sind deshalb nicht durchweg sandig, nährstoffarm und wasserdurchlässig, sondern häufig brauchbare Mischböden. Das gilt ganz allgemein für flache Hanglagen, wo das überlagernde tonige Ver-

witterungsgut sich mit dem Sandboden vermischt, zum andern für jene Flurteile, bei denen die anstehenden Ton- und Lettenbänder flach ausstreichen. So kommen z. B. im Gebiet südlich von Dinkelsbühl¹³ gerade die bis 5 m mächtigen Tonschichten mit ihren sandigen Zwischenlagen an die Oberfläche und geben mit dem Sandstein, der selbst dünne Letteneinlagerungen hat, bindige Ackerböden. Sie haben außerdem günstige Bodenfeuchtigkeit und übertreffen deshalb die Böden des Blasensandsteins an Güte, sind gleichwertig mit den Schwarzboden und selbstverständlich weizenfähig. Freilich zeigen dennoch die meisten Burgsandsteinböden alle möglichen Übergänge zu den sterilen Bleicherden oder sie leiden, wenn ihre schweren Lettenschichten anstehen, unter gestautem Grundwasser und werden zu Grundwasser- und moorigen Böden. In beiden Fällen sind sie schlecht und scheiden aus den Nährflächen weitgehend aus.

Das charakteristische Erscheinungsbild dieses Burgsandsteingebietes sind daher die weitläufigen Wälder und vielen Weiher, die sich mühelos mit dem geologischen Untergrund in ursächliche Beziehung bringen lassen. Der Wald bedeckt zum Teil die Hänge und die sterilen Sandböden, die Weiher aber reihen sich im Unteren Burgsandstein dort aneinander, wo durch Ton- und Lettenschichten stauende Nässe auftritt, zahlreiche Naß- und Sickergallen liegen und das Relief ein Dämmen des Wassers ohne viel Erdaushub ermöglicht. Zu ganzen Weiherketten und -feldern gehäuft liegen sie besonders entlang der Keuper-Lias-Stufe, wo der mächtige Feuerletten die Stufe säumend auf dem Burgsandstein ausstreicht und diesen durch eine Lehmauflage abdichtet. Der Feuerletten selbst besteht aus groben, kalkhaltigen Tonen, deren charakteristische rote Farbe bis zur Erdoberfläche reicht und in reinem Zustande sehr schwere, nasse und kalte Böden bildet. Er erlaubt in diesen Hanglagen kaum eine erfolgreiche landwirtschaftliche Nutzung, deshalb ist die Stufe heute dem Nadelwald überlassen, während in früheren Jahrhunderten Laubmischwälder vorherrschten. Die zahlreichen Bach- und Wiesengründe vor der Stufe aber können, sofern sie nicht bewaldet sind, als landwirtschaftliche Grünflächen oder der Teichwirtschaft dienen. Die Liasfläche selbst beginnt hinter dem Steilhang der Stufe als offene, waldarme Landschaft, die leicht gewellte und schwach gegliederte Platten bildet. Schon in einem flüchtigen Überblick erkennt man, daß hier die besten Böden unmittelbar hinter der Steilstufe beginnen und die breiten Flächen einnehmen, weil lehmige bis sandige, gut entwickelte Verwitterungsböden anstehen, die sich aus der Angulaten- und Arietensandsteinschicht mit kalkig bis mergeligem Einschlag entwickelt haben. Der Bodenzustand ist durchwegs gut und ohne Auslaugungserscheinungen. Aus sandigen Mergeln oder Mergelkalken bestehen auch die Schichten des Mittlers und Oberen Lias und geben kalkreiche, dunkle bis braune, schwere Lehm- und Tonböden. Wegen des Kalkgehaltes sind sie gut entwickelt, vorausgesetzt, daß sie nicht zu viel Grundwasser führen. Sie stellen dann das fruchtbarste Ackerland auf den uhrglasförmigen Rücken und Schwellen der Liasflächen; in Tiefenlagen, Mulden und Tälchen aber sind sie zu schwer, geben jedoch noch brauchbare Grundlandflächen. Damit ist das Verbreitungsgebiet des Liasbodens das ertragsreichste Landwirtschaftsgebiet des Dinkelsbühler Raumes.

Eine besondere Bedeutung kommt endlich den Flußtälern zu, obzwar sie nur einen geringen Anteil an der Gesamtfläche des Gebietes stellen und über geologische Einheiten hinwegreifen. Ihre Böden sind zum größten Teil sehr

schwer, denn häufig stehen bereits in 20 cm Tiefe die roten Tone der Lehrbergschichten oder des Unteren Gipskeupers an. Der Grundwasserspiegel reicht aber auch bei den sandigen und lehmigen diluvialen Aufschüttungen meist bis dicht unter die Oberfläche. Es bilden sich durch Naßbleichung reine Grundwasserböden, die Wiesen von nur geringem Wert tragen. Zudem treten Wörnitz und Sulzach bei Hochwasser stets über ihre Ufer und erlauben auch deshalb bestenfalls eine Wiesenwirtschaft. Lediglich die Niederterrasse aus lehmig bis sandigem Material trägt Mischböden. Sie sind besseres Grasland und in Lagen etwa 1 m über dem Grundwasserspiegel hochwasserfrei und darum als Ackerland verwendbar. In den Seitentälern und kleinen Bachklingen lassen sich außerdem durch niedere Staudämme mühelos ganze Ketten von Weihern anlegen. Zudem ergibt sich dadurch die Möglichkeit, mittels Wasserkraftanlagen Energie zu gewinnen.

d) Die Wasserverhältnisse

Die Versorgung der Siedlungen mit Trinkwasser aus Quellen oder Brunnen bereitet im Dinkelsbühler Raum keinerlei Schwierigkeiten. Den Grundwasserverhältnissen liegt wieder die geologische Struktur zugrunde. Durch die wiederkehrende Wechsellagerung von grobkörnigen, mit reichem Porenvolumen versehenen Sandsteinen und dichten Tonen und Mergeln des Keupers und Lias werden erstere allgemein zu Grundwasserträgern, letztere zu Grundwasserstauern. Als vorzügliche Quellhorizonte vom Schichtquelltypus und mit guter Wasserschüttung wirken Schilfsandstein mit den Lehrbergschichten, der Untere Burgsandstein mit mehreren Zwischenhorizonten soweit Grobsandsteine den Lettenschichten auflagern, und schließlich die sandig ausgebildeten Angulaten- und Arietenschichten des Unteren Lias, denen als Wasserstauer der Feuerletten unterlagert. Infolge des Schichtfallens nach SO sind die ergiebigsten Wasseraustritte an den Westhängen der Täler. Besonders reichlich ist die Wasserführung auch in den Diluvial- und Alluvialfeldern der Talauen.

Der Dinkelsbühler Raum ist deshalb hydrologisch sehr wechselvoll und gehört zu den quellenreichsten, leider aber nicht auch zu den wasserreichsten Gebieten Süddeutschlands. Denn hier drängen sich zwar mehrere Formationen auf engstem Raume zusammen, aber die Sandsteindecken sind durch die zahlreichen Gewässer in lauter kleine Riedel zerlegt, die nur ein geringes Einzugsgebiet für die Grundwässer darstellen. Das wichtigste Wasserstockwerk für die Stadt Dinkelsbühl ist dabei der Quellhorizont des Blasensandsteins gegen die Lehrbergschichten, denn durch seine flächige Ausdehnung in einem Dreieck um Dinkelsbühl stellt er ein größeres Einzugsgebiet für das Niederschlagswasser dar¹⁴. Erhebliche Wassermengen lassen sich schließlich durch Tiefbohrungen innerhalb des Burgsandsteins erschließen. Dieses Tiefenwasser hat dabei den Vorteil, daß es von den Niederschlägen unabhängig ist und wegen des allgemeinen Schichtenfallens unter artesischer Spannung steht¹⁵. Wichtig ist außerdem das spärliche Vorkommen kalkhaltiger Schichten, so daß das Wasser kalk- und magnesiumarm ist und die Gesamthärte 15 Grad DH kaum überschreitet¹⁶.

e) Der Wald

Aus diesen Tatsachen ergibt sich folgerichtig auch die heutige Verbreitung und Bedeutung des Waldes, der ursprünglich lückenlos das ganze Gebiet bedeckte. Denn was als Siedlungs-, Acker- und Weideland ausscheiden muß, bleibt der Waldwirtschaft überlassen. Dieser zwangsläufige Rhythmus der Waldverteilung ist also das Ergebnis der Auswahl des Kulturlandes nach Relief, Boden- und Wasserverhältnissen. Waldfrei ist deshalb heute das bodenmäßig bessere Blasenandsteingebiet um Dinkelsbühl. Hier war auch die Rodungsintensität am stärksten und bis zur Zwerchwörnitz und über die Rotach nach Westen blieben nur kleine Waldparzellen an den Talhängen und den Gemarkungsgrenzen übrig. Jenseits der Zwerchwörnitz und im Bereich der Wasserscheide, wo der Blasenstandstein nur noch in stark aufgelösten Resten erhalten blieb, sind die Flanken und Kuppen der Bergzüge dagegen mit Nadelwald überzogen. Desgleichen blieb der Wald im Verlauf des Burgsandsteins und entlang der Keuper-Lias-Stufe nahezu vollständig erhalten und bildet eine geschlossene Waldeinheit. Dagegen sind die Liasplatten wegen ihrer Bodengüte waldfrei. Nur vereinzelte Hardtwäldchen, letzte Reste der ehemaligen Almendewälder, blieben erhalten. Eine Ausnahme davon macht die südlich der Wörnitz liegende Frankenhofener Liasplatte, denn auf ihrem West- und Südteil stehen geschlossene Waldbestände. Die Gründe liegen hier einmal in der starken Zertalung und Auflösung in eine Vielzahl kleiner Gesteinsinseln, wobei an den Hängen der schwere, rote Feuerletten ansteht, zu Rutschungen neigt und ackerbaulich wertlos ist, zum anderen wirkte auf die Walderhaltung begünstigend die jahrhundertelange landesherrliche Pflege und Förderung der Grafen von Oettingen. So wird verständlich, daß der Waldanteil um Dinkelsbühl etwa 35 Prozent der Fläche beträgt. Zur forstwirtschaftlichen Nutzung dienen, wegen der mäßigen Böden, heute meist Föhrenwälder. Reiner Laubwald fehlt gänzlich. Im Mittelalter aber waren es, entsprechend den Quellenüberlieferungen, im östlichen Dinkelsbühler Raum vornehmlich Laubmischwälder mit Buchen und Eichen auf tiefgründigen, und Erlen und Birken auf nassen Ton- und Lettenböden, während im Bereich der eigentlichen Frankenhöhe Nadelhölzer, besonders Fichten und Kiefern autochthon waren und von hier auch nach Osten einwanderten. Dabei half seit dem 18. Jahrhundert der aufkommende Holzartenwechsel zugunsten der raschwüchsigen Nadelhölzer entscheidend mit. Demnach lassen das heutige Waldbild und seine Verbreitung deutlich die natürlichen Grundlagen, aber auch den starken Einfluß des Menschen und seine veränderte Wirtschaftsweise erkennen. So ist das Gebiet, ebenso wie mit Bausteinen, auch mit Holz reichlich versorgt; aber es fehlen die guten Holzarten in entsprechend großer Menge, wie auch die Voraussetzungen zum Versand, um wirtschaftlich über den engeren Raum hinaus wirksam zu werden.

Zusammenfassend läßt sich deshalb sagen, daß im gesamten Raum die Bedingungen für die Siedlungen so mannigfaltig sind, daß sie nicht ausschließlich an besondere Wasser- und Bodenverhältnisse gebunden zu sein brauchen und deshalb flächenhaft verstreut sind, wobei verständlicherweise bestimmte Ortslagen bevorzugt werden. Leitlinien der Besiedlung blieben die

Täler wegen ihrer verkehrsgeographischen Lage, doch rückten die Dörfer meist auf die überschwemmungsfreien Terrassen oder in die Quellmulden der verschiedenen Stufen, einerseits wegen des leichten Aufstieges durch die Talungen, andererseits um eine gewisse Wetterschutzlage zu haben. So fügten sich die Siedlungen den Wasser- und Reliefverhältnissen der Landschaft ein und berücksichtigen auch die Bequemlichkeit des Wohnens und der wirtschaftlichen Bedürfnisse. Letzteren liegen in erster Linie die Bodenbedingungen zugrunde, die im ganzen doch nur mittelmäßig sind, und weite Teile des Keuperlandes blieben sogar dem Walde überlassen, wodurch die Nährfläche des Raumes erheblichen Beschränkungen unterworfen ist. Das Blasensandsteingebiet um die Stadt bildet dabei freilich ein völlig gerodetes, landwirtschaftlich recht brauchbares Dreieck, aber ihm schließen sich zwei spitzwinklige Streifen der Burgsandsteinlandschaft an, die bis auf einige Rodungsinseln im Süden naturgemäß aus der Nährfläche weitgehend ausscheiden. Dann erst kommen die fruchtbaren Liasplatten im Süden und Osten. Aber sie liegen, ebenso wie die Unteren und Oberen Gipskeuperschichten mit besseren Bodenqualitäten im peripheren Bereich. Da auch die entsprechenden klimatischen Voraussetzungen für Spezialkulturen fehlen, ergeben sich nur verhältnismäßig eng begrenzte landwirtschaftliche Entwicklungsmöglichkeiten. Einzig die Fischzucht kann ein zusätzlicher Wirtschaftsfaktor sein. Damit erschöpfen sich die autochthonen Grundlagen für Siedlung und Wirtschaft. Der Dinkelsbühler Raum ist relativ arm. Jeder wirtschaftlichen Entwicklung des Gebietes wie auch der Stadt Dinkelsbühl sind daher ganz bestimmte Grenzen gesetzt. Wenn darüber hinaus dieser Landschaft eine weitreichende wirtschaftliche Bedeutung zugeschrieben werden könnte, dann nur durch den Menschen mit seiner Arbeitskraft und dem entsprechenden Wirtschaftswillen, wobei arbeitsorientierte und -intensive Wirtschaftsformen den Raum bestimmen müßten.

3. Die siedlungsgeographischen Grundlagen

Die Verteilung von Wald und Ackerland, wie sie heute vorliegt, ist das Werk des siedelnden und wirtschaftenden Menschen, der bestrebt war, die natürlichen Grundlagen für seine Zwecke zu erschließen und nutzbar zu machen. Darum ist auch die jetzige Kulturlandschaft das Ergebnis aus dem wechselseitigen Zusammenspiel des schaffenden Menschen mit dem Erdräume und seinen natürlichen Gegebenheiten. Insbesondere waren es dabei die Geländeformen, die Wasserverhältnisse und der Boden, sowie die Art und Verbreitung des Waldes, die sich entscheidend auf den Gang der Besiedlung auswirkten. Denn begreiflicherweise lockten die fruchtbaren und waldarmen Landschaften zum Siedeln, während schlechte Böden und unwirtliche, geschlossene Urwaldgebiete ihrer Gefahren und der Unrodbarkeit wegen zunächst gemieden wurden.

Jede Landschaft muß darum auf Grund ihrer besonderen physisch-geographischen Struktur eine ganz bestimmte, ihr eigentümliche kulturgeographische Entwicklung von ältesten Zeiten bis in die Gegenwart herein genommen haben.

a) Der Dinkelsbühler Raum während vor- und frühgeschichtlicher Bewegungen^{16a}

Nach den bisherigen Erkenntnissen über den Lebensraum um Dinkelsbühl ist die geologisch bedingte und morphologisch deutlich ausgebildete Stufe der Frankenhöhe die entscheidende Landschaftsgrenze. Sie trennt das uns naturräumlich wohlbekannte, unfruchtbare Keuperland von den waldarmen, meist lößbedeckten, fruchtbaren Muschelkalk- und Lettenkeupergebieten.

Es nimmt deshalb kaum wunder, daß Bodenfunde schon aus der Steinzeit im württembergischen Franken zahlreich und weit verbreitet sind. Sie beschränken sich aber keineswegs nur auf die Muschelkalkgebiete und den Lettenkeuper, sondern häufen sich ebenso auf der Schwäbischen Alb und ihrem Liasvorlande. Dabei reichen die Funde in einem großen Bogen bis in das Gebiet des Craillsheimer Hardwaldes, in die Gegend westlich Ellwangen und bis auf den Hornberg bei Ellenberg/Württ.¹⁷ Die gesicherte steinzeitliche Besiedelung reichte somit bis hart an den nord- und südwestlichen Grenzraum von Dinkelsbühl. Er selbst aber wird, was aus der Fundleere zu erschließen ist, wegen seiner ungünstigen Naturverhältnisse nicht berührt.

Aber auch im Südosten und Osten von Dinkelsbühl, auf bayerischem Gebiete, wo die vielfach verzahnte Liasstufe das Dinkelsbühler Keuperland umrahmt und abgrenzt, reichen einzelne Bodenfunde bis auf die jüngere Steinzeit zurück¹⁸.

Während aber auf württembergischem Gebiet seit der jüngeren Steinzeit die Muschelkalk- und Liasflächen endgültig besiedelt sind, lassen die geringen archäologischen Funde auf den Liasplatten um Tannhausen/Württ. und um den Hesselberg sich noch nicht als Beweise anführen, daß auch dieser Raum schon während der jüngeren Steinzeit dauernd besiedelt war. Man vermutet dies zwar mit Recht, denn die fruchtbaren Liasböden um den Hesselberg und dieser isolierte Berg selbst, lockten in gleicher Weise den Menschen der Frühzeit wie das anschließende fruchtbare Ries und die waldarmen Juragebiete, deren starke jungsteinzeitliche Besiedelung (Glockenbecherkultur) bewiesen ist.

Außerdem sprechen in gewissem Sinne für eine feste Besiedelung auch die Knochenfunde des Pfahlbaurindes bei Aufkirchen am Fuße des Hesselberges und die jungsteinzeitlichen Einzelfunde auf dem Berge selbst¹⁹.

Von der Bronzezeit an kann man dagegen die kontinuierliche Besiedelung des Hesselberges über die gesamte Kulturperiode²⁰ (etwa 2000—750 v. Chr.) durch zahlreiche und in ihrer Art teilweise einzigartige Funde verfolgen²¹. Aus der mittleren bzw. späten Bronzezeit stammen zwei Siedlungsplätze mit Skelettresten, Herdstätten und Abfallgruben, eine Töpfer- und eine Bronzegießerwerkstätte mit Fertigwaren und Geräten²². Aber auch das Umland lieferte zahlreiche Fundmaterial²³.

Die Bronzezeit brachte demnach eine Intensivierung und Ausweitung des vorgeschichtlichen Siedlungsraumes auf dem Hesselberg und den umliegenden Liasplatten. Der Mittelpunkt dieses Siedlungsgebietes war dabei allem Anschein nach der Berg selbst. Seine Höhensiedlung lieferte besonders viele Funde aus der jüngeren Bronzezeit, deren Eigenart in der Keramikgestaltung es erforderte, sie als einen eigenen Formenkreis mit ihrem wirtschaftlichen Zentrum auf dem Hesselberg anzusehen. Der Berg trug ja auch eine sehr umfangreiche bronzzeitliche Fliehbürg-Wallanlage, deren genauere Kenntnis Hertlein und Reinecke zu verdanken ist²⁴. Diese Sonderstellung aber ist bei der ausgezeichneten geographischen Lage des die fruchtbare Liaslandschaft weit überragenden Berges wohl verständlich.

Die bronzzeitliche Höhensiedlung fand schließlich durch gewaltsame Zerstörung ihr Ende. Die anschließende Eisenzeit (800—1 v. Chr.), die auch in Franken in eine ältere Periode, die Hallstattzeit (800—500 v. Chr.) und eine jüngere die Latènezeit (500—1 v. Chr.), gegliedert wird, führte zu einer weiteren Verdichtung des Fund- und Siedlungsbildes. Bemerkenswerterweise ist die frühere Hallstattzeit auf dem Hesselberg²⁵ und seinem Vorlande bis dicht an die Keuperwälder durch Einzelfunde und Gräber ausgiebig vertreten. Ihr schreibt man deshalb auch den Ausbau der Höhensiedlung und die Hauptumwallung zu²⁶. Ob allerdings die zahlreichen Grabhügel südlich und westlich von Fremdingen, bei Bergheim, Wittenbach, Schopflohe, Frankenhofen, nordwestlich und nördlich von Illenschwang, sowie beiderseits der Straße nach Sinnbronn, bei Lentersheim, Grüb, Labertswend u. a. O. der Hallstattperiode oder der Latènezeit²⁷ zuzurechnen sind, können nur ganz neue wissenschaftliche Untersuchungen klären. Dennoch sind sie, zusammen mit den spätlatènezeitlichen Viereckschanzen (Keltenschanzen) in den Waldgebieten um den Hesselberg und neben den bedeutenden Einzelfunden²⁸ beredte Zeugen für eine starke Besiedlung in vorgeschichtlicher Zeit. Mit der Latènezeit endet im Dinkelsbühler Raum aber auch die lange Folge vorgeschichtlicher Entwicklungsperioden, und sie stellt zugleich einen letzten kulturellen Höhepunkt dar.

Nach diesen vorgeschichtlichen Funden zu urteilen fallen die Altsiedellandschaften im Nordwesten des Raumes mit den geologischen Formationen des Muschelkalkes und Lettenkeupers zusammen; vom Südwesten bis zum Osten aber decken sie sich in einem geschlossenen halbkreisförmigen Bogen mit der Ausdehnung der Liasplatten. Und das gesamte Keupergebiet zwischen diesen Altsiedelgebieten ist offensichtlich fundlos.²⁹

Das Dinkelsbühler Keupergebiet trennte wegen seiner kargen Böden und dichten Waldbedeckung somit zwei große Altsiedelräume und wurde dadurch

schon in vorgeschichtlicher Zeit ein landschaftlicher und anthropogeographischer Grenzraum.

Doch muß man annehmen, daß gerade durch die besondere Lage des Dinkelsbühler Keuperlandes dieses auch zu einem Durchgangs- und Verbindungsraum wurde. Und mit gewissem Recht kann man deshalb annehmen, daß vielleicht seit der Bronzezeit Verbindungswege, quer durch den Keuperwald, die beiden Altsiedellandschaften mit ihren bedeutenden Höhensiedlungen verbanden. Doch darf man noch nicht von einem lebhaften Verkehrsbedürfnis sprechen und es müssen die von manchen Heimatforschern bis in vorgeschichtliche Zeit zurückdatierten „Hochstraßen“ sehr, sehr vorsichtig aufgenommen werden.

Das bisherige Siedlungsbild änderte sich während der römischen Herrschaft noch nicht. Seit Kaiser Domitian rückten die Römer von der Donau-Rhein-Grenze etappenweise über das Ries nach Germanien vor, und um 150 n.Chr. errichteten sie den vorgeschobensten Limesteil mit Kastellen und Verbindungsstraßen in unserem Raum.

Sein zweifach geknickter, jeweils geradliniger Verlauf von Pfahlheim über Wilburgstetten, Weitingen, Dühren nach Gunzenhausen zeigt, daß lediglich die Altsiedelgebiete, also, wirtschaftlich gesehen, die Liasflächen mit ihren unter Bebauung stehenden besseren Böden in den Limes einbezogen wurden. Doch scheint es im Hesselberggebiet, als ob strategische Gesichtspunkte noch wesentlicher gewesen wären³⁰, denn, abgesehen von der üblichen Rücksichtnahme auf das Terrain und die Geradlinigkeit, ist der Limesverlauf offensichtlich durch den Hesselberg, der einbezogen werden sollte, und den Altmühlübergang bei Gunzenhausen bestimmt. Von Gunzenhausen kommend, schneidet er deshalb die beiden großen Liasflächen Beyerberg-Burk und Michelbach-Illenschwang-Sinnbronn ab, bezieht aber das bis südlich Wilburgstetten nach SO vorspringende Keupersandsteingebiet des Wörnitztales mit ein. Ähnlich liegen die Verhältnisse um Gunzenhausen. Beide Keupergebiete sind aber Flußknoten und als weite offene Talzüge durchgängig und darüber hinaus vom Limes und dem alles beherrschenden Hesselberg leicht einzusehen und zu sperren. Die Flußtäler selbst sind damals sicher bereits anthropogene Leitlinien gewesen und bestimmten die Richtung vorrömischer Wege, wie sie von Hertlein, Winkelmann u. a.³¹ angenommen werden. Außerdem hatte gerade das Hesselberggebiet als Vorland zum dicht besiedelten Ries besonderen siedlungsgeographischen Wert. Endlich war das große Keuperwaldgebiet nördlich des Limes damals nicht mehr völlig siedlungsleer, sondern nur sehr siedlungsarm, und die breiten Talfurchen in der Landschaft waren sicherlich auch verkehrsgeographisch von Bedeutung, denn sonst wären bei Dambach, Dühren, westlich von Wilburgstetten und bei Halheim keine Tore im Limes gewesen, durch die Handel und Austauschverkehr mit Germanien erfolgte³².

Überblickt man rückschauend nochmals die gesamte vor- und frühgeschichtliche Siedlungsperiode und ihre räumliche Ausdehnung, so ergeben sich mit aller Deutlichkeit bereits in jener frühen Zeit schroffe Gegensätze in der werdenden Kulturlandschaft, die für alle späteren Zeiten immer von Bedeutung geblieben sind und bis heute in ihren Wesenszügen noch bestehen. Die tieferen Ursachen aber sind dabei in den sehr verschiedenen physisch-geographischen Grundlagen zu suchen, wie sie in den vorhergegangenen Kapiteln aufgezeigt wurden.

b. Die germanische Landnahme und die mittelalterliche Siedlungsbewegung

Die Landnahme des römisch besetzten Gebietes durch die Germanen begann in der Mitte des 3. Jahrhunderts. Nach dem Markomannenkrieg 233/34 n. Chr. durchbrachen die Alemannen, ein aus verschiedenen, vornehmlich swedischen Stämmen zusammengesetzter Kampfverband, den Obergermanisch-rätischen Limes. Aber erst um 260 dürfte das Land endgültig in germanischen Besitz gekommen sein³³.

Die Landnahme der Alemannen und die Bevölkerungsverhältnisse dieser germanischen Frühzeit sind leider durch keine zeitgenössischen Darstellungen und Schriften belegt. Doch lassen sie sich wenigstens an Hand von Bodenfunden, unter denen die Reihengräber die bedeutendste Rolle spielen³⁴, durch die Verbreitung der Sprachelemente und besonders durch die Ortsnamenforschung mit Gewißheit rekonstruieren. Da die Festlegung von Sprachgrenzen und die räumliche Verteilung der Ortsnamen geographischen Forschungsmethoden am zugänglichsten sind, werden letztere hier im Rahmen dieser Darstellung besonders ausgewertet.

Die Alemannen gaben ihren bis ins 4. Jahrhundert nicht immer festen Wohnsitzen jeweils die Namen ihrer Sippe, aus ihnen entstanden schließlich unsere ältesten germanischen Flur- und Ortsnamen auf -ingen. Ihr Verbreitungsgebiet beginnt im Osten um den Hesselberg mit den Ortsnamen Ehingen, Röckingen, Irsingen, Alten-, Hohen- und Wassertrüdingen, Geroltingen, Ober- und Unterschwaningen und Weiltingen. Sie sind letzte Ausläufer der sehr zahlreichen „ingen“-Orte des Rieses und der angrenzenden Alb mit ihrem Liasvorland. Allerdings schiebt sich ein schmaler Landstrich, der Öttinger Forst, mit völlig anderen Namen trennend ein. Diese „ingen“-Orte liegen übrigens ausnahmslos innerhalb des ehemaligen römischen Limes, und sie bestätigen, daß auch bei der germanischen Landnahme siedlungsgeographische Tatsachen mitspielten, indem nämlich die lößbedeckten Böden des Rieses und die offenen Lias- und Juralandschaften zur bäuerlichen Siedlung einluden, während die Waldgebiete siedlungsfeindlich waren.

„Ingen“-Orte finden sich in den fruchtbaren Muschelkalk- und Lettenkeupergebieten Mainfrankens und Württembergs weit verbreitet, die deshalb auch als alemannische Altsiedelräume anzusehen sind und mit Insingingen, Wettringen und Gröningen bis an den Rand der dicht bewaldeten Frankenhöhe heranreichen.

Durch diese alemannische Landnahme gehörte für 3 Jahrhunderte das ganze Dinkelsbühler Keupergebiet zum „Herzogtum Alemannien“³⁵. Doch sind damals noch ausschließlich die fruchtbaren Gebiete zwischen Main und Neckar, Kocher und Jagst, die Gaulandschaften und das Land um die Tauber bis zu ihrer Quelle besiedelt worden. Im Süden und Osten des Dinkelsbühler Raumes blieben das Gebiet der Schwäbisch-Fränkischen Alb samt den vorgelagerten Liasplatten, einschließlich dem Hesselberggebiet, das Ries und die Landstriche der unteren Wörnitz und Altmühl bevorzugtes Siedelland der Alemannen. Das dicht bewaldete, dazwischen eingekeilte Keuperland mit Dinkelsbühl aber wurde noch „gemieden“ und blieb Wildnis. Die Verbreitung der „ingen“-Orte selbst aber bezeugt sowohl die Siedlungskontinuität der Altsiedelländer als auch die guten Bodenverhältnisse und die Waldarmut der Landschaften als siedlungsgeographische Hauptmerkmale.

Mit dem Siege des Frankenkönigs Chlodwig, wohl im Jahre 496 und 506³⁶, drangen die Franken aus ihren bisherigen Wohnsitzen am Mittelrhein um Worms und Mainz nach Osten und Südosten vor und gliederten in der Folge Nordalemannien ihrem erstarkenden Frankenreiche ein. Damit begann der zweite germanische Siedlungsstoß in unseren Raum, aber diesmal von Germanen fränkischen Stammes geführt³⁷. Mit ihnen kam das Christentum in katholischer Prägung. Im wesentlichen wurden bei dieser gewaltigen kriegerischen Siedlungsbewegung den Alemannen die fruchtbaren, teils mit Löß überdeckten Muschelkalkgebiete abgerungen und die alemannische Bevölkerung bis auf die festgesetzte Grenzlinie Hesselberg-Hohenberg-Hohenasperg zurückgedrängt³⁸. In den eroberten Gebieten entstehen nun die fränkischen „heim“-Orte. Vereinzelt werden auch alte alemannische „ingen“-Orte überlagert, kenntlich z.B. an der Nachsilbe „igheim“.

Der Siedlungsstoß der Franken führte im NW in deutlich erkennbarer Anpassung an die naturbegünstigten Siedlungslagen bis an die Randstufe des Keuperwaldgebietes entlang der Frankenhöhe, wo nun neben den alemannischen Orten Wetringen, Insingen, Gröningen die fränkischen „heim“-Orte³⁹ entstehen. Sie greifen sogar mit Ostheim, Frankenheim und Ungetzheim, den Talgründen nach Südosten folgend, bereits in das Keupergebiet über. Diese „heim“-Orte sind deshalb zeitlich frühestens in das 6. Jahrhundert, teilweise wohl erst in das 7. Jahrhundert einzuordnen.

Ein schwacher fränkischer Siedlerstoß führte u.a. wahrscheinlich auch an der schmalsten Stelle des Keuperwaldes entlang den Flüssen Wörnitz und Sulzach bis zum jenseitigen Altsiedelland um den Hesselberg⁴⁰, die Tannhausener Liasplatte⁴¹, das Ries⁴² und die untere Altmühl⁴³ vor. Es treten in diesen Landstrichen nämlich neben den alemannischen „ingen“-Orten des 4./5. Jahrhunderts auch in einzelnen Gruppen beisammen „heim“-Orte auf, die man den Franken zuschreibt⁴⁴. Anders als in einem frühfränkisch-merowingischen Kolonisationsstoß durch den Dinkelsbühler Raum läßt sich die Verbreitung dieser Ortsnamenschicht schwerlich erklären. Außerdem bestätigen die Reihengräberfelder z. B. im württembergischen Franken bei Ingersheim usw.⁴⁵, im Hesselberggebiet⁴⁶ und Ries⁴⁷ das fränkische Vordringen bis übers Ries und die untere Altmühl. Dabei geht man vielleicht nicht fehl, wenn man die Ansicht vertritt, daß das breite Wörnitz- und Sulzachtal, ebenso wie das Tal der Altmühl, ihre gemeinsamen flachen Wasserscheiden im Bereich des nord-westlichen Stufenabfalles zum Altsiedellande der Muschelkalkflächen hin, anthropogeographische Leitlinien für diesen ersten fränkischen Siedlerstoß waren. Außerdem verbanden gerade hier wahrscheinlich schon Altwege seit vorrömischer Zeit die beiderseitigen Altsiedelräume.

Endlich geben einige Ausnahmen, nämlich die Ortsnamen Dorfgütingen, Lehengütingen, Segringen, Sittlingen, Meisslingen einerseits und die Orte Frankenheim, Ungetzheim andererseits zu denken. Sie liegen alle im Zuge des Wörnitzgrundes. Aber ihre räumliche Lage zeigt keinerlei Zusammenhang mit Altsiedelland und sie sind von „-stetten“, „-ach“, „-bach“, „-hausen“, „-hofen“-Orten umgeben. Vielleicht braucht man in ihnen tatsächlich nicht ausschließlich spätere Wortnachbildungen zu sehen, sondern kann die Orte als erste Rodungen im Keuperland zwischen beiden Altsiedelländern betrachten, wofür auch die Lage in der Wörnitzfurche spräche. Ende des 6. und anfangs

des 7. Jahrhunderts erlahmte nämlich mit den einsetzenden Parteistreitigkeiten für ein Jahrhundert die Stoßkraft der fränkischen Siedler⁴⁸, und in dieser Zeit wäre es möglich gewesen, daß die gebliebenen alemannischen Volksreste, vom Süden her, der Wörnitzfurche aufwärts im Keuperland rodeten, um neues Siedlungsland zu schaffen und dabei die genannten „-ingen“-Orte des engeren Dinkelsbühler Raumes als Ausbauten gründeten, während Frankenheim und Ungetzheim frühe fränkische Rodungen sind.

Die eigentliche Besiedelung des gesamten Keuperwaldes erfolgte erst später in einem zweiten fränkischen Siedlerstoß zu Beginn des 8. Jahrhunderts als die Altsiedelgebiete einschließlich des inneren Ausbaues räumlich erschöpft waren⁴⁹. Der Naturraum, so wie er früher geschildert wurde, bereitete aber der Besiedlung erhebliche Schwierigkeiten. Einmal war entscheidend, daß das Keuperbergland der Frankenhöhe mit einer teilweise markanten Steilstufe nach Westen hin zum Altsiedelland endete, zum andern war zu jener Zeit das Keuperland mit dichtem Urwald überzogen, gebildet aus Fichten, Föhren, Tannen, Eichen, Espen und Buchenmischwäldern. So blieben Landstufe und Urwälder nicht nur für die schon erwähnte vor- und frühgeschichtliche Besiedlung, sondern auch noch im wesentlichen für die vom Westen her einsetzende mittelalterliche merowingisch-fränkische Kolonisation ein erhebliches Naturhindernis. Deshalb begann die eigentliche Kolonisation erst im 8. und 9. Jahrhundert unter Karl Martell (704—741) und Pippin dem Jüngeren (741—768). Unter ihnen schreitet sie jedoch im Zuge einer planmäßigen Macht- und Bevölkerungspolitik rüstig fort, und es entstehen die neuen Ortsnamengruppen „-stetten“, „-hausen“, „-hofen“, „-ach“, „-bach“, „-au“, „-wang“, „-bronn“, „-bühl“ usw.

Dabei scheinen im Raum um die Wörnitz die „-hausen“ und die „-hofen“-Orte⁵¹ die ältesten zu sein, weil ihre Verbreitung in erster Linie im Altsiedellande, nahe bei den älteren „-heim“-Orten oder am Rande des Keuperlandes ist, weshalb sie wahrscheinlich noch als frühe Ausbauten des Altsiedellandes etwa ins 7./8. Jahrhundert zurückdatiert werden können und damit nicht eigentlich der Rodungsperiode zuzurechnen sind⁵². Das gilt sowohl für die Orte im NW als auch im SO, so daß sich hierin die Ansätze eine doppelten Rodungs- und Siedlungsbewegung gegen das Keuperland, nämlich aus dem Westen und Nordwesten einerseits und aus den südlichen und südöstlichen Räumen des Albvorlandes und Rieses andererseits, ablesen lassen. Das gleiche gilt für die „-stetten“, „-ach“, „-bach“, usw. Orte, nur sind sie bereits echte Rodungssiedlungen. Auch sie greifen eindeutig von den beiden Altsiedelgebieten her in die Keuperwälder des Dinkelsbühler Raumes hinein. Dasselbe siedlungsgeographische Gesamtbild in seiner zeitlichen Dynamik läßt sich endlich übereinstimmend auch an Hand der früheren Pfarreiorganisationen nachweisen. Denn auch die Ur- und Großpfarreien schieben sich nicht nur vom Westen und Nordwesten her in das Waldgebiet vor, sondern ebenso vom Hesselbergvorland und der im nahen Württemberg liegenden Tannhausener Platte. Typisch ist, daß die randlichen Urfarreien, z. B. Halsbach, ihre Filialkirchen fast ausschließlich in das Keuperwaldgebiet hineinrichten, woran man mit großer Wahrscheinlichkeit die Abhängigkeit des Dinkelsbühler Raumes

von den Altsiedelländern her erkennen kann. Urfparreien im Innern des Waldlandes, z. B. Weidelbach usw. zeigen dabei ebenso noch eine Tendenz nach einer Richtung.

Wenig jünger sind die -„stetten“⁵³, die -„ach“, -„bach“, usw. Orte anzusetzen. Das Kloster „Ansbach“ zum Beispiel wurde nämlich bereits zwischen 724 und 748⁵⁴ gegründet. Und was für den Ort Ansbach zutrifft, läßt sich sicher auch für die -„ach“-Orte Halsbach und Weidelbach übertragen, die zu den Urfparreien des Wörnitzgrundes zählen⁵⁵. Ausbauten von Halsbach sind vielleicht Haslach, Sulzach, Hellenbach, Hirschbach, da sie zum Halsbacher Pfarrsprengel gehörten. Ähnlich liegen die Verhältnisse für Weidelbach mit Lautenbach, Esbach, Radach⁵⁶ usw. Aber auch die -„wang“-Orte sind für das 8. und 9. Jahrhundert anzusetzen, ebenso die -„rieden“-Orte, wie Larrieden usw.

In diese Zeit fällt wahrscheinlich auch die Gründung und Namengebung der Siedlung „Dinkelsbühl“, die dem Alter und der Entstehung nach auf die fränkische Rodung zurückgeht. Offen bleibt nur die Ableitung des Namens. Bis heute noch ist die gebräuchlichste, aber falsche, die Ableitung von der Getreideart Dinkel. Ihre Ableitung scheint durch das älteste Stadtsiegel, den rechts schauenden Reichsadler auf der einen und die drei Hügel mit drei Dinkelähren auf der anderen Seite ebenso wie durch die Nennung „Zeapolis“ aus der Mitte des 15./16. Jahrhunderts bestätigt zu werden. Dagegen aber sprach sich mit Recht E. Schröder aus und leitet „Dinkelsbühl“ mit viel Scharfsinn vom Gerichtshügel⁵⁷ ab. Schwierigkeit macht u. a. aber das Genitiv-s; weswegen es H. Schreibmüller⁵⁸ vom doppelstämmigen Personennamen „Dingolf“ oder „Thingolt“ ableitet, nicht aber von der Kurzform „Dinkilo“. Demnach wäre der Siedlungsname „Dinkelsbühl“ abzuleiten als „Bühl des Dingolf oder Thingolt“. Hat E. Schröder den Namen unmittelbar von der Gerichtsstätte abgeleitet, so führt H. Schreibmüllers Ableitung, zwar über einen Personennamen, letzten Endes doch auch auf die Ding- oder Thingstätte zurück, denn Dingolf oder Thingolt bedeuten Thinghüter.

Der gesamte fränkische Besiedlungsvorgang verlief flächenhaft wie die Geschichtsquellen, die weitläufige Verbreitung der Ortsnamen mit verschiedenen Endsilben, aber auch der Aufbau der Königshöfe, Königsmarken und Bannforste ergibt. Als erste Stützpunkte der Besiedlung dienten die Königshöfe, von wo aus das Land militärisch und wirtschaftlich verwaltet und weiter erschlossen wurde. Vermutet werden solche Königshöfe im weiteren Raum in Ellwangen, Ehingen, Crailsheim, Insingen, Ansbach, Herrieden, Königshofen, Feuchtwangen und auch in Dinkelsbühl. (Siehe Seite 33).

Aus den Königshöfen wurden Urdörfer. Gleichzeitig haben sich mit Sicherheit auch unabhängig davon andere Dörfer entwickelt. Es wurde zum größten Teil die Kolonisation und Siedlung von den weltlichen Grundherren⁵⁹, besonders dem Königtum und seinen Dienstmännern getragen und nur sehr wenig von den Klöstern. Verständlicherweise nützten die Siedler die günstigen Lagen des Reliefs, der Hydrographie und des Bodens. Meist liegen die Siedlungen deshalb auf den hochwasserfreien Talrändern der Flüsse, wie Wittelshofen, Michelbach, Kemmathen, Dürrwangen, Mönchsroth, Deufstetten, Lautenbach, Weidelbach, Ampfrach usw. Diese Dörfer und ihre Markungen sind aber bereits kleiner als die der bekannten -„ingen“ und -„heim“-Orte. Sie mußten ihre

Markungen ja auch im Laufe der Jahrhunderte dem Walde Stück für Stück abringen. Daher ist ihre Flur im allgemeinen eine Blockflur, während die „-ingen“ und „-heim“-Orte teilweise noch großräumige Gewanne aufweisen⁶⁰. Sehr bald, spätestens aber im 9. Jahrhundert, erfolgte der weitere Ausbau dieses Rodungslandes. Flußaufwärts in die Seitentäler und auf die Höhen hinauf schoben sich nun die Siedlungen meist als kleine Dörfer oder Weiler, manchmal sogar mit denselben Endungen. Sie sind Hinweise dafür, daß ihre Gründungen zeitlich ungefähr in die gleiche Periode der Urdörfer fallen. Umgekehrt findet sich bei den Siedlungen bisweilen Namensgleichheit, und sie unterscheiden sich nur durch den Zusatz von Ober-, Mittel-, Unter-, Hinter- usw. wie bei Ober-Untermichelbach, Ober- Niederkemmathen, Unter- Oberdeufstetten, usw. Mit dieser Namensgleichheit ist sicher auch die Herkunft von gemeinsamer Ursprungssiedlung annehmbar. Parallel damit ging damals die Siedlungstätigkeit der königlichen Klöster, deren Ausbauten häufig auf -zell, -kirch oder andere christliche Namen enden.

Vom 10. bis 13. Jahrhundert wird das Netz der Siedlungen letztmalig verdichtet. Es sind aber nur noch Kleinstsiedlungen und Einzelhöfe, die an den Nebenbächen, an Hängen und Höhen durch Rodung den Waldresten abgerungen wurden. Dazu gehören Gereuthhöfe, Hopfengarten, Waldhäuslein, Neuses, Hinter- und Vorderhöfe, Tiefweg, Brennhof, Köhlau usw., aber auch viele heute wieder verschwundene Siedlungen wie Velden, Fronrad, Hegnach usw.; ihre Ortsgemarkung ist meist nur klein und offenbar ein Teilstück der Gemeindegemarkung, der sie heute zugehören, sofern man die Umpfarrungen seit der Reformation und die Umgemeindungen der letzten zwei Jahrhunderte berücksichtigt. Mit der Herkunft der Flur aber deutet sich auch die Bevölkerungsherkunft dieser jüngsten Rodungssiedlungen an.

Diesem Siedlungsvorgang folgte aber keineswegs bis in die Gegenwart ein kontinuierlicher Ausbau. Gerade auch im Dinkelsbühler Raum kam es zu schweren Rückschlägen. Bereits für das 14./15. Jahrhundert lassen sich zahlreiche Belege erbringen, wonach durch Pest, Agrarkrisen und eine Tendenz zur Bevölkerungsballung Flurwüstungen entstanden und darüber hinaus zahlreiche Höfe und Weiler aufgelassen wurden. Eine Reihe von Wüstungen geht auch auf den 30jährigen Krieg zurück⁶¹. Im 17. und 18. Jahrhundert wurden diese teilweise wieder besetzt, so daß es zu keinem späteren Siedlungsausbau kam, sondern nur zu einer Wiederbesiedlung.

Da von diesem Gebiet noch keine Arbeit vorhanden ist, wäre es im erweiterten Rahmen einer siedlungsgeographischen Betrachtung reizvoll, ein Entwicklungsbild der Wald- und Flurformen, der Siedlungen und ihrer Markungen bis in die Gegenwart zu geben; denn die Zeit der Landnahme hatte eine andere wirtschaftliche, politische und kulturelle Konzeption wie die des hochmittelalterlichen Ausbaues, der spätmittelalterlichen Wüstungsperiode und der modernen Agrarreform. Damit änderten sich zu allen Zeiten Flur-, Markungs- und Wirtschaftsformen, kam es zu Güterzersplitterung und wandelten sich Besitztum und -recht und damit die Sozialstruktur des Bauerntums.

Als Ergebnis aber läßt sich abschließend feststellen: so, wie es E. Scheu für Ostpreußen aufzeigte, ist auch im kleinen Dinkelsbühler Raum das ländliche Siedlungsbild das Ergebnis einer sehr differenzierten geschichtlichen Land-

schaftsentwicklung. Dabei kann aus den vorgeschichtlichen Funden, den Fluren, der Lage und Form der Siedlungen, der Ortsnamenverbreitung und den überlieferten historischen Befunden klar erkannt werden, daß die Entwicklung des Raumes von der Naturlandschaft zur Kulturlandschaft kein einmaliger, kurzdauernder Vorgang war, sondern von den alten Kernräumen ausging und sich über mehr als ein Jahrtausend erstreckte. Dabei erfüllte und gestaltete der wirtschaftende Mensch zwar den Raum in einem zeitlichen Hintereinander, aber der Erdraum mit seinen natürlichen Gegebenheiten übte dabei seine ihm eigene Wirkung so tiefgreifend aus, daß auch er das Schaffen des Menschen wesentlich bestimmte.

In diesem komplexen Kräftespiel zwischen Landschaft und Menschen wurzeln auch die ersten Anfänge der Siedlung Dinkelsbühl, seine Namengebung und höchstwahrscheinlich auch die Ursachen für die künftige Stadtentwicklung.

Außerdem wurde der gesamte Raum zu einer siedlungsgeographischen Übergangslandschaft zwischen dem schwäbischen und fränkischen Volkstum. Zwar war er ursprünglich alemannisches Stammesgebiet, wurde aber dann durch die erobernden Franken ihrem Reiche einverleibt. Jedoch scheint das Frankentum nicht die potentielle Volkskraft besessen zu haben, die alemannische Vorbevölkerung völlig zu verdrängen oder zu resorbieren, denn sonst wäre die bemerkenswerte Tatsache nicht verständlich, daß der nördlich von Dinkelsbühl anschließende Raum rein fränkische Mundart und Stammeszüge hat, in Dinkelsbühl und im Hesselberggebiet aber bereits der schwäbische Stammeseinfluß überwiegt. Sie zählen daher zum schwäbischen Sprach- und Stammesbereich, obwohl Freiherr von Guttenberg für dieses Gebiet des ehemaligen fränkischen Ries- und Sualafeldgaues fränkische Landnahmemethoden, fränkisches Recht, Königsgut und Volkstum nachweisen konnte, wobei aber immer wieder das Schwäbisch-alemannische durchscheint⁶².

Damit liegt Dinkelsbühl, wie bereits dargelegt wurde, nicht nur in einer naturräumlichen Randlandschaft, sondern auch in einem ethnographischen Übergangsraum und Mischgebiet zwischen fränkischem und schwäbischem Volkstum. Dabei stellte das schwäbische Stammeselement und seine Eigenart bis heute die breitere Grundlage. Aber die Ausführungen innerhalb dieser Arbeit über die geschichtlichen Faktoren, die politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen werden immer wieder erkennen lassen, daß im Kräftespiel zwischen dem schwäbischen und dem fränkischen Kernraum Dinkelsbühl bald nach der einen oder anderen Seite stärkere Bindungen hatte, aber niemals mit einem der beiden eine Einheit wurde.

Nachdem nun bekannt ist, wie der Dinkelsbühler Raum durch den rodenden und siedelnden Menschen erschlossen und ausgebaut wurde, erscheint eine neue Betrachtungsweise als erforderlich, nämlich vom verkehrsgeographischen Standpunkt aus; denn Hand in Hand mit der Siedelbewegung ging auch die Erschließung des Raumes für den Verkehr.

4. Die verkehrsgeographischen Grundlagen für die Stadtentwicklung des Mittelalters (Siehe Abb. 2)

Nicht immer ist die Naturausstattung für die Entwicklung eines Raumes allein entscheidend. Auch die verkehrsgeographische Lage, besonders eine naturräumliche Beckenlage oder verkehrsgeographische Durchgängigkeit sind häufig für Landschafts- und Stadtentwicklungen von besonderem Wert. Aber Dinkelsbühl besitzt nicht die Gunst im Zentrum eines Beckens, wie etwa Nürnberg, sondern ist an dessen westlichem Rande gelegen und durch die Keuperstufe von den schwäbischen Landschaften getrennt, geographisch in einer typischen Randlandschaft entstanden.

Vom Standpunkt der natürlichen Verkehrserschließung ergeben sich für den Raum um Dinkelsbühl zwei Hauptrichtungen, nämlich die W-O- und die N-S-Linie, die aber in ihrem gesamten natürlichen Gefüge einander völlig gegensätzlich sind. Die O-W-Linie wird durch die Geländeformen der Burg- und Blasensandsteinlandschaft, ihre wechselvollen, aber niederen Höhenzügen und Stufen sowohl im zentralen Dinkelsbühler Raum wie auch in der östlich anschließenden Landschaft des Rednitzbeckens bestimmt. Hier können aber doch alle Verkehrslinien trotz der mannigfaltigen Höhenunterschiede (bis 50 m) und der nahezu senkrecht dazu verlaufenden Flußtäler im ganzen geradlinig gewählt werden. Ungünstiger werden die morphologischen Verhältnisse erst, je näher man den westlichen Randhöhen der Hauptwasserscheide und der Keuperstufe mit stärkerer Reliefenergie kommt. In dieser unruhigen Berglandschaft ist eine O-W verlaufende Straßenführung zwar möglich, aber häufigen Höhenunterschieden unterworfen, die den gesamten Verkehr erheblich beeinträchtigen.

Demgegenüber ist die N-S-Richtung des Raumes verkehrsgeographisch ungeheuer aufgeschlossen. Es sind die weiten und durchgängigen Talungen der Wörnitz und ihrer Nebenflüsse, deren Knotenpunkt, wie bekannt, um den Scheitel des fränkischen Schichtgewölbes und der Keuperstufe bei Schillingsfürst liegt. Und dennoch führen gerade dort bemerkenswert flache Wasserscheiden zur Tauber und ins vorgelagerte Muschelkalkgebiet hinüber⁶⁸. So geht z. B. in der Östheimer Steige ein langsamer Anstieg von der oberen Wörnitz über Östheim zur Tauber bei Insingen, ein anderer Durchgang zieht entlang dem Mühlenbach bei Erzberg, ein dritter dem Ampfrachtale aufwärts am Birkenberg vorbei in Richtung Diebsbrunnen jenseits der Keuperstufe, ein vierter schließlich führt aus dem Zwergwörnitztal gleichfalls hinüber ins offene Land der Gäulächen.

Diese westlichen Abdachungsflüsse der Wörnitz mit ihren wannenartigen, im Unteren Gipskeuper liegenden Talungen leiten also gleichsam über den aufgelösten Stufenrand hinüber ins Gäuland, machen die Stufe durchgängig und die Wörnitzfurche selbst zu einer hydrographischen Leitlinie von größter natürlicher verkehrsgeographischer Bedeutung, denn es wird durch sie das Keuperwaldgebiet über die offenen Gäulächen mit den Main- und Rheinlandschaften verbunden; andererseits verknüpfen Wörnitz und Sulzach das Keuperland nach Süden über die breite Pforte des Rieskessels mit dem Donauraum und dem Alpenvorland.

Der Wörnitzstreifen bleibt damit morphologisch zwar eine Randlandschaft, verkehrsgeographisch aber ist er eine Verbindungslandschaft mit dem Wörnitztal als offensichtlich kürzeste und zugleich bequemste geographische Leitlinie.

So war es offensichtlich schon in vorgeschichtlichen Zeiten⁶⁴, wobei das Dinkelsbühler Keuperland seiner gesamten Landesnatur entsprechend einerseits ein schmaler anthropogeographischer Grenzstreifen zwischen Altsiedelräumen blieb, andererseits siedlungs- und verkehrsgeographisch eine Verbindungslandschaft war.

So konnte sie auch im Mittelalter nicht ohne kulturgeographischen Wert bleiben. Mit der bekannten fränkischen Eroberung und Besiedlung seit dem 6. Jahrhundert erfolgte dann auch die Erschließung des Raumes seiner geographischen Wesensart entsprechend für den Verkehr, und damit blieb der weitere Raum um Dinkelsbühl nun nicht mehr Grenzsaum zwischen Altsiedelräumen, sondern wurde sowohl siedlungsgeographisches Neuland als auch Durchgangsland und im Rahmen des politischen Geschehens zwischen Franken und Bayern wegen seiner Grenznatur sogar strategisches Gebiet.

Die ostwärts gerichtete fränkische Macht- und Wirtschaftspolitik, die Königshöfe, Königsklöster und Siedlungen verlangten ein Verkehrsnetz. Es entstanden die Frankenstraßen mit Brücken, Specken, Hohlwegen und ähnlichen Kunstbauten, in den Tälern verlaufend, durch Königshöfe und Turmhügelanlagen geschützt. Jetzt wurden sicher die besten Verkehrsmöglichkeiten des Raumes ganz entdeckt und auch ausgenützt. Manche dieser fränkisch angelegten Straßen gingen wohl auf ältere vor- und frühgeschichtliche Wege zurück und erhielten Anschluß an die großen Fernwege. Und nur diese Frankenstraßen sind von Bedeutung, denn sie behielten im Dinkelsbühler Raum wegen der zwingenden morphologischen Verhältnisse im wesentlichen ihren Verlauf und ihre Bedeutung in Form mittelalterlicher Reichsstraßen bei. Aber zu Beginn der Neuzeit büßten sie zum Teil ihren ehemaligen Rang zugunsten neuer Wegführungen durch Nachbarlandschaften ein.

Aus dem Verlauf der mittelalterlichen Reichsstraßen läßt sich deshalb, wegen der Verkehrskontinuität, auf den Verlauf der fränkischen Straßen rückschließen. Mittelalterliche Wege aber sind im Gelände noch sichtbar oder aus Flurnamen, Landkarten und Archivalien zu finden⁶⁵.

a) Die Nord-Süd-Straße

Sie liegt verkehrsgeographisch am klarsten und führt durch das Tal der Wörnitz. Urkundlich wird sie erstmals in den Annalen von Stade⁶⁶ aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts genannt. Sie führte, von Oberitalien kommend, über den Brennerpaß bis Augsburg⁶⁷, dann nach Donauwörth, Markt Offingen und Dinkelsbühl. Von hier über die Östheimer Steige westlich an Rothenburg vorbei nach Aub, wo sie sich gabelte. Ein Ast lief über Ochsenfurt, Würzburg weiter nach Mitteldeutschland⁶⁸. Der andere Ast ging nach Westen über Tauberbischofsheim nach Frankfurt⁶⁹. Die nächste belegte Nachricht ist eine Urkunde aus dem Jahre 1340⁷⁰, in der Ludwig der Bayer der Stadt Rothenburg gestattete, diese Handelsstraße zwischen Augsburg und Würzburg-Frankfurt durch ihre Stadt zu leiten⁷¹. Aber schon 200 Jahre früher, im Jahre 1183,

hatte Albrecht von Hohenlohe im Verein mit Kaiser Friedrich Barbarossa an der gleichen Straße in Reichartsroth bei Rothenburg ein Spital zur Aufnahme durchziehender Pilger gegründet⁷². Also war sie im Hochmittelalter als Pilgerstraße nach Rom und ins Heilige Land viel begangen.

Das Verdienst, auf diese Straße als bedeutenden Handelsweg hingewiesen zu haben, gebührt A. Schulte⁷³. Belegt wird er durch eine Geleitsurkunde⁷⁴ vom Jahre 1335, nach der Augsburger und Ulmer Kaufleute trotz günstigerer Straßen auch diesen Weg nach Frankfurt benutzten. Einige Jahrzehnte später wird derselbe Straßenzug als wichtiger Handelsweg nochmals in einem Verbot Kaiser Wenzels erwähnt⁷⁵, und 1392 geleitet der Erzbischof von Mainz bis gegen Dinkelsbühl⁷⁶. Im 15. Jahrhundert wird der Straßenzug dann von den Ulmern als fränkische Straße bezeichnet und auch befahren⁷⁷. Endlich nahmen diese Reiseroute auch Kaiser und Könige. So ist z. B. ein Kaiserbrief erhalten, wonach Friedrich III. von Aachen über Köln-Frankfurt-Rothenburg-Dinkelsbühl-Donauwörth nach Augsburg reisen wollte, dann aber über Koblenz-Frankfurt-Aschaffenburg-Miltenberg-Bischofsheim-Mergentheim-Rothenburg und Dinkelsbühl nach Augsburg reiste⁷⁸. 1546 nahm das Schmalkaldische Heer denselben Weg und in entgegengesetzter Richtung benutzte ihn der Heerhaufe Kaiser Karls V. Und noch im 17. Jahrhundert reiste man aus den Niederlanden nach Bayern über Dinkelsbühl⁷⁹. Schließlich stützen das Vorhandensein dieser Wörnitzstraße noch die Zollstätten in Fremdingen, Larrieden bzw. Mosbach und beweisen dadurch den Reichsstraßencharakter⁸⁰. Endlich konnte der Straßenzug auch im Gelände nachgewiesen werden⁸¹. Von dieser seit dem Hochmittelalter urkundlich belegten Reichsstraße kann man beim Vergleich mit benachbarten Straßenzügen und dem später noch beizuziehenden wirtschaftsgeschichtlichen Quellenmaterial zwingend annehmen, daß sie eine der bedeutendsten Fernstraßen zwischen den fränkischen Maingauen und dem Donaauraum war und in ihrer Führung fränkischen Ursprungs ist. Verbürgt wird die Annahme auch durch die zahlreichen frühfränkischen Turmhügel entlang dieser Verkehrsfurche⁸². Und bei Würdigung der Tatsache, daß der Dinkelsbühler Raum vor- und frühgeschichtlich ein schmaler Grenzsaum zwischen längst besiedelten Gebieten war, erhärtet sich endlich die berechtigte Annahme, daß die Wörnitzfurche als Leitlinie des Verkehrs durch die geschlossenen Keuperwälder bereits in vorgeschichtlicher Zeit eine gewisse Bedeutung hatte, denn sonst blieben die bekannten Limestone unerklärlich und ebenso der direkte Anschluß an das römische Kunststraßennetz südwärts ins Ries. K. Weller⁸³ läßt aus anderen Gründen keine Zweifel, daß dieser Richtungsweg schon seit frühgeschichtlichen Zeiten viel benützt war und möglicherweise auch die Hermunduren zur Zeit des Tacitus auf ihm den Handel mit Augsburg trieben. Es handelte sich damals aber grundsätzlich nur um einen Naturweg, der als Fernverbindung diente, die Wörnitz und ihre Nebenflüsse auf Furten überschritt, nach Möglichkeit das hochwasserfreie Terrain des westlichen Wörnitztales wählte oder über die Höhen lief. Ihn im Gelände nachzuweisen, ist praktisch aussichtslos und auch nicht nötig, da vor- und frühgeschichtliche Wegführungen strukturell für Dinkelsbühl und seine Entstehung bedeutungslos sind⁸⁴.

Funk bringt ergänzend eine Parallelstraße, als Sulzachstraße bezeichnet, die von Rothenburg über Feuchtwangen dem Sulzachfluß entlang nach Aufkirchen führte. Widersprechen muß man aber entschieden der überbetonten Bedeutung dieser Straße und der damit in Zusammenhang gebrachten Stadt Feucht-

wangen. Funk hält das Nachbarstädtchen für einen besonders wichtigen Straßenknotenpunkt und führt darauf zurück, daß die Stauferkaiser deshalb und aus strategischen Gründen die Wörnitzstraße und Sulzachstraße gekoppelt hätten⁸⁵ und begründet es damit, daß um 1360 die Geleitstraße von Augsburg nach Dinkelsbühl, dann aber über Feuchtwangen und die Sulzachstraße entlang nach Aub ging. Aber diese Kopplung erfolgte in Wirklichkeit erst in jener Zeit, keinesfalls bereits in der Stadtgründungszeit von Feuchtwangen um 1200⁸⁶, denn sonst wäre Feuchtwangen in den Annalen von Stade erwähnt. Außerdem zeigt der Stadtgründriß von Feuchtwangen darüber hinaus eindeutig, daß die N-S-Straße erst nach der Gründung in die Stadt verlegt wurde. Es ist als sicher anzunehmen, daß diese Umleitung politische Hintergründe neben verkehrswirtschaftlichen Erwägungen hatte, zum Teil verursacht auch durch die dauernden Streitigkeiten Dinkelsbühls mit den Grafen von Öttingen als Geleitsherren. Deshalb wählten nachweislich die Dinkelsbühler Kaufleute auf ihrem Wege zur Frankfurter Messe stets die Reichsstraße über Crailsheim, weil hier die Markgrafen von Brandenburg das Geleit durchführten⁸⁷. Wäre übrigens die Sulzachstraße wichtiger gewesen, würde von Anfang an das Geleit von Augsburg her über Aufkirchen und die Sulzachstraße entlang nach Frankfurt gelaufen sein. Die Wegführung zuerst über Dinkelsbühl beweist die größere Bedeutung sowohl der Wörnitzstraße als auch Dinkelsbühls, ganz abgesehen von der Tatsache, daß Aufkirchen eine Fehlgründung blieb und Feuchtwangen im Mittelalter über den Kleinstadtcharakter nicht hinauskam.

b) Die Nibelungenstraße

Neben der Straße in der Wörnitzfurche erreichte Dinkelsbühl ein NW-SO-Weg, den K. Weller erstmals überzeugend beschrieben und in seiner Bedeutung als vor- und frühgeschichtlichen Fernweg erkannt hat⁸⁸. Dieser Weg verband das westliche mit dem südöstlichen Europa, wurde von ihm als „Nibelungenstraße“ bezeichnet, und führte aus Frankreich über Worms nach Wimpfen. Hier zweigte ein Strang, als Hohe Straße bezeichnet, ab⁸⁹. Der Hauptweg führte über Öhringen, wo er sich abermals in zwei Äste gabelte⁹⁰. Der südliche zog über Ellwangen durchs Ries und weiter nach Kösching und Pföding an der Donau, der nördliche dagegen führte „in gerader Linie über Crailsheim nach Ruffenhofen am Hesselberg und weiter über Weißenburg, Kösching gleichfalls zum Donaufluß“. Er wird im Dinkelsbühler Raum mutmaßlich von Crailsheim bzw. Ingersheim aus über den Hardt bei Westgartshausen und auf der Blasensandsteinfläche nördlich Wegses gezogen, dann etwa der heutigen Straße bis Dinkelsbühl gefolgt sein. Ob die Straße nach der Stadtgründung durch das Rothenburger- oder Segringer Tor führte, bleibt offen⁹¹. Dann benützte dieser Richtungsweg die Furt und strebte ostwärts gegen Sinbronn auf die Liasplatte, führte über das Hohe Ried und mündete bei Ruffenhofen. An ihr liegen die vorgeschichtlichen Gräber bei Sinbronn beiderseits der Straße nach Illenschwang; und noch 1443 wird hier ein Acker „auf der Heerstraßen“ genannt⁹²; und wie Winkelmann und Hertlein⁹³ nachweisen konnten, wurden beide Teilstrecken dieser Nibelungenstraße soweit sie hinter dem Limes lagen, in das römische Kunststraßennetz einbezogen und ausgebaut⁹⁴. Wenn die „Nibelungen-

straße“ überhaupt bestand, dann ist bei dem hohen Alter und der günstigen Wegführung sicher, daß sie auch in fränkischer Zeit in Benützung blieb, zumal sie die mutmaßlichen Königshöfe Crailsheim und Dinkelsbühl verband.

Folglich muß man die Straße wenigstens vom Mittelalter aus rückwärts wahrscheinlich machen. Aus zahlreichen Quellen des städtischen Archivs ergab sich nun, daß die Dinkelsbühler alljährlich die Frankfurter Messen besuchten⁹⁵. Dabei führte der Weg, nicht wie zu erwarten, die Würnitz aufwärts nach Frankfurt, sondern über Seidelsdorf⁹⁶, Bergbronn⁹⁷ und die Reichszollstätten Westgartshausen und Crailsheim⁹⁸ weiter westwärts. Das Geleit beanspruchten die Markgrafen von Brandenburg, zu denen die Dinkelsbühler regelmäßig Geleitswerber sandten⁹⁹. Von Crailsheim aus führten u.a. Reichsstraßen weiter nach Ilshofen¹⁰⁰, Cröffelsbach, Westernach, Öhringen und Wimpfen und eine weitere für Dinkelsbühl wichtige Reichsstraße ging nach Norden über Roth am See, Muswiesenmarkt, Mergentheim nach Frankfurt¹⁰¹. Nach diesen gesammelten Archivalien bestätigt sich K. Wellers „Nibelungenstraße“ wenigstens für das Spätmittelalter und blieb als Reichsstraße für den Handelsverkehr auf der Teilstrecke Dinkelsbühl-Crailsheim noch in sehr regem Gebrauch. Ihre genaue Linienführung zeigt auch die Vetttersche Karte.

c) Der Ulmer Weg

Neeser behauptet, daß er vorhanden gewesen sei, legt ihn aber in seiner Linienführung nicht fest, genausowenig wie sein Ulmer Tor, das urkundlich auch nicht nachweisbar ist¹⁰². Während Gabler neuerdings den Ulmer Weg über den Ulrichsberg¹⁰³, Hoheschwärz, Langensteinbach, Grünstadter Mühle, Stödtlen und Zöbingen gehen läßt, muß ich schon aus rein geographischen Gründen die Auffassung vertreten, daß dieser Weg wegen seiner Steigung unmöglich als Handelsstraße befahren wurde, sondern höchstens ein Reit- und Botenweg gewesen ist. Um so mehr sei aber betont, daß die Handelsbeziehungen mit Ulm trotzdem rege waren. Doch kam die eine Hauptverkehrsstraße, wie bereits ausgeführt, über Nördlingen, Fremdingen, Wilburgstetten¹⁰⁴, Dieterstetten nach Dinkelsbühl und ging würnitzaufwärts weiter. Für den anderen Handelsweg fanden sich leider in der Ulmer Literatur keine ganz eindeutigen Hinweise¹⁰⁵ wie die Straßenführung war, wohl aber Anhaltspunkte, die für meine Untersuchung sprechen. Ich vertrete deshalb als weiteren Straßenzug den direkten Verbindungsweg der Würnitz abwärts über Dieterstetten mit Abzweigung nach Mönchsroth, entsprechend dem heute noch benutzten Weg. Dann führte die Straße nach Tannhausen¹⁰⁶ auf die Liasfläche und weiter gegen Ober- und Unterschneidheim, Bopfingen und Ulm. Ergänzend bewiesen wird diese Straßenführung durch zahlreiche weitere Einzelnachrichten aus dem 15. Jahrhundert¹⁰⁷, auch streiften Dinkelsbühler Reiter bis Zöbingen auf den Straßen und geleiteten 1468 sogar bis Flochberg¹⁰⁸.

Endlich finden sich unter den Dinkelsbühler Bürgernamen solche mit der Herkunftsangabe aus Tannhausen, Zipplingen, Walxheim usw. Es sind dies letztlich neben den zahlreichen Belegen ergänzende Hinweise, daß dorthin eine Abzweigung der bekannten N-S verlaufenden Reichsstraße ging.

Dieser von mir dargelegte Straßenzug in Richtung Ulm wird aus ganz anderen Gründen von Hertlein¹⁰⁹ bereits als vorrömisch bezeichnet und von Winkelmann bestätigt¹¹⁰.

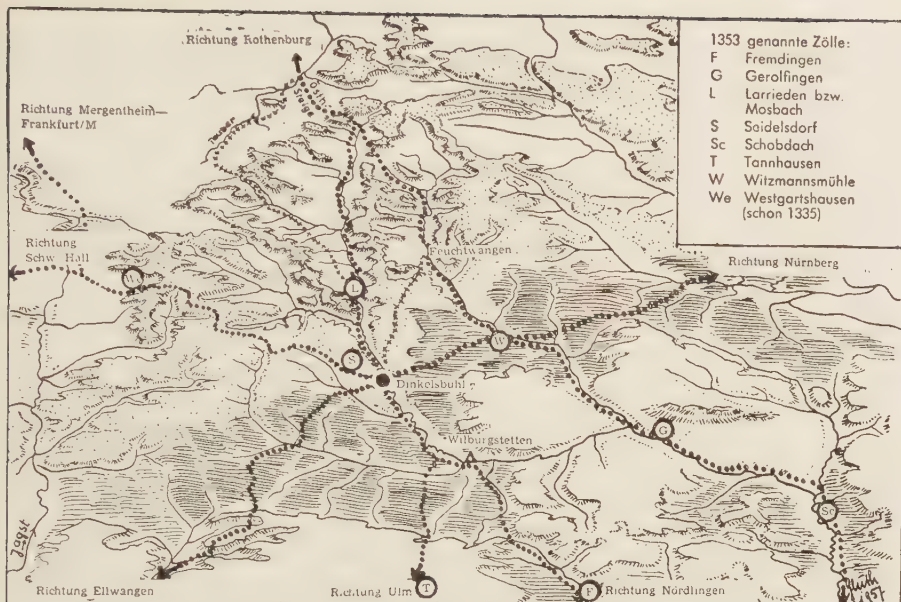


Abb. 2: Die mittelalterlichen Reichsstraßen um Dinkelsbühl

d) Die West-Ost-Straße

Während die N-S-Straßen sich sehr gut belegen lassen und in ihrer Bedeutung markant hervortreten, steht es mit den O-W-Straßen weniger günstig. Dennoch braucht man nicht aus dem Stadtgrundriß von Dinkelsbühl auf die Linienführung der Reichsstraße von Ost nach West zu schließen.

Sie kam aus Nürnberg über Schwabach, Wolframs-Eschenbach, Witzmannsmühle nach Dinkelsbühl und verlief über die Aumühle und Ellenberg/Württ. weiter nach Ellwangen und den Südwesten¹¹¹. Aus dem Spätmittelalter sind urkundliche Hinweise für diese alte Nürnberger Straße bei Dinkelsbühl sehr zahlreich; auch steht am Sulzachübergang bei der Witzmannsmühle bereits von 1353 die alte Reichszollstätte als Oettinger Lehen und die Brücke an der Mühle wird 1367 genannt¹¹². Desgleichen lag ein Zoll vor Segringen an der Weiterführung nach Ellwangen. Auf ihr hatten außerdem die Grafen von Öttingen das Geleitsrecht schon vor 1381¹¹³; 1460 allerdings geleiten die Brandenburger auf dieser Straße und hatten verstärkten Schutz durch Dinkelsbühler Mannschaften¹¹⁴. Daß sie auch ein Fernweg war,

geht daraus hervor, daß ein Dietrich von Witenmühlen auf seiner Reise von Straßburg nach Prag über Dinkelsbühl kommt und von hier aus Straßburg seine Hilfe anbot wegen eines überfallenen Straßburger Gesandten¹¹⁵. Und bedenkt man, daß Rudolf von Habsburg am 9. 4. 1285 in Dinkelsbühl weilte, zwei Tage später aber in Gemünd¹¹⁶, so kann auch er nur diese Reichsstraße über Ellwangen benützt haben.

Im Mittelalter blieb jedoch ihre Bedeutung geringer. Das mag nicht zuletzt darauf zurückzuführen sein, daß sie wiederholt erhebliche Höhenunterschiede westlich von Dinkelsbühl im Bereiche der Hauptwasserscheide zwischen Rhein und Donau überwinden mußte. Und schließlich war Nürnbergs Handel mit dem Westen weniger intensiv und konnte ebenso bequem zwei weitere Haupt-ruten benützen. Die eine zog nördlich von Dinkelsbühl vorbei über Ansbach-Feuchtwangen-Crailsheim, die andere südlich davon über Nördlingen, Bopfingen, Ellwangen, Gmünd usw.¹¹⁵.

Rückschauend kann damit gesagt werden, daß dort, wo sich später die Stadtsiedlung Dinkelsbühl entwickelte, vielleicht schon frühgeschichtlich und mit Gewißheit in der fränkischen Zeit bedeutende Fernwege schnitten, nämlich die N-S-Straße, später als Pilgerstraße bezeichnet, und der NW-SO-Weg, Nibelungenstraße benannt.

Sie wurden als wichtige Reichsstraßen auch in das hoch- und spätmittelalterliche Straßennetz eingegliedert und fanden eine Ergänzung im Ulmer Weg und der Reichsstraße aus dem Rednitzbecken quer durch das Keupergebiet über Dinkelsbühl in Richtung Ellwangen und den Südwesten. Damit gingen von Dinkelsbühl sechs Reichsstraßen aus, von denen vier ihren Niederschlag im Stadtgrundriß gefunden haben und sich damit wiederum älter als die Stadtgründung selbst erweisen.

Selbstverständlich war neben den alten Reichsstraßen auch im späten Mittelalter ein Ortsverkehrsnetz vorhanden, das jedoch nur rein lokale Verbindungsfunktionen erfüllte. Zu ihnen zählen mit Sicherheit viele der von Heimatforschern erarbeiteten und zeitlich unzureichend definierten „Altwege“ und „Hochstraßen“, denn es ist unglaublich, daß neben diesen exakt belegten Straßen schon vor mehr als 1000 Jahren, als die Gesamtbevölkerung in unserem Raum kaum mehr als einige Tausend Seelen ausmachte, bereits so zahlreiche „Fernwege“ das Land durchzogen¹¹⁶. Schließlich lebten jene Menschen ja auch noch in völliger bäuerlicher Selbstversorgung und hatten damit kaum ein Bedürfnis nach Verkehr und Handelsaustausch. Von einer entsprechenden Verkehrsdichte und wirtschaftlichen Bedeutung kann, einige wenige Fernstraßen ausgenommen, darum bis ins Hochmittelalter überhaupt nicht die Rede sein. Selbst noch für das Spätmittelalter kann, unter Berücksichtigung der Verkehrstechnik, Reisegeschwindigkeit und dem Straßenzustand nur ein, mit heutigem Maßstab gerechnet, ganz minimaler Verkehrsumfang von durchschnittlich vielleicht einigen 100 bis zu 1000 t pro Jahr im Landstraßenverkehr vorhanden gewesen sein.

II. Die Anfänge der Stadt Dinkelsbühl

1. Die geographische Betrachtungsweise

Nachdem in den vorangegangenen Kapiteln eine hinreichende Vorstellung von der Landschaft um Dinkelsbühl, ihrer natürlichen Ausstattung und der siedlungs- und verkehrsgeographischen Erschließung gewonnen wurde, kann man daran gehen, alle diese natürlichen Gegebenheiten bezüglich ihrer städtebildenden Wirkung kurz zu betrachten.

Wichtig ist bei dieser Aufgabe allerdings das klare und zuverlässige Herausstellen der Verhältnisse in der Urlandschaft, mit welcher der Mensch sich seit der Entstehung der Stadt Dinkelsbühl und während ihrer weiteren Entwicklung dauernd auseinandersetzen mußte.

Glücklicherweise ist die Stadt klein, Flußregulierungen und städtebauliche Veränderungen bzw. Zerstörungen sind so gering, daß es möglich ist, sowohl die ursprüngliche siedlungsgeographische Abhängigkeit als auch das Siedlungsbild der Stadt selbst in ihren wesentlichen Merkmalen zu rekonstruieren. Man muß sich aber bei der jeweiligen Ausnutzung der Naturgegebenheiten durch den wirtschaftenden Menschen, stets auch der andersartigen und unterschiedlichen Anforderungen früherer Siedlungs-, Wirtschafts- und Kulturperioden bewußt bleiben, um eine wirklichkeitsgetreue Erklärung zu finden.

a) Die topographische Lage

Entscheidend für Dinkelsbühl ist, daß das weite, flache Muldental des Wörnitzflusses, eingebettet in die weichen, wenig widerstandsfähigen Tone der Lehrbergschichten, kaum 1 km oberhalb der heutigen Stadt sich immer mehr zu verengen beginnt. Hier tauchen nämlich die Lehrbergschichten unter die Talsohle und der sie überlagernde härtere, grobkörnige Blasen sandstein bildet nun die Talflanken, die sich dabei auf etwa 130 m, an einer Stelle sogar bis auf knapp 100 m verengen, und es schiebt sich am östlichen Wörnitzufer Blasen sandstein in einer schmalen Zunge steil und dicht an den Fluß heran, so daß die Wörnitz und dadurch die gesamte Talanlage aus ihrer Richtung abgedrängt, eine hakenartige Biegung nach SW macht. Verursacht aber wird letztlich dieses Vorspringen des Blasen sandsteines durch den überlagernden Burgsandstein, der hier gleichfalls zungenartig vorspringt und den darunter liegenden Blasen sandstein schützend deckt.



Abb. 3: Geologische Verhältnisse und Höhenlage des Stadtgebietes.

An dieser Stelle aus ihrer Flußrichtung gedrängt, erweiterte die Wörnitz die westliche Hangseite, wo bereits eine natürliche Quellmulde vorhanden war, zu einer flachen, 600 m breiten Talmulde, in der sich noch letzte Reste ehemaliger Terrassen mit Sanden und Geröllen feststellen lassen und deren Nordrand die schmale Gewässerrinne des Sauwasentales abschließt. Bei Hochwasser lief die Wörnitz, nachdem sie die Engstelle passiert hatte, breit auseinander und schuf eine weite Talaue. Endlich halfen die Wasser des Sauwasentales mit, Sande und Schlamm abzusetzen und so alle Voraussetzungen für einen leichten Übergang, die Wörnitzfurt, zu schaffen. Man kann sie heute trotz der Verlegung und Aufstauung der Wörnitz noch gut sehen, und im Sommer ist sie kaum knietief. Diese Furt bestimmte die Führung der Hauptwege, die flache Mulde der westlichen Talseite gewährte einen allmählichen Anstieg auf den etwa 30 m hohen Talrand und die anschließende Blasen sandsteinfläche, die nach NW, entsprechend der Schichtneigung, sehr langsam ansteigt und eine bequeme Wegführung gewährt.

In dieser geschützten Muldenlage der rechten Talseite, die ihren größten Höhenunterschied im heutigen Segringer Viertel hat und asymmetrisch angelegt ist, konnte sich topographisch eine Siedlung gut entwickeln, denn hier

hatte sie hochwasserfreie Terrassen- und Hanglage mit reinem Quellwasser. Dieses wird im durchlässigen Blasensandstein auf zwischengelagerten 30 bis 50 cm dicken Tonschichten aufgestaut und tritt dann, entsprechend dem Schichteneinfall, in zwei Quellhorizonten entlang dem Muldenhang als Schichtquellen aus. Außerhalb der Stadt, im Norden, lassen sich diese Quellhorizonte im Gelände von der Fischerei zu Velden über die Krottenklinge und das Sauwasental gut feststellen, ebenso im Süden. Innerhalb der jetzt bebauten Stadt aber sind sie noch deutlich in den alten Pumpbrunnenreihen an der Lehnenseite der großen Hangmulde sichtbar, die teilweise Quellbrunnen waren¹. Da das Einzugsgebiet gering ist, kann es nur für lokale Bedürfnisse verwendet werden. Dennoch spielten diese Quellhorizonte im gesamten Mittelalter als bequeme und denkbar günstige Wasserversorgungsmöglichkeiten eine wichtige Rolle. Darüber hinaus wurden sie zur Füllung der Stadtgräben herangezogen.

Berücksichtigt man neben diesen topographischen Gegebenheiten in besonderem Maße auch die sich kreuzenden mittelalterlichen Fernwege, denn Nahwege spielten in jener bäuerlich autarken Zeit, wo es in unserm Raum noch gar keine Siedlungen mit städtischen Funktionen gab, keine Rolle, so läßt sich sagen, daß die topographische wie auch die naturbegünstigte Verkehrslage für eine Siedlung recht gut war und zur Anlage eines Rastortes mit Ausspannherbergen ebenso wie zur Entstehung einer Wehranlage zum Schutze des Straßenkreuzes einlud. Damit erhielt diese Ortslage im Hinblick auf ihre künftige städtische Bedeutung unzweideutig einen Vorsprung.

b) Die vorstädtische Zeit

Wo allerdings der erste und älteste Siedlungskern war, entweder in Form eines Dorfes oder sogar als fränkischer Königshof, das läßt sich bislang nicht klären, da die entsprechenden Bodenuntersuchungen ausstehen. Aber mit dem vielleicht noch möglichen Nachweis eines fränkischen Königshofes wäre insbesondere das Problem der frühen Marktbildung und Marktorientierung gelöst. Um das Vorhandensein dieses Königshofes hat in der letzten Zeit ein lebhaftes Rätseln begonnen. Neeser will ihn an der Stelle des heutigen Alten Rathauses wissen, Funk vermutet ihn aus mancherlei Gründen am Platze des jetzigen Spitals, was bestimmt irrig ist. Endlich könnte man auch das Kirchhöflein und das Gebiet der heutigen Stadtkirche als einen solchen besonderen Bereich ansehen².

Vielleicht bildete den Anfang auch eine Furtsiedlung, die aber wegen der stauenden Nässe und Versumpfung keinesfalls an der Stelle der heutigen Wörnitzvorstadt zu suchen ist. Eher lag sie entweder am westlichen Ufer im Bereiche des Altrathausplatzes oder am östlichen flachen Hang zum „Burgbühl“ hin. Auf dem Talsporne selbst, dem heutigen Ziegelbuck³, fand man nämlich bei Ausschachtungsarbeiten im Jahre 1926 letzte Reste eines alten steinernen Rundturmes. Ich bin geneigt, ihn als eine fränkische Turmhügelanlage anzusprechen. In dieser Ortslage konnten beim Durchmustern sämtlicher Urkunden,

Pläne und Karten des Stadtarchivs keinerlei Bauwerke ermittelt, bzw. erwähnt gefunden werden, die auf ein spätmittelalterliches Befestigungswerk hindeuten, selbst der von Neeser⁴ angeführte „Stauferwall“ muß ausgeschlossen werden. Demnach liegt diese Turmhügelanlage auch urkundlich früher.

Tatsächlich bestätigt sich die Burganlage bei entsprechender Auslegung des Verpfändungsbriefes Konrad IV. aus dem Jahre 1251⁵, wo es heißt: „... ipsi Civitatem Harpurg, praeter castrum (et) Civitatem Dinkelspühl, castrum Sorheim, etc“. Und eine weitere Erinnerung daran scheint der Flurname „Burgbühl“ zu sein, auf den W.Reulein, der beste Kenner Dinkelsbüblers Geschichte, hinwies. Es verkaufte die Stadt 1306 an das Spital ein „Burgbuhelin“ um 6 lib Heller, die zum Bau der Stadtmauer verwendet wurden⁶. Dieser Name und Ort ist von da ab über das ganze Mittelalter urkundlich belegt⁷. Diese somit wahrscheinlich gemachte Burghügelanlage stand auf jener markanten, flußnahen Stelle, wo der Blasensandstein sehr dicht und steiler als anderswo an die Wörnitz herantritt, das Tal einengt und zur Furtbildung Anlaß gibt. Die Wehranlage an dieser Stelle hatte auf ihrer Westseite Wasserschutz durch die Wörnitz, konnte unschwer befestigt und verteidigt werden und besaß sogar einen Wasserhorizont mit Überfallquelle. Sie gewährte auch besten Ausblick weit ins Wörnitztal, schützte die nahe Furt und beherrschte die beiden dicht dabei verlaufenden Fernwege. Als Wegeschutz paßte sie dabei gut in das weitere System fränkischer Turmhügelanlagen entlang der Wörnitzstraße⁸.

Um zurück auf Dinkelsbühl zu kommen, läßt sich so mit Recht vermuten, daß im Schutze jener Turmhügelanlage auf dem Burgbühl, die wohl bis ins 12. oder 13. Jahrhundert bestehen blieb, sich die bäuerliche Siedlung weiter entwickeln konnte und sich durch die Fernstraßen vielleicht auch zu einer Raststation und Fernhandelsniederlassung erweiterte⁹.

Der Königshof, die Turmhügelanlage und die Kaufmannssiedlung lassen sich aber nur wahrscheinlich machen und viele Einzelfragen bleiben noch zu klären! Tatsächlich bestanden hat aber die dörfliche Siedlung Dinkelsbühl aus vorstädtischer Zeit, deren Lokalität bislang ebenfalls nicht ganz eindeutig festzulegen ist.

Schon bald muß, vielleicht aus Verkehrsgründen, vielleicht weil tatsächlich ein fränkischer Königshof bestanden hat, in irgend einer Weise eine „Marktbildung“ eingesetzt haben, wodurch die Siedlung Dinkelsbühl die zentralen wirtschaftlichen Funktionen des Raumes übernahm. Die umliegende Gegend erhielt somit eine Marktorientierung, und das natürliche Bedürfnis des agrarischen Siedlungskreises machte Dinkelsbühl zum zentralen Ort und Sammelplatz ihrer Erzeugnisse und des Nahverkehrs. Es werden sich darüber hinaus Marktentwicklung, Nahhandel und Fernverkehr wechselseitig im geographischen und historischen Raum befruchtet und angeregt haben; es entstand ein wirtschaftliches Kraftfeld, das die künftige Entwicklung und Bedeutung der Siedlung Dinkelsbühl zur Stadt hin entscheidend beeinflusste. Doch soll damit nicht gesagt sein, daß diese geographischen Merkmale über den „Markt“ zwangsläufig zur städtischen Entwicklung führen mußten, wohl aber boten sie eine verstärkte Notwendigkeit dazu.

c) Der städtische Siedlungsplan

Klarer liegen die Verhältnisse, wenn man den Stadtgrundriß in Bezug auf die älteste Stadsiedlung untersucht. Betrachtet man den Plan, so fallen auf den ersten Blick, wie gesagt, der Bereich um die Stadtkirche und das anschließende Kirchhöflein auf, außerdem das typische Straßenkreuz unmittelbar davor. Es sind jene beiden Wege, die nach den obigen Ausführungen mit Bestimmtheit schon in der vorstädtischen Zeit bedeutsam waren. Entsprechend der leicht gebogenen, aber klaren Linienführung der Straßen muß auch geschlossen werden, daß sie die Stadtanlage eindeutig bestimmten, dem ältesten Stadtteil den Innenkern gaben, noch dazu, wo ihr Straßenkreuz bereits vor der eigentlichen Stadtgründung im 12. Jahrhundert bestanden hat. Dadurch ist Dinkelsbühl mit Sicherheit eine Stadt, die auf einen vorstädtischen dörflichen nahe der Furt gelegenen Kern zurückgeht¹⁰.

Unschwer läßt sich aus dem Bebauungsgrundriß und der Linienführung der übrigen Straßen die Altstadt selbst feststellen. Sie wird begrenzt vom Wörnitztor und der beiderseits anschließenden, heute noch erhaltenen ältesten Stadtmauerpartie aus Buckelquadrern. Sie reicht im Norden bis zum Beginn der Spital-Badegasse, wo noch sehr deutlich der alte Mauerknick und das Mauerwerk erhalten sind. Dann führte sie die Badegasse, deren Häuser¹¹ noch die wuchtigen Stadtmauerfundamente als Grund- und Außenmauern haben, aufwärts bis zur Rothenburger Straße. Hier hat nahe dem evangelischen Dekanat das innere Rothenburger Tor gestanden¹². Dann führte der Befestigungsring in die Untere Schmiedgasse, im Bogen zum Schweinemarkt und zur Segringer Straße mit dem inneren Segringer Tor nahe dem jetzigen Rathaus; dann zog sich die Altstadtmauer dem Föhrenberg entlang nach Süden zur Wethgasse, wo bei der heutigen Engelwirtschaft das innere Nördlinger Tor gestanden hat¹³. Endlich schloß sich von hier aus der Bering im Schadschen Garten, wo an der alten Wörnitzmauer mit aufgesetztem Dreiecksturm aus späterer Zeit der Mauerumbruch mit Buckelquadrern noch gut erhalten ist¹⁴. Diese in ihrem Mauerverlauf umgrenzte Altstadt umfaßte eine überbaute Fläche von 12 ha und hatte einen Raum, wie ihn die meisten Gründungsstädte des 12. Jahrhunderts aufweisen¹⁵. (Siehe Abb. 4 und 5).

So sehr ich nun einerseits der Auffassung bin, daß Dinkelsbühl entsprechend seiner Anlage eine gewachsene Stadt sein kann, muß ich andererseits im Widerspruch dazu hervorheben, daß die Stadt dennoch in der oben beschriebenen Form spätestens im 12. Jahrhundert als eine Neugründung entstanden sein muß, weil sie eine so bezeichnende Anlage hat, die nur auf einen planmäßigen Gründungsakt zurückgehen kann.

Als untrüglige Zeichen sind einmal die Anfänge um die Stadtkirche und das Straßenkreuz genannt, außerdem lassen die geradlinige Gassenführung die Aufteilung in Blöcke und der Gesamtcharakter den Gründungsakt un schwer erkennen. Endlich wurde die neue Befestigungsanlage auch nach den damaligen Vorstellungen von bester Verteidigung und Sicherheit nahezu kreisrund angelegt. Sie zeigt somit, daß es sich, im ganzen gesehen, um eine Art planmäßiger Erweiterung handelte, denn bei der Gründung aus dem mutmaßlichen vorstädtischen Siedlungskern heraus erhielten die alten Straßen eine neue Geltung, indem diese zu Handelsstraßen mit 15 bis 28 m Breite in

marktartige Erweiterungen umgewandelt wurden, um einerseits den Marktverkehr, andererseits den Durchgangsverkehr nicht zu stören. Der Kern der Marktanlage dürfte dabei im Hochmittelalter hinter dem Wörnitztor am Altrathausplatz, früher Schweinemarkt genannt, und vor der Pfarrkirche gewesen sein. Daß kein eigentlicher rechteckiger Marktplatz geschaffen wurde, sondern Marktstraßen erhalten blieben, ist wiederum wenig erstaunlich. Ich nehme dies als Beweis für einen ehemals dörflichen Charakter, und sie bestätigen darüber hinaus, daß Dinkelsbühl keinesfalls erst im 13. Jahrhundert entstanden sein kann, wie ja auch die Urkunde von 1188 aussagt, denn im 13. Jahrhundert ging man bereits wesentlich schematischer vor und plante rechteckige Märkte ein¹⁶.

Endlich sieht man in den gesamten Wehrbauten und der Lage der Stadt die planmäßige, zielbewußte, zweckgewollte Durchführung. Mit der östlichen Stadtmauer, bestimmt durch den Lauf des schon damals errichteten Stadtmühlgrabens, ging man nur bis zum Talrand¹⁷ und hielt den bis an die sumpfige Niederung reichenden Stadtteil mit 237,5 m Länge möglichst klein. Dagegen ist der Verlauf der nördlichen und südlichen Befestigungsanlage hangwärts erheblich aufgebläht und fast eirund. Man versuchte also möglichst viel Bebauungsfläche aus der Niederung heraus auf den flachen Muldenfuß (Terrasse) und die Mulde selbst zu bringen. Noch weiter hangwärts war wiederum der letzte steilere Anstieg der Mulde zur Talkante und der Blasensandsteinfläche hin der begrenzende Faktor. So lag die umgrenzte Altstadt auch noch ziemlich eben. (Vergl. Abb. 3).

Inwieweit bereits von Anfang an ein Mauerring oder nur Gräben mit Wall und Palisaden als Befestigung dienten, läßt sich schwer feststellen. Die heute noch sichtbaren ältesten Teile der Mauer liegen beiderseits des Wörnitztores und in dessen Unterbau, sowie in den Grundmauern einiger Häuser. Als Buckelquadermauer stammt sie aus der späten Stauferzeit anfangs des 13. Jahrhunderts¹⁸. Zu welcher Zeit die übrigen Teile der Altstadtberingung ausgeführt wurden, ist unbekannt, auf jeden Fall aber dürfte die Stadt Ende des genannten Jahrhunderts weitgehend ummauert gewesen sein, wie aus einer Schenkungsurkunde für das Karmeliterkloster vom Jahre 1298 hervorgeht. Damals wurden 4 Schilling Zins aus einem Hause „außerhalb der Mauern“ gestiftet¹⁹. Leider stammen die frühesten Nachrichten vom Stadtmauerbau selbst erst aus dem ersten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts. 1306 sollten nach einer Urkunde die aus dem Verkauf eines Feldes, genannt „burgbuhelin“, erlösten 6 lib Heller zum Bau der Stadtmauer verwendet werden²⁰; und 1309 gewährte der König Heinrich VII. der Stadt das Recht, weiterhin ein Ungelt (Getränksteuer) einzuhoben und wie bisher zur Befestigung der Stadt zu verwenden²¹. Ohne Zweifel handelte es sich damals um die Altstadtberingung, die wahrscheinlich vor ihrer Vollendung stand. Dieses Befestigungswerk auszuführen, war immerhin eine beachtliche Leistung, wenn man in Rechnung stellt, daß die Stadt damals kaum 2000 Einwohner zählte und ihre Entwicklung gerade in jener Zeit durch häufige Verpfändungen gestört war. Möglicherweise wurden auch die in einem Verkaufsbrief von 1325 aufgeführten 60 lib Heller, welche man nützlich zum Bau der Mauer um die Stadt verwenden sollte, noch für die alte Umringung ausgegeben²². Neeser vermerkt allerdings, daß auf der Westseite, etwa beim heutigen Schweinemarkt, keine Mauerreste gefunden worden seien, wohl aber Wall- und Graben-

anlagen. Ohne nun die sehr dankenswerte Arbeit Neesers schmälern zu wollen, scheint mir dies nach den Quellen und der topographischen Lage auf der so gefährdeten Westseite kaum glaubhaft.

Außerhalb dieses ersten Befestigungsringes waren nach den Urkunden das alte Spital, dessen Lage Neeser im Segringer Viertel beim heutigen Schweine- markt vermutete, weil diese Gegend im Stadtplan des Daniel Meyer von 1698 „Hospet“ genannt wird. Ich neige dazu, die heutige Spitalanlage in der Rothenburger Vorstadt als ursprünglich anzusehen, denn sie wird, abgesehen von den Urkunden um 1280, bereits 1377 als in der Rothenburger Vorstadt gelegen, erwähnt. Hier stand auch der Deutschordenshof²³, während einige alte Wegekappen und die städtische Wassermühle draußen vor dem Nördlinger Tore lagen²⁴.

Als Ergebnis und Problem kann deshalb festgestellt werden, daß der Grundriß und die ältesten Stadtteile von Dinkelsbühl in ihrer Eigenart die Frage aufwerfen, ob Dinkelsbühl eine gewachsene oder eine gegründete Stadt ist. Dabei sprechen für die gewachsene Stadt das alte Straßenkreuz und die Straßenmärkte sowie die Furtlage; die gesamte übrige Stadtanlage dagegen fordert zwingend einen Gründungsakt als ein einmaliges historisches Ereignis spätestens im 12. Jahrhundert. Ich vertrete dabei nach allem die Ansicht, daß sich die Stadt nicht unmittelbar und selbständig aus dem „Dorfe oder Markt Dinkelsbühl“ entwickelt hat, sondern erst im Gefolge einer planmäßigen Gründung, wobei aber das überkommene Alte organisch mit eingeplant und neu gestaltet wurde.

Nun war durch die Stadtanlage von 12 ha Fläche auch der äußere Rahmen gegeben für den Aufbau einer Gemeinschaft, die, nach den Quellen zu schließen, erst seit dem 13. Jahrhundert als „Stadtgemeinde“ anzusprechen ist. Mit ihrem Gedeihen kündigt sich der künftige zweite baugeschichtliche Abschnitt an (siehe Seite 86).

Zur weiteren Klärung des Ganzen muß nun versucht werden, das, was der geographische Raum, die Verkehrslage und die topographischen Verhältnisse einerseits, der Stadtgrundriß und die städtebauliche Entwicklung andererseits erbrachten, an Hand historischer Quellenforschung zu einem Gesamtbild der Stadt Dinkelsbühl zu vereinigen. Es mag dies gewagt sein, aber eine Stadt ist ihrer Entstehung und Entwicklung nach ein so komplexes Gebilde, daß es weder mit geographischen noch mit geschichtlichen Methoden allein untersucht und verstanden werden kann. Im wesentlichen sind es nämlich zwei sich ergänzende Problemgruppen, die der vorstädtischen Periode, welche vornehmlich entwicklungsgeschichtlich betrachtet werden müssen und die des eigentlichen städtischen Zeitabschnittes. Seine funktionellen Faktoren hingegen liegen in erster Linie im funktionellen Bereich und richten sich im wesentlichen auf die politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Gestaltungskräfte und den durch sie bedingten tiefgreifenden Strukturwandel der Stadt selbst und ihres Hinterlandes. Dabei lassen sich, wie die Kapitel über den Lebensraum und die verkehrsgeographischen Grundlagen schon zeigten, formende Kräfte mit zentralörtlicher Bedeutung und solche mit Fernwirkung unterscheiden.

2. Die historischen Grundlagen

Rückschauend läßt sich sagen, daß bei der Frage nach den Anfängen der Stadt Dinkelsbühl die angewendete geographische Betrachtungsweise nur eine Teillösung zu bringen vermochte. Und es wäre verfehlt, wollte man daraus eine zwangsläufige Stadtentwicklung aufbauen, ohne auch den handelnden Menschen und mit ihm die geschichtlichen Kräfte eingehender betrachtet zu haben. Deshalb mag es im Rahmen dieser geographischen Arbeit angängig sein, die historischen Gestaltungsfaktoren in ihrer städtebildenden Raumwirkung kurz zu untersuchen und ihre Bedeutung für Dinkelsbühl zu würdigen.

a) Die Zeit der Stadtgründung

Ins Licht der Geschichte tritt Dinkelsbühl erst im Jahre 1188²⁵. Frühere Angaben in der spärlichen Literatur beruhen auf fehlerhafter Auswertung des überlieferten Urkundenmaterials²⁶. Die Urkunde von 1188, ein „pactum matrimoniale“, das Kaiser Friedrich I, Barbarossa, für seinen Sohn Konrad mit König Alphons von Kastilien für dessen Tochter Berengaria abgeschlossen hat, ist nicht nur lokalgeschichtlich von Interesse, sondern hier wird zum ersten Male in der abendländischen Geschichte die Stellung eines Prinzgemahls neben einer regierenden Königin juristisch fixiert.

Dinkelsbühl erscheint hier zum ersten Male neben anderen Hausgütern als staufiger Hausbesitz und wird „burgum Trinkelsbühel cum pertinenciis“ genannt.

Aus dieser für jene Zeit typischen Bezeichnung „burgus“ muß im Gegensatz zu S. Rietschel²⁷ mit H. Planitz²⁸ geschlossen werden, daß Dinkelsbühl damals seine Stadtgründung schon hinter sich hatte und nicht nur befestigter Markort war, sondern seine Einwohner bereits privilegierte bürgerliche Freiheiten erhalten hatten.

Da eine Stadtgründungsurkunde der Staufer als Grundherren von Dinkelsbühl fehlt, wie sie aber ausnahmsweise für Hagenau²⁹, Gelnhausen³⁰, oder für Lenkersheim³¹ vorliegen, so bliebe zu überlegen, ob Dinkelsbühl überhaupt eine Gründung ist und welcher Stauferkönig der mutmaßliche Gründer der Stadt gewesen sein könnte.

Aus dem Stadtgrundriß aber ließ sich bereits mit großer Wahrscheinlichkeit herauslesen, daß Dinkelsbühl in seiner gesamten Innenstadtanlage eine gegründete Stadt sein muß, die allerdings nicht im siedlungsleeren Raum erfolgte, sondern vorhandene Siedlungskerne organisch in die Neumwallung eingliederte. Die Urkunde von 1188 verlegt die Entstehungszeit in die Regierungsperiode Friedrichs I., Barbarossa, oder früher. Reulein glaubt, daß aus politischen Gründen eher dessen Vater oder Großvater in Frage kommt, jedoch beweisbar ist nichts! Nachdem aber die moderne historische Stadtforschung wahrscheinlich gemacht hat, daß Barbarossas Vorgänger, Konrad III., keine Städte gründete, dagegen aber Friedrichs I. vierzigjährige Herrschaft das gesamte deutsche Städtewesen tiefgreifend beeinflusste³², so liegt es näher, ihn als den Stadtgründer zu betrachten. Da Barbarossas Städtepolitik dabei nach Auffassung der Historiker in erster Linie danach zielte, die Stadt als Großburg zur

Sicherung des Reiches zu verwenden³³, so kann man sich vorläufig auch der berechtigten Annahme K. Wellers anschließen, daß Dinkelsbühl, neben Aufkirchen, Bopfingen, Giengen, Gmünd und Weißenburg spätestens in den Jahren 1178/79 als befestigter Ort zur Stadt gemacht wurde zum Schutz der staufischen Besitzungen in Schwaben, Ostfranken, dem Sualafeld und Riesgau, weil er mit Angriffen Heinrichs des Löwen aus dem Donauraum und dem Herzogtum Bayern rechnete³⁴.

Dieser Stadtgründung ist, wie der Grundriß ergibt, sicher eine dörfliche Siedlung, vielleicht schon als Marktsiedlung mit Wall, Graben und Pfahlwerk befestigt, vorausgegangen. Und wie schon erwähnt, lag sie höchstwahrscheinlich auch im Schutze einer Turmhügelanlage, die am ehesten auf dem heutigen Ziegelbuck im Grundstück der Brauerei Hauf zu suchen ist und mit einem Reichsdienstmann besetzt war³⁵. Eine alte, wichtige Siedlung kann hier aber kaum bestanden haben, denn noch lange gehörte Dinkelsbühl zur Pfarrkirche des 3 km entfernten Segringen, auf die das Kloster Mönchsroth, ebenso wie über die wahrscheinlich seit der Stadtgründung selbständig gewordene Pfarrkirche Dinkelsbühl, das Besetzungsrecht hatte. Eine endgültige Klärung der frühesten Markt- und Stadtentwicklung wird deshalb möglicherweise wohl am sichersten gemeinsam mit dem umliegenden Reichsgut und der Geschichte des Klosters Mönchsroth zu klären sein. Vielleicht findet man neben alten Reichsgutsmerkmalen in der Dinkelsbühler Flur auch die „curtis regia“, den Königshof³⁶. Friedrich Barbarossa strebte bei der Stadtgründung also in erster Linie danach, den Ort als Großburg zur Sicherung seiner Haus- und Reichsgüter zu verwenden.

In dieser machtpolitischen Sicht förderte er deshalb im schwäbisch-fränkischen Raum außer den neugegründeten Städten Dinkelsbühl, Aufkirchen, Bopfingen, Weißenburg usw., ganz besonders auch Rothenburg, die Harburg, Donauwörth, Schwäbisch-Gmünd, Ulm und andere Städte³⁷. Es dienten die 1188 gleichzeitig mit Dinkelsbühl genannten castri Rothenburg, Wallerstein, Flochberg und Waldhausen ebenso wie Ansbach, Großenried, Beyerberg usw.³⁸ als Großburgen und Verwaltungszentren.

Nach dem Tode Barbarossas verfolgten sein Sohn Heinrich VI. und sein Enkel Friedrich II. die eingeschlagene Richtung, einen starken deutschen Staat aufzubauen, konsequent weiter. In welcher Weise dabei das Reichsland neu organisiert, in Verwaltungseinheiten gegliedert und durch Neuerwerbungen vergrößert und abgerundet wurde, legten K. Bosl³⁹ und Th. Mayer⁴⁰ überzeugend dar. Aber auch die sich im Schutze des Reiches rasch entwickelnden Städte wurden in verstärktem Maße Mittelpunkte der Staatsorganisation, der Verwaltung und Verteidigung. Es diente also auch Dinkelsbühl, wie die übrigen schwäbischen Städte, während seiner Entstehungszeit in erster Linie politisch-strategischen Zielen⁴¹.

In der frühstauischen Zeit unter König Konrad III. und Friedrich I. lag Dinkelsbühl neben obengenannten Städten und Burgen im Grenzraum, mit Rothenburg, Feuchtwangen, Aufkirchen und Beyerberg gleichzeitig aber an der Nahtstelle zwischen den oberrheinischen und schwäbischen Stammländern und dem seit Heinrich III. und Konrad III. neu im Entstehen begriffenen und deutlich sichtbar werdenden Reichsgutblock um Nürnberg. Wenn dabei Rothenburg auch eine wesentlich bedeutendere Rolle als starke Position in Ostfranken gegen das Bistum Würzburg spielte⁴², so hatte sicher auch Dinkelsbühl mit dem

recht beachtlichen Reichsgut als Hinterland (siehe Seite 87) eine erhebliche und nicht zu übersehende Grenz- und Mittlerfunktion zwischen den Hausgütern im Westen und dem Reichsbesitz um Nürnberg, welche einerseits als Nord-Süd-Linie (Rothenburg-Donau), andererseits als West-Ost-Linie zwischen dem Rheinland und Nürnberg wirksam wurde. Außerdem lag es an der Kreuzung wichtigster europäischer Handelsstraßen und konnte somit über die politische Bedeutung hinaus als Standort eines Verkehrs- und Wirtschaftsplatzes gleichfalls sehr wirksam werden.

Im Gefüge dieser zügigen und weitschauenden Territorialpolitik erhielten die jungen Städte Kaiser Barbarossas aber nicht nur strategische Funktionen, sondern auch ganz neue wirtschaftliche Aufgaben. Das erhellen die zitierten Gründungsprivilegien von Hagenau, Gelnhausen, Lenkersheim, Nürnberg usw. Darüber hinaus gaben ja auch die Stauferkaiser zahlreichen Städten neues Stadtrecht, Rechtsverordnungen und Privilegien; sie verliehen Kaufmannsrechte, Geleits- und Zollfreiheiten⁴³. Barbarossa ließ auch neue Münzstätten errichten und erwarb zahlreiche schon bestehende. Damit beeinflusste Friedrich I. das deutsche Städtewesen tiefgreifend, fesselte aber auch die Städte fester an seine Staatsgewalt und baute sie seinen politischen Zielen entsprechend in die Reichspolitik ein.

Vielleicht waren die Städte sogar in wesentlich größerem Umfange die Träger der neuen Politik, als sie bislang in der Literatur gewürdigt wurden. Denn die Städte waren Festungen, Mittelpunkte eines Verwaltungs- und Gerichtsbezirkes und darüber hinaus auch Handels- und Gewerbezentren. Das Hinterland brachte seine landwirtschaftlichen Produkte auf den Markt und deckte seinerseits den Bedarf an Handelsgütern und Gewerbeerzeugnissen. Die Stadt selbst mit ihren Steuern, Zoll- und Markteinnahmen wurde dadurch gleichzeitig und in zunehmendem Maße eine ständige Geldquelle der Könige. Die Städte übernahmen endlich in der Umbruchszeit von der abklingenden Naturalwirtschaft zu der sich seit dem 12. Jahrhundert anbahnenden modernen Geldwirtschaft die Schlüsselfunktionen des Wirtschaftslebens. Sie hatten also in Wirklichkeit vielschichtige Funktionen. Auf diese Weise beeinflussten und regten sich die Städtegründungen und die wirtschaftliche Entwicklung wechselseitig an. Die Städte blühten rasch auf und wurden Kristallisationskerne des wirtschaftsgeographischen Raumes.

In dieses allgemein städtefördernde politische und wirtschaftliche Klima fällt zweifelsohne auch Dinkelsbühls rascher Werdegang, und die Ausführungen dieser grundsätzlichen Art sollen dazu ein Beitrag sein, die Strömung der Zeit recht zu beurteilen. Im einzelnen wird auf die einschlägige Literatur verwiesen, damit man sich ein eindrucksvolles Bild machen kann, wie die Stauferkaiser eine Neuordnung des Staates zum deutschen Einheitsstaat hin angestrebt haben und damit Hand in Hand die aufblühenden Städte als neue Gemeinwesen grundlegende geistige, wirtschaftliche, kulturelle und politische Wandlungen im hoch- und spätmittelalterlichen Staat vollbrachten⁴⁴.

Zusammenfassend aber läßt sich feststellen, daß Dinkelsbühls direkte Bindung an die Krone als stauisches Hausgut, die politisch-geographischen Zusammenhänge sowie die dargelegten völlig neuen allgemeinen volks- und raumwirtschaftlichen Perspektiven während der Stauferzeit als entscheidende Grundlagen für die ersten Anfänge der Stadt Dinkelsbühl anzusehen sind. Und der verkehrsgeographische Wert des Raumes als Verbindungslandschaft mit den

sich kreuzenden Fernstraßen in Dinkelsbühl selbst begünstigten und förderten, ebenso wie die topographische Lage usw., die Stadtentstehung und spätere Entwicklung ungeheuer.

Damit ergänzen und erhärten diese geschichtlichen Kräfte, besonders die Machtpolitik und Wirtschaft, die bereits aus dem Stadtgrundriß erschlossenen Argumente, daß Dinkelsbühl höchstwahrscheinlich eine Stadtgründung der Stauferkaiser ist.

b) Die Zeit der ersten Stadtentwicklung

Das jähe Ende der staufischen Entwicklung mit dem unglückseligen Tod Heinrich VI. im Jahre 1198 und die folgenschwere Absetzung Friedrichs II. auf dem Konzil von Lyon 1245 konnten zwar das Reich als solches erschüttern, nicht aber die Stadtentwicklung aufhalten. Dinkelsbühl, wie zahlreiche andere Königsstädte, stieg damals in der unsicheren Zeit der Thronwirren zur Reichsstadt auf und behauptete seitdem für 600 Jahre seine politische und wirtschaftliche Selbständigkeit. Das „Burgum Dinkelsbühl“ von 1188 wird 1235 von einem königlichen Minister verwaltet⁴⁶ und 1251 endlich als „Stadt“ (Civitas) genannt⁴⁶. Die Rechtslage Dinkelsbühls entsprach auch jetzt und das ganze Mittelalter hindurch noch der des gesamten Reichsgutes. Die Stadt schuldete dem König und Kaiser Huldigung, Heerfahrt und Heersteuer; auch hatte sie ihm und seinem Hofe Herberge und Unterhalt zu geben. Die Gerichtsbarkeit in der Stadt übten weiterhin, urkundlich belegt, von 1235 bis 1295⁴⁷ königliche Schultheißen oder Minister aus. Inzwischen hatte sich seit der Mitte des 13. Jahrhunderts aus der Stadtverfassung heraus auch ein Geschlechterrat gebildet, der Dinkelsbühl schrittweise zur weiteren Selbstverwaltung führte. Wahrscheinlich war den Bürgern auch kein Opfer zu groß, um zu einer völligen Freiheit zu kommen.

Den bedeutendsten Anfang machte der 11. 8. 1305, als König Albrecht der Stadt alle Rechte und Freiheiten der Stadt Ulm verlieh⁴⁸. Wenige Jahre später, nämlich 1309, gewährte König Heinrich VII. Dinkelsbühl die Gnade, daß ihre Bürger in Zivilstreitigkeiten vor kein anderes Gericht als das des (königlichen) Stadtamtmanns oder des Richters ihrer Stadt geladen werden dürften⁴⁹. Damit wurde die Bürgerschaft über die Schutz- und Trutzgemeinschaft hinaus auch zu einer unabhängigen Rechtseinheit gegenüber fremden Gerichten. Die Privilegien von 1351 und 1355, wonach sie den Ammann und Richter nach freiem Ermessen nun aus ihrer Mitte wählen durften, sind eine Ergänzung im Hinblick auf die völlige Selbstverwaltung⁵⁰. Ein halbes Jahrhundert später, als Dinkelsbühl sich über seine Markung hinaus bereits einen ansehnlichen Landbesitz erworben hatte, gewährte König Wenzel der Stadt das Recht des Blutbannes. Diesen sollte der jeweilige Bürgermeister der Stadt dem gewählten Ammann verleihen, damit „Schädliche Leute“, also Gewalt-, Raub- und Mordtaten, umso schneller gerichtet würden⁵¹. Und zwei Tage später, am 8. Januar 1398, wird die Blutgerichtsbarkeit noch dahingehend erweitert, daß weder Bürger noch Hintersassen auf dem Lande vor ein fremdes Land- oder sonstiges Gericht, auch nicht vor das Reichshofgericht, geladen werden dürften, sondern alles Recht allein vor ihrem Ammann holen könnten⁵². Spätere Privilegien bestätigen diese Rechte und Freiheiten immer wieder. Damit war Dinkelsbühl mit seinem weit verstreuten Landbesitz zur

Hochgerichtsbarkeit und zum Stadtstaat aufgestiegen. Berufungsgericht war eine Zeitlang das kaiserliche Landgericht zu Graisbach im Ries und später zu Rottweil. Damit gehörte bis zum Ende der reichsstädtischen Zeit die Stadt Dinkelsbühl zum Schwäbischen Kreis, schloß sich aber 1536 mit seinem reformierten Stadtrecht der Nürnberger Stadtrechtsfamilie an.

Daß Dinkelsbühl seit dem 12. Jahrhundert rasch wuchs und keine Fehlgründung wurde, lag neben den historischen Gründen auch in der natürlichen Anziehungskraft, die den jungen königlichen Städten eigen war, sowie in dem ansteigenden Bevölkerungsüberschuß des flachen Landes. In jener Zeit der ersten Entwicklung wirkten der Sog der Stadt und der Bevölkerungsdruck des Landes miteinander, und die Zuwanderung vom Lande war groß, weil man glaubte, bessere Lebensmöglichkeiten, persönliche Freiheit, Schutz usw. zu finden. Auch war die Stadt bereits eigener Verwaltungs- und Gerichtsbezirk unter königlichen Ministern und Schultheißen. Diese Anziehung wirkte auf Adelige, freie Bauern und Leibeigene; erstere wollten in die führende Oberschicht der Stadt aufsteigen, und die ländlichen Arbeiter und Handwerker erwarteten in der Stadt als Tagelöhner, Zinsbauern und Handwerker bessere Möglichkeiten des Erwerbes. Diese Zuwanderer kann man also in zwei Gruppen gliedern: die einen waren die freien Grundbesitzer und der Landadel, die andere Gruppe waren leib- und grundherrliche Bauern. Viele waren ihren Feudalherren entwichen und suchten die nahe Stadt auf, denn durch die besondere Stadtrechtsverfassung wurden sie nach Ablegen des Bürgereides in die neue Schutz- und Trutzgemeinschaft, die freie Bürgerschaft, aufgenommen⁵³. Die Stadtluft machte frei! Und davon machten die Leibeigenen fleißig Gebrauch und zogen in die aufblühende Reichsstadt. Diese Tatsachen erhärtet der königliche Befehl Rudolfs von Habsburg vom Jahre 1274, wo er mehreren Städten, darunter auch Dinkelsbühl, verbietet, Leibeigene des Grafen von Öttingen als Bürger aufzunehmen⁵⁴. Einen lebhaften Zuzug hatte Dinkelsbühl schließlich neben den Adligen tatsächlich auch durch viele freie Bauern. Es mag diese Behauptung befremdend erscheinen, aber es gab im Dinkelsbühler Raum während des Spätmittelalters noch freies Bauerntum in großem Umfange bis weit in die Neuzeit hinein. Dies ließ sich schon aus dem relativ geringen Urkundenmaterial, das diesbezüglich gesichtet wurde, einwandfrei nachweisen⁵⁵.

Wie schon dargelegt, wurde mit der kolonisatorischen Rodungsperiode vornehmlich durch fränkische Siedler der Grundstein gelegt für Adel und Bauerntum. Ob dieses Bauerntum in seiner ursprünglichen Rechtsstellung leibeigen oder frei war, bleibt in der vielschichtigen Literatur umstritten⁵⁶.

Besondere Verdienste gebühren dabei Th. Mayer⁵⁷, weil er die verschiedenen Strukturen in der bäuerlichen Verfassung sah. Darüber hinaus erkannte K. Weiler⁵⁸ die freien Bauern Schwabens als Rodungsfreie, die zum Teil erst von den staufischen Herrschern angesiedelt wurden; und Th. Mayer⁵⁹ weist endlich zum ersten Male das dabei verfolgte Prinzip der staufischen Flächenstaatspolitik auf der Grundlage des Bauerntums nach.

Auf diese Literatur bezugnehmend ergibt sich, daß entsprechend den historischen Gegebenheiten während der Stauferzeit das Dinkelsbühler Freibauerntum weitgehend auf königliche Freibauern zurückgeht. Sie mögen zu besserem Recht auf Grund und Boden gesessen sein und konnten, anfangs unter staufischem, später unter dem Schutze der Landvogteien Schwaben und

Nürnberg-Rothenburg bis in das Spätmittelalter ihre Sonderstellung bewahren. Wie dem aber auch sei, für die Darstellung ist es vorläufig unerheblich, über welche Stufen es zu den Freibauern und ihrer räumlichen Verbreitung kam⁶⁰. Ergänzen ließe sich die Verbreitung der Freibauern noch durch die Reste von Reichsgut, Reichslehen und Reichsdienstmannensitzen. Aber wie gesagt, bedürfte es in einer noch ausstehenden siedlungsgeographischen Arbeit einer vertieften Bearbeitung des gesamten Fragenkomplexes. Vorläufig genügt es festzuhalten, daß das Freibauerntum des Spätmittelalters recht häufig in die Stadt zieht und hier nachweisbar ist.

Der Zug zur Stadt und ihre zunehmende Bedeutung für soziale und kulturelle Einrichtungen spiegelt sich endlich auch in den verschiedenen Stiftungen wider. Zuerst ist das um 1280 neu gestiftete Hospital der Hl. Maria und des Hl. Geistes zu nennen⁶¹. Zehn Jahre später, nämlich 1290, gestattete Bischof Wolhard von Augsburg dem Provinzialprior des Karmeliterordens in Dinkelsbühl, ein Kloster zu errichten⁶², und bereits 1292 wird um reiche Almosen gebeten für den jüngst begonnenen Bau⁶³. Wenige Jahrzehnte später dürfte sich auch der Deutschherrenorden in Dinkelsbühl niedergelassen haben.

Wie weit sich die Stadt im 13. Jahrhundert wirtschaftlich entwickelt hatte, geht aus einem Reichssteuermatrikel von 1241 hervor. Dinkelsbühl wird, ebenso wie Weißenburg, mit 40 Mark veranschlagt, Aufkirchen zahlte nichts, Feuchtwangen 20, Bopfingen 50, Ulm 80, Rothenburg 90 Mark⁶⁴. Es ist für Dinkelsbühl eine an sich noch geringe Summe, die besagt, daß das Gemeinwesen Mitte des 13. Jahrhunderts noch unfertig war. Am meisten wird noch der anhaltende Warenverkehr auf den beiden hochmittelalterlichen Reichsstraßen, der Nibelungenstraße und der Pilgerstraße, zum wirtschaftlichen Aufstieg beigetragen haben, denn der Dinkelsbühler Raum selbst war von Natur aus landwirtschaftlich arm und konnte zu einer Marktbelebung und Entwicklung nur in engen wirtschaftlichen Grenzen beitragen. Andererseits waren durch die Städtegründungswelle des 12. und 13. Jahrhunderts im Umkreis von kaum 15 km als weitere Städte Aufkirchen, Crailsheim, Ellwangen, Feuchtwangen, Herrieden und Wassertrüdingen entstanden und innerhalb eines Kreises von rund 30 km folgten mehr als ein Dutzend weiterer Städte, unter ihnen Rothenburg, Ansbach, Nördlingen, Bopfingen usw., die alle ein Marktgebiet um sich bildeten und Anteil am gesamten Wirtschaftsleben dieses Raumes erstrebten. Dabei gehörte das gesamte umrissene Landschaftsgebiet im wesentlichen zum Keuperwaldland, das wegen seiner geringen natürlichen Wirtschaftsfaktoren nur dünn besiedelt und wegen seiner geringen wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit auch verkehrsgeographisch wenig erschlossen war. Dadurch lagen, raumwirtschaftlich gesehen, die Städte teilweise zu nahe beisammen und hemmten sich gegenseitig in ihrer Entwicklung⁶⁵.

Sicher spielten neben den historischen Faktoren gerade diese wirtschaftsgeographischen Tatsachen schon in der Frühzeit eine wichtige Rolle, denn Dinkelsbühl, in seiner bekannten günstigen Verkehrslage und gestützt auf sein Erstgeburtsrecht, erhob sich in der Folgezeit weit über die Nachbarstädte Ellwangen, Crailsheim, Leutershausen, Feuchtwangen, Wassertrüdingen, Ornbau, Herrieden usw. Es konnte aber durch die Nähe der im Reichssteuermatrikel belegten, damals älteren und bedeutenderen Städte Rothenburg, Schwäbisch

Hall, Aalen, Bopfingen, Nördlingen usw. nicht zur zentralen Landschaftsbedeutung aufsteigen, sondern blieb unter diesen ein etwa gleichrangiges Glied. So war also ihre künftige Entwicklungsmöglichkeit bereits in der ersten Periode der Stadtentwicklung in rohen Umrissen festgelegt.

Über die an sich so wichtigen wirtschaftlichen Verhältnisse der Stadt selbst sind aus dem 13. Jahrhundert und dem beginnenden 14. Jahrhundert durch Quellen praktisch noch keine Aufschlüsse erhältlich. Im wesentlichen enthalten die Archivalien nur überlieferte Käufe, Stiftungen und Besitzbestätigungen, besonders des Dinkelsbühler Spitals, auf die in den folgenden Kapiteln als Wirtschaftsfaktor noch einzugehen ist. Erst im 15. Jahrhundert werden die Quellen so reichhaltig, daß man sich ein abgerundetes, wenn auch nicht vollständiges Bild machen kann.

ZWEITER TEIL

III. Die Wirtschaft Dinkelsbühls im ausgehenden Mittelalter

Mit der weiteren Entwicklung der Stadt traten ihre funktionellen Kräfte immer mehr in den Vordergrund. Unter ihnen war das Wirtschaftsleben von besonderer Bedeutung. Nachdem dieses für die ersten Jahrhunderte wegen der allgemein fehlenden Quellen kaum erforscht werden konnte, muß wenigstens das Wirtschaftsleben im ausgehenden Mittelalter bis in seine Einzelzüge erfaßt werden, denn nicht zuletzt wird das heutige Stadtbild von Dinkelsbühl noch ganz vom Mittelalter her bestimmt.

1. Die Bevölkerungsentwicklung

Die bis jetzt dargelegten geographischen Grundlagen für die ersten Anfänge der Stadt brauchen aber ebensowenig wie die aufgezeigten politischen Verhältnisse zwingende Argumente für die weitere Entwicklung Dinkelsbühls zu sein. Vielmehr sind diese nur ausgezeichnete Chancen für die Gründungszeit und die ersten Anfänge gewesen. Und es hing nun zu einem Gutteil vom Einzelnen und seiner Leistung und Persönlichkeitsinitiative ebenso wie von der Gemeinschaft ab, ob der Gründungsakt dauernden Erfolg hatte oder die Stadt bald wieder in ihre ackerbürgerliche Stille zurückversank, wie es bei so vielen Städten der Fall war. Daß Dinkelsbühl keine Fehlgründung wurde, ist deshalb auch eine Leistung seines Bürgertums. Dabei sollen weder die geographischen Voraussetzungen noch die Gunstbezeugungen der Könige und Kaiser außer acht gelassen werden, aber es wäre umgekehrt auch zu viel gesagt, wollte man die erste Blüte des deutschen Städtewesens im Mittelalter ursächlich allein mit dem Königtum verknüpfen.

Für Dinkelsbühl gilt das lediglich so lange, wie es noch Hausgut der Staufischen Kaiser gewesen ist. Mit ihrem Tode aber verlor Dinkelsbühl auch die Gunst und den Schutz des Reiches und seiner Herrscher. Das lassen die nachfolgenden Jahrhunderte deutlich erkennen, denn schon 1251 wurde es an die Grafen von Oettingen verpfändet¹, dann kam es in den Burggräflisch Nürnbergischen Besitz² und aus diesem 1295 wieder in Oettingische Pfandschaft³. Kurz darauf erschien es neuerlich im Besitze des Reiches und wurde letztmalig 1341 an Oettingen versetzt, aus der die Stadt sich mit eigener Kraft durch die Zahlung der ansehnlichen Pfandsumme von 7200 lib Heller selbst auslöste⁴. Auch die oben schon zitierten Privilegien sind nicht lauter Gunstbezeugungen der Kaiser gewesen, sondern mußten zum größten Teil unter außerordentlich hohen Geldopfern erworben und immer wieder erneuert werden.

Wenn man nach der großen Städtegründungsperiode deshalb überhaupt noch von Gunstbezeugungen und Förderungsabsichten der Stadtherren allgemein sprechen will, so lagen sie höchstens darin, daß Reichsstädte bessere Bedingungen und größere Freiheiten besaßen als die landesherrlichen und bischöflichen Städte. Bei diesen letztgenannten Städten behielten die Stadtherren zumeist die Oberhand und verhinderten die Entwicklung einer stärkeren bürgerlichen Selbstverwaltung, so daß sie infolgedessen auch wirtschaftlich und nicht nur rechtlich zurückblieben, während die Reichsstädte, sofern sie entsprechende wirtschaftliche Grundlagen hatten, schneller emporblühten. Der oft sehr harte Kampf um diese Stadtherrschaft bzw. Selbstverwaltung der Städte wurde damit aber wiederum zu einem Spiegel für die Tatkraft ihres Bürgertums.

Und den Dinkelsbühler Bürgern kann man nach den wechselvollen Verpfändungen mit Recht ein hohes Maß an eigener Leistung nachrühmen. Vielleicht geht diese Fähigkeit zum Teil auf die glückliche Mischung von alemannischen und fränkischen Stammeseigenschaften zurück. So wie sich schwäbische Mundart mit fränkischen Lautelementen mischte, verbanden sich sicher auch die Beweglichkeit und Aufgeschlossenheit fränkischer Wesensart mit der nachhaltigen, zähen Ausdauer und Gründlichkeit der Schwaben. Symbolisch für dieses siedlungsgeographische Übergangsgebiet ist geradezu, daß die Stadt das gesamte Mittelalter hindurch in der Hauptsache die regsten politischen und wirtschaftlichen Beziehungen zum schwäbischen Westen hatte und als Stadt auch zum Schwäbischen Kreis gehörte, während in der Neuzeit sich starke kulturelle und wirtschaftliche Bindungen mit Franken anbahnten. Und auch in der Gegenwart gelten diese Tatsachen noch immer.

a) Die Bevölkerungszahl Dinkelsbühls im ausgehenden Mittelalter

Obgleich im städtischen Archiv zur Bevölkerungsentwicklung nur sehr wenig Material vorliegt, sei doch der Versuch unternommen, an Hand des Wenigen von der mittelalterlichen Bevölkerungsstruktur ein Bild zu entwerfen. Wenn auch derartige Ermittlungen wegen der anhaftenden Unzulänglichkeiten keinen zu großen Wert besitzen, so erlauben sie doch manche Schlüsse über die Wirtschafts- und Finanzkraft, geben darüber hinaus einen Einblick in die politische und wirtschaftliche Bedeutung Dinkelsbühls im Mittelalter und helfen auch die späteren Kapitel über Gewerbe und Handel wesentlich besser zu verstehen. Endlich rechtfertigen sie die Schlußfolgerung, wann und inwieweit bis zur Gegenwart eine Bevölkerungsveränderung eintrat, die dann an Hand weiteren Quellenmaterials untersucht werden kann.

Wie fast überall, so fehlen Angaben für eine Bevölkerungserrechnung bis zum 15. Jahrhundert völlig. Den Ausgangspunkt zur Erfassung der Volkszahl geben erst die wenigen Stadtsteuerbücher von 1437/48/56/68. Zur Leistung der Stadtsteuer war, wie das Dinkelsbühler Statutenbuch⁵ von 1387 ergibt, jeder Bürger verpflichtet. Diese allgemeine Steuerpflicht geht bis in die Anfänge der Stadtentwicklung zurück. Ausnahmen davon gab es nur bei größter Armut und als Sonderrecht bei Handwerkern und Dienstverpflichteten, auf deren Bleiben in der Stadt besonderer Wert gelegt wurde. Endlich war auch die Kirche ausgenommen, nicht aber die privaten Besitzungen der Geistlichkeit⁶.

Steuerfrei waren auch die Wohltätigkeitsstiftungen, wie das Spital, die Reich-
almsen-, Seelhaus-, Siechen- und Sondersiechenpflege, sowie der Karmeliter-
und der Deutschherrnorden. Die Insassen dieser Einrichtungen erschienen
deshalb in den Stadtsteuerbüchern nicht. Es wurden also im wesentlichen die
erwachsenen, wirtschaftlich selbständigen Personen erfaßt. Freilich erscheinen
darüber hinaus auch Vermögen von Ehefrauen, Erbschaften und Besitzungen
von Pflegekindern und Geistlichen, sowie die verschiedenen Pfahlbürger und
die Paktleute, und doch lassen sie sich, trotz Unregelmäßigkeiten, wenigstens
teilweise von der steuerveranlagten Bevölkerung abtrennen.

Aus diesen Steuerbüchern ein Bild der Bevölkerungszahl zu rekonstruieren,
ist also nicht leicht, doch gelang es durch Vergleich mit Nördlingen. In seinem
Archiv liegt das einzige vollständige Einwohnerverzeichnis einer deutschen
mittelalterlichen Stadt, aus dem Jahre 1459 stammend, und hat darum ver-
ständlicherweise unschätzbaren Wert⁷. Dieses Einwohnerverzeichnis ist voll-
ständig und, da Nördlingen in seiner Größe und Wirtschaftsstruktur ungefähr
mit Dinkelsbühl übereinstimmt, war es zu verantworten, diese Quelle in besonde-
rem Maße zur Einwohnerermittlung Dinkelsbühls vergleichsweise heranzu-
ziehen. Nach diesem Verzeichnis hatte Nördlingen im Jahre 1459 5227 Ein-
wohner; eine genaue Bearbeitung und Nachrechnung der auf 37 Seiten ver-
zeichneten Personen aber ergab 5295 Seelen. Diese offensichtliche Unstimmigkeit
geht auf Rechenfehler zurück. Nichtsdestoweniger behält das Verzeichnis
seinen Wert, wie Dörner genau nachprüfte⁸.

Die Auswertung dieser Einwohnerliste ergibt folgende interessante Einzel-
ergebnisse:

Auf je einen Bürger in Nördlingen kommen: 3,692 Blutsverwandte und
0,837 dienende Personen; von je 100 Personen in Nördlingen waren: 18,08
Bürger, 66,77 Blutsverwandte, 15,14 dienende Personen, und auf jeden im
Steuerbuch von 1459 veranlagten Einwohner kamen nach meiner Umrechnung
des Nördlinger Steuerbuches von 1459 auf das genannte Einwohnerverzeichnis
4,08 Personen.

Um von den Nördlinger Verhältnissen auf die Einwohnerzahl Dinkelsbühls
mit gewisser Sicherheit schließen zu können, wurden die wenigen Dinkels-
bühler Steuerverzeichnisse in der gleichen Weise, wie es für Nördlingen
geschehen war, ausgewertet und nachgeprüft, dann mit der für Nördlingen
gefundenen Reduktionsformel 4,12 multipliziert und so die Volkszahl Dinkels-
bühls bestimmt. Um an dieser Methode Zweifel auszuschalten, wurde endlich
ein Sicherheitsfaktor von 10 % eingerechnet, so daß sich für Dinkelsbühl
folgende Einwohnerzahlen ergeben:

1437: zwischen 3865 und 4251
1456: zwischen 3650 und 4015
1457: zwischen 3600 und 3960
1468: zwischen 3992 und 4391

Obwohl dieser Methode selbstverständlich Mängel anhaften, verursacht
durch verschiedenste unbekannte Fehlerquellen, so besitzt sie doch eine
große Wahrscheinlichkeit, die Volkszahl einigermaßen genau zu berechnen.
Gestützt werden sie noch durch die Höhe des sogenannten Herdstättengeldes,
das im Jahre 1468 855 Pfund Heller betrug und wahrscheinlich 855 Haus-
haltungen entsprach⁹, was durchaus der errechneten Bevölkerungszahl gleich-

kommen kann, wenn man die Kopffzahl mit 4 pro Haushalt ansetzt und dann die Dienstboten, Geistlichkeit, Ordenszugehörige und die Spitalinsassen zurechnet. Endlich führte eine Viertel- und Stadtverteidigungsordnung von 1473 die Namen der weaffenfähigen Männer, nämlich 921, auf¹⁰. Zu ähnlichen Ergebnissen kommt man bei Rechnungen über die Zahl der Bürgerhäuser im Vergleich mit der Einwohnerzahl. Die ältesten genauen Angaben liefert die Feuerordnung von 1491. In ihr werden insgesamt 704 Häuser aufgezählt¹¹. Fast 100 Jahre später, im Jahre 1570, hat Dinkelsbühl nach einem weiteren vollständigen Verzeichnis 767 Häuser, eingeteilt nach den vier verschiedenen Stadtvierteln, und die bekannte Meriansche Stadtansicht aus der Mitte des 17. Jahrhunderts bestätigt es. Schätzt man die durchschnittliche Kopffzahl pro Haus mit 5 bis 6 Menschen, so liegt hiernach im 15. und 16. Jahrhundert die Bevölkerungszahl ebenfalls zwischen 3800 und 4500. Zehn Jahre später, 1580, war übrigens die Herdstättenzahl auf 763 gesunken, ihr entsprechen aus derselben Steuerliste 783 Steuerzahler und 267 Pflegekinder, Vormundschaften und Stiefkinder ohne eigenen Herd und 40 versteuerte Vermögen und Erbschaften¹². Auch hiernach bleibt die Bevölkerungszahl im obigen Rahmen.

Wenn man als Ergebnis festhält, daß die Volkszahl der Stadt Dinkelsbühl im 15. und 16. Jahrhundert rund 4000 betrug, so ist das trotzdem sehr bemerkenswert und schon gar nicht als negativ zu bewerten. Im Spätmittelalter lag nämlich die Bevölkerungsstruktur der Städte, verglichen mit der Gegenwart, ganz anders. Nach vorsichtigen Schätzungen betrug Deutschlands Gesamtbevölkerung etwa 12 Millionen. Dabei wohnten in den Städten 10 bis 12 Prozent, der Rest aber auf dem Lande in bäuerlichen Wirtschaften und in noch nahezu vollkommener Autarkie¹³.

In den Städten lebten schätzungsweise 2 Millionen Menschen. Sie verteilter sich auf rund 3000 Städte, davon waren 15 Großstädte mit über 10 000 Einwohnern, mindestens 150 Städte dürften zwischen 2000 und 10 000 und die doppelte Zahl zwischen 1000 und 2000 Einwohnern gehabt haben, während der Rest weniger als 1000 Menschen hatte. Letztere waren demnach Klein- und Zwergstädte von durchaus dörflichem Charakter, aber mit besonderen Stadtrechten begabt¹⁴. Das mutet merkwürdig an! Wenn man Dinkelsbühl mit seinen 4000 Menschen den ansehnlichen Mittelstädten zurechnet, so war es gleichrangig mit Heilbronn, Dresden und Leipzig, während z. B. Heidelberg, Nördlingen und Schwäbisch-Hall fast 1000 Einwohner mehr hatten¹⁵. Viel kleiner sind dagegen alle übrigen Städte im Bereich von Dinkelsbühl, wie Ellwangen, Crailsheim, Herrieden, Feuchtwangen, Wassertrüdingen, Aufkirchen und die Märkte Dürrewangen, Bechhofen, Weiltungen usw. gewesen. Damit läßt schon die Bevölkerungszahl erkennen, daß Dinkelsbühl nicht nur ein wirtschaftliches Gewicht hatte, sondern zu einem landschaftlichen und wirtschaftlichen Mittelpunkt emporgestiegen war. Diese Tatsache wird sich in den späteren Ausführungen immer wieder bestätigen.

Abschließend kann damit auch gesagt werden, daß die gesamten mittelalterlichen Städte weit geringere Einwohnerzahlen hatten, als man gemeinhin annahm. Um so mehr müssen ihre kulturellen Leistungen geschätzt werden, die sie während des Mittelalters vollbrachten. Und würdigt man nun aus dieser Sicht Dinkelsbühls städtische Leistung, so muß die Achtung vor den damaligen Bürgern ganz gewaltig wachsen. Diese Stadtgemeinde brachte ein so eindrucksvolles Gesamtbild mit Stadtmauern, Wehrtürmen und Toren, Bürger-

häusern und öffentlichen Bauten und der überaus stattlichen St. Georgskirche hervor. Und welche Machtentfaltung des Handwerks, Handels und der gesamten Stadtpolitik zeichnet sich damit gegenüber der Gegenwart ab!

Nun wäre es sehr aufschlußreich, auch etwas über den spätmittelalterlichen Vermögensstand und die Steuerkraft der Stadt Dinkelsbühl und ihrer Bürger zu erfahren. Leider aber sind die Quellengrundlagen so dürftig, daß die durchgeführten Rechnungen eine sehr große Zahl von Unsicherheitsfaktoren enthalten und damit der praktische Wert bezweifelt werden muß. Im ganzen jedoch läßt sich mit Gewißheit sagen, daß vor der Einführung der Zunftverfassung im Jahre 1387 eine sehr reich begüterte Oberschicht, unter ihnen die bekannten Namen Pysser, Hofer, Arnold, Döner, Werntzer, usw., vorhanden war, deren Vermögen auf irgendeine Weise im Laufe des 15. Jahrhunderts stark zusammengeschmolzen ist. Dafür arbeitete sich die breite Schicht der Handwerker und Kaufleute politisch wie auch wirtschaftlich empor, ohne jedoch wirklich große Vermögen zu erwerben. Mit ihnen stieg die Wohlhabenheit der breiten Masse, während das Patriziat, aus dem Adel ursprünglich hervorgegangen, an Einfluß sehr verlor. Das zeigte sich bis hinein in die Landerwerbspolitik und den Fernhandel.

b) Die Herkunft der Bevölkerung

Bezüglich der Bevölkerungszuwanderung ließ sich feststellen, daß der Zuzug und die Einbürgerungen nach Dinkelsbühl im Spätmittelalter in gleicher Weise wie bei anderen Städten überraschend niedrig gewesen sind. Es sind in Dinkelsbühl während des 15. Jahrhunderts rund 28 Neubürger, denen aber auch wiederum Ausbürgerungen entgegenstehen¹⁷. Im 16. Jahrhundert sind es nach den wenigen Aufzeichnungen in einem Bürgeraufnahmebuch von 1562 bis 1575 durchschnittlich 29 Neuaufnahmen, von denen aber wiederum ein ganzer Teil Söhne von Bürgern sind, die lediglich das Bürgerrecht erwarben.

Wie schon wiederholt aufgezeigt, bestand von jeher zur Stadt hin ein natürliches Spannungsfeld, das man als Anziehungskraft der Stadt bezeichnet. Es ist bedingt durch die entgegengesetzte Struktur von Stadt und Land, die sich deutlich in zwei Hauptbeweggründe, geistige und wirtschaftliche, scheiden läßt. Die städtische Rechtsstellung mit ihrer besonderen Verfassung schützte den Zuwandernden gegen grundherrliche Willkür und Unterdrückung und gewährte leibliche, geistige und wirtschaftliche Freiheit; zum andern bot die Stadt hinter ihren Mauern größeren Schutz an Leib und Gut, eröffnete neue gewerbliche Möglichkeiten in Handwerk und Handel und bot im städtischen Marktleben weiten Spielraum für den Absatz gewerblicher Erzeugnisse. Man stand auch unter der tragenden wirtschaftlichen und kulturellen Gemeinschaft der Zunftgenossen und der Fürsorge der Stadtohrigkeit, die ja bestrebt war, jeden Bürger im Rahmen der städtischen Gewerbepolitik zu halten und zu fördern. Endlich zogen auch die besonderen sozialen und kulturellen Möglichkeiten der Stadt Außenstehende an. Man denke nur an die Krankenpflege und Altersversorgung, die Heiratsmöglichkeiten in Handwerker- und Patrizierfamilien; sie dienten allenthalben auch dazu, eine bessere und höhere Lebensstellung zu erreichen und gewährten die Möglichkeit, durch Kloster, Schule, Gelehrte und Künstler Bildung zu erwerben und persönliche Ehrsucht zu

befriedigen. Alles in allem ein vielfältiges und differenziertes Kraftfeld, das eigentlich für eine sehr starke Zuwanderung und Einbürgerung sprechen sollte. Dem stehen diese geringen Neueinbürgerungen gegenüber. Das kann nur daran liegen, daß sich im 15. und 16. Jahrhundert die Landesherrschaften mit zunehmender Rechtsgewalt auf die Zuwanderungsmöglichkeit verhängnisvoll auswirkten. Damit ergänzte sich die Bevölkerung im Spätmittelalter und der beginnenden Neuzeit in erster Linie aus dem natürlichen Bevölkerungsüberschuß der Stadt selbst und nicht mehr vom Lande her. Bedenkt man aber dabei die außerordentlich hohe Sterblichkeit bei Kindern, die Ehelosigkeit mancher Standesgruppen und die Verheerungen durch Seuchen und Kriege, so wird auch verständlich, daß der Bevölkerungszuwachs relativ gering blieb und daher die Größenordnung der Stadt Dinkelsbühl während zahlreicher Generationen des Spätmittelalters und darüber hinaus sich in relativ engen Grenzen hielt. Damit wird die Bevölkerungszahl der begrenzende Faktor für eine optimale Gewerbe- und Handelskraft, und davon abhängig war die Reichweite Dinkelsbühls im wirtschaftsgeographischen Raum. Aber auch die natürliche Anziehungskraft auf die ländliche Bevölkerung erreichte dadurch nur einen ganz bestimmten Radius. Leider sind die Bürgerbücher so spärlich, daß man keine genaue Herkunftskarte aufstellen kann. Als Ersatz hierfür wurde zu einer indirekten Methode gegriffen, indem die Herkunftsnamen bei den Dinkelsbühler Bürgern zugezogen wurden, zum anderen wurde versucht, alles verfügbare Urkundenmaterial auf ihre Personennamen und deren Herkunft zu untersuchen und zwar während des Zeitraumes von 1325 bis 1500.

Unter Berücksichtigung der Herkunftsorte ergab sich, daß die Stadtbevölkerung Dinkelsbühls sich zum überragenden Teil aus seinem vornehmlich bäuerlichen Hinterland und der näheren Umgebung ergänzt hat. Lediglich ein verschwindend geringer Teil weist auf größere Entfernung hin, dabei sind die Reichsstädte am zahlreichsten. Damit bleibt über die Zeiten hinweg das bäuerliche Element die tragende Bevölkerungsschicht Dinkelsbühls. Diese soziale Struktur behielt es beharrlich bis in die Gegenwart. Dies mag auch mitgewirkt haben, daß sich in Dinkelsbühl jahrhundertlang alte Traditionen und charakteristische Eigenheiten erhalten und immer wieder durchsetzen konnten, nicht zuletzt auch im Hinblick auf die Industrialisierung, wobei selbstverständlich auch die natürlichen geographischen Grundlagen ursächlich damit verbunden waren.

2. Das Bürgertum und seine Lebensgrundlage

Wie in allen größeren Städten des Mittelalters, so findet sich auch in Dinkelsbühl eine ständische Gliederung. Die Führerschicht im wirtschaftlichen und politischen Leben lag bis zur Einführung der Zunftverfassung 1387 in den Händen einer gesellschaftlich gehobenen, aber sehr kleinen Oberschicht, dem Patriziat. Ihm folgte ohne scharfe Grenze ein vermögendes Fundament gewerbe- und handeltreibender Bürger, die den wesentlichen Grundstock für das wirtschaftliche Leben der Stadt ausmachten. Wiederum fließend sind endlich die Übergänge zu den Ackerbürgern, Bauern und bis zur völlig mittellosen Armen-schicht, den Pfründnern und Siechen in den Wohltätigkeitsstiftungen.

a) Das Patriziat

Patrizier waren schon im alten Rom die Angehörigen der Geschlechter, aus deren Mitte die Ratsmitglieder gewählt wurden. Ähnliche Verhältnisse entwickelten sich auch in den Städten des Mittelalters. Hier waren die Patrizier Angehörige der wohlhabenden und angesehensten Bürgerfamilien; von den übrigen Bürgern hoben und sonderten sie sich dadurch ab, daß sie ein patrizisches, ein adeliges Leben führten. Meist wohnten sie in großen, steinernen Häusern, hatten größeren Luxus in Kleidung und Lebensform und waren neben den Klerikern die Träger der mittelalterlichen Kultur. Auch in ihrer rechtlichen Stellung waren sie bevorteilt, sie hatten ausschließlich die öffentlichen Ämter inne und, da sie Siegel führten, konnten sie urkunden und besaßen die meiste Erfahrung in der Rechtspflege. Schließlich waren sie lehensfähig. Das Patriziat erwarb sich also ähnliche, oft sogar größere Vorrechte als der Landadel. Als Stadtadel bezeichnet, gelang es ihm, durch den Geldreichtum zahlreiche Liegenschaften, Kirchensätze und Patronatsrechte, Zollstätten usw. zu erwerben, so daß es, wie der Landadel, über ausgedehnte Ländereien, Hörige, Zinsbauern und Vogtleute verfügte, von denen es Zins und Fron forderte und über die es Schirm und Recht sprach. Wie beim Landadel waren auch beim Stadtadel Ehen zwischen den einzelnen Geschlechtern vorherrschend.

In Dinkelsbühl verbanden darüber hinaus häufig Ehekontrakte das städtische Patriziat mit dem Landadel. Über dieses sich ein zutreffendes Bild zu machen oder gar genealogisch erschöpfend zu bearbeiten, ist im Rahmen dieser Arbeit nicht möglich. Daß aber ein städtisches Patriziat in Dinkelsbühl vorhanden war, bezeugt der Richtungsbrief von 1387. Bis dahin stellte es die 32 Ratsmitglieder und den Bürgermeister, während die Handwerker und Bauern nicht ratsfähig waren. Zum andern war Dinkelsbühl mit 4000 Einwohnern am Ausgange des Mittelalters eine Mittelstadt und bedeutend genug gewesen, ein Patriziat entwickeln zu können. Doch ist anzunehmen, daß es im 13. Jahrhundert aus wenigen Geschlechtern bestand, die höchstwahrscheinlich auf Landadel und freie Grundbesitzer zurückgingen. Als beurkundende und siegelführende Personen treten ab 1313 bis 1387 die Berlin, Hofer, Syfried, von Schopfloch, Fruenbiz, Döner, von Dinkelsbühl, von Heroldsberg, von Hellenbach, von Crailsheim, von Goldbach, von Schlichting, Prell, Cunzelmann, Ruhland, Kindheinz, Stammler, Zirker, Zoller, Tannlocher, Bysser, Egen, von Feuchtwangen, von Büchelberg, Veldner, Zobel und andere auf. Sie kommen also ausschließlich aus der näheren Umgebung. Keine Namen deuten auf größere Entfernung hin, deshalb ist schon hier die Annahme gerechtfertigt, daß Dinkelsbühl keinesfalls eine bedeutende Fernhandelsstadt war, obwohl einige Namen wie Egen, Cunzelmann, Hauck usw. nach Augsburg und Ulm weisen.

Die Namen führen, urkundlich vielfältig belegt, meist auf Landadel oder ehemalige Reichsdienstmannen hin. Selbst mehrere topographische Namen, Übernamen und Berufsamen sind eindeutig als die von Adeligen oder freien Grundbesitzern belegbar.

Über mehrere Generationen hin ließen sich nur wenige Familien verfolgen, die aber nicht nur zum Patriziat zählten, sondern zugleich die einflußreichsten Familien waren¹⁸.

Die Werntzer als finanzkräftigste Patrizierfamilie ist wahrscheinlich adeliger Abstammung gewesen und stellte im 14. Jahrhundert zahlreiche Bürgermeister. Einem der Werntzer gehörten 38 Güter zu Breitenbach, Bautzenrod usw., das Dorf mit Veste Wört und viele Zugehörungen. Darüber hinaus hatten die Werntzer verschiedene weltliche und geistliche Lehen. Verschwägert waren sie unter anderem mit der berühmten Familie Toppler aus Rothenburg.

Die Berlin, über drei Jahrhunderte bedeutend, gehörten gleichfalls zum einflußreichen Patriziat und stellten im 15. Jahrhundert wiederholt berühmte Bürgermeister. 1306 wird ein Ludwig, genannt Berrlin, als erster ihres Geschlechtes erwähnt, und 1313 kommt der Name Berlin Mottinger vor. Was für adelige Herkunft spräche ist die Tatsache, daß Vettern die Ritter von Pfahlheim waren und Verschwägerungen mit von Bachenstein u. a. vorkommen. Ihr Stammschloß lag in Wälderhub, doch waren sie auch sonst in der Umgebung von Dinkelsbühl reich begütert.

Vom Geschlechte der Hofer werden ab 1313 mehrere Seitenlinien bekannt. Sie sind dem Namen nach freie Grundbesitzer, welche zum Patriziat aufgestiegen sind, aktiv lehensfähig wurden und in der Folge sehr viel Landbesitz erwarben. Daß sie mit den Geschlechtern und dem Landadel verschwägert waren, braucht nicht hervorgehoben zu werden.

Die Döner lassen sich bis 1298 zurückverfolgen und hatten ihre Glanzzeit im 14. und 15. Jahrhundert. Entsprechend ihren Vermögensverhältnissen gehörten sie zu den Reichsten von Dinkelsbühl.

Anders war es mit den Patrizierfamilien der Arnold und der Bysser, deren Reichtum und Landbesitz noch vor dem 15. Jahrhundert durch Verkäufe verschwundet.

Mit diesen wenigen Familien sind gleichzeitig die finanzkräftigsten erfaßt. Leider aber ist es bislang nicht möglich, ihren Hausbesitz in der Stadt festzulegen. Obwohl außerdem noch die von Büchelberg, Egen, von Feuchtwangen, Prell und andere zu nennen wären, muß in diesem Rahmen darauf verzichtet werden.

Zusammenfassend aber kann gesagt werden, daß Dinkelsbühl als ansehnliche Mittelstadt ein echtes Patriziat hatte, wie es Planitz für andere Mittelstädte nachweist. Freilich konnte es sich finanziell mit dem von Nördlingen, Rothenburg oder gar von Augsburg, Nürnberg oder Ulm nicht messen. Als wichtigster Punkt zum Verständnis des Patriziats und der Dinkelsbühler Wirtschaftsstruktur aber bleibt dabei, daß der Reichtum und das Schwergewicht auf dem weiten Landbesitz beruhten. Und beim Quellenstudium gewinnt man den Eindruck, als ob vor Einführung der Zunftverfassung eine ausgesprochene Territorialpolitik durch die Dinkelsbühler Geschlechter getrieben worden wäre, die später völlig vernachlässigt wurde.

b) Die Landwirtschaft

Seit der fränkischen Rodungs- und Siedlungsperiode hatte sich im Laufe der Zeiten um Dinkelsbühl eine Ortsgemarkung herausgebildet. Ob diese sich bis ins Spätmittelalter wesentlich veränderte, ist nicht festzustellen. Aber aus dem Jahre 1476 stammt ein Kaiserprivileg, das sich auf ein älteres stützt und die Gemarkungsgrenze sehr genau umschreibt, wie sie seit altem Herkommen war¹⁹. Damit übereinstimmend ist die Karte des Daniel Mayer von 1698 und das Salbuch aus dem Jahre 1723²⁰. Es läßt sich daraus eine Fläche von 1696 ha ermitteln. Heute, nachdem verschiedene Grenzregulierungen erfolgt waren²¹, beträgt die Stadtmarkung noch 1432 ha. Man darf mit Recht aus dieser Gemarkungskontinuität schließen, daß noch in der Stadtgründungszeit eine ausreichende Nährfläche von über 1000 ha vorhanden war. Mit dem starken Bevölkerungszuwachs im Spätmittelalter bis auf über 4000 Köpfe war es dann unmöglich, in der Ernährung autark zu bleiben, denn unter anderem war auch die Landwirtschaft noch nicht so wirtschaftsintensiv wie heute, die Gemeindehütungen und der Wald nahmen die Hälfte der Gemarkung ein²², und schließlich hatte das Mittelalter einen sehr hohen Brotstandard, weil Kartoffeln und Gemüse, abgesehen von den Krautbeeten, fehlten. Sicher konnte aber ein Viertel der Ernährung auf dem Wege der Selbstversorgung gedeckt werden²³. Aber das reichte bei weitem nicht aus, den Lebensmittelbedarf sicherzustellen, wengleich auch die gesamte Gemarkungsflur ausschließlich von Bürgern bewirtschaftet wurde.

Aus dieser wirtschaftsgeographischen Situation heraus muß zu einem Teil der Ausbau des Wirtschaftsraumes um die Stadt und damit die gesamte Wirtschaftspolitik verstanden werden. Sie nahm ihren Anfang in den mannigfaltigen Bestrebungen und Verordnungen der städtischen Organe, z.B. der Kontrolle über die Behandlung, Lagerung und das Feilhalten der Waren durch amtliche Schauer oder die Preisregulierung für die lebensnotwendigen Verbrauchsgüter durch entsprechende Stadtverordnungen; sie erstreckte sich auch auf die gesundheitspolizeiliche Lebensmittelüberwachung, die Ein- und Ausfuhrbestimmungen, die Vorratswirtschaft in den Kornschranken und bei den einzelnen Gewerben²⁴. Immer war die Stadt bemüht, auch die gesamte Lebensmittelfrage in ihre Wirtschaftspolitik einzubeziehen, um Unzulänglichkeiten, Preisspekulationen, Krankheiten und Seuchen zu verhindern und ein möglichst soziales Klima in der Stadtgemeinde zu erhalten.

Es mußte deshalb das umliegende landwirtschaftliche Hinterland in die Stadt und Marktversorgung mit eingeschaltet werden. Dabei bleibt die Frage, inwieweit das Dinkelsbühler Hinterland landwirtschaftlich überhaupt ein Überschußgebiet war.

Nachdem die allgemeingültigen Erörterungen über Klima-, Wasser- und Bodenverhältnisse im Kapitel „Lebensraum“ zeigten, daß Bodengüte und Erträge heute noch nicht besonders hoch sind, muß auch für das Mittelalter geschlossen werden, daß lediglich die Liasgebiete um den Hesselberg und um Thannhausen/Württ. als die reichsten Getreidegegenden größere Überschüsse hatten. Quellenstudien zeigen darüber hinaus, daß der Dinkelanbau weitaus vorherrschte und im Hesselberggebiet sogar schon Gerste angebaut wurde, die bis nach Nürnberg geliefert wurde²⁵, während die kärglichen Böden neben Dinkel auch viel Korn- und Haferanbau hatten, im ganzen aber doch noch der

Dinkel als Brotfrucht den Vorrang hatte. Darüber hinaus muß aber neben dem Getreideanbau auch eine starke Viehzucht betrieben worden sein, denn ein- und zweischurige Wiesen und Weiden erscheinen in den Quellen überaus häufig. Im Winter hatte man Stallfütterung, im Sommer Weidewirtschaft, wobei neben der Feld- und Wiesenweide auch der Weidewald als Hutung eine erhebliche Rolle spielte. So vermochte doch die Landwirtschaft der näheren und fernen Umgebung die Lebensmittelbedürfnisse der Stadt Dinkelsbühl zu decken.

In Teuerungsjahren, bei Mißernten und Belagerungen war es allerdings ein Problem, die Versorgungslage zu lösen, zumal die Stadt wegen der unzulänglichen Verkehrstechnik des Mittelalters und dem Fehlen eines schiffbaren Flusses immer in eine wirtschaftliche Isolierung kam. In diesen Ausnahmезeiten war Dinkelsbühl dann gezwungen, auf die eigentlichen süddeutschen Überschußgebiete, besonders das Ries und die Gäulandschaften, zurückzugreifen. Ein beredtes Beispiel gibt das Stadtrechnungsbuch von 1437. Damals war ein ausgesprochenes Mißerntejahr und die Stadt gab deshalb 2168 fl 518 lib Heller für Kornkäufe aus. Man suchte dabei wiederholt in Nördlingen um Getreide nach, kaufte in Ulm für die Stadt und das Spital, ging an den Neckar, Heilbronn, die Brenz, ja sogar bis Straßburg und in das Elsaß, und man brachte auch Korn aus dem Mittelrheingebiet. Daneben beschaffte man Getreide aus Kirchberg/Jagst und Rothenburg, das sicherlich von den Gäulandschaften stammte²⁶. Aber auch noch 1530, 1539, 1547 usw. holten Dinkelsbühler Getreide und sogar Weißbrot von Rothenburg, und im Teuerungsjahr 1571 erbat die Stadt 400 bis 500 Malter Früchte von ihrer Nachbarstadt²⁷.

Verständlich ist auch der Viehhandel mit dem Hinterlande, wie er sich in den Spitalrechnungen laufend findet, allerdings reicht er bis Ansbach, Gemünden, Ellwangen und Schwäbisch Hall²⁸. Schwieriger liegen die Dinge, wenn man die spärlichen Nachrichten über Viehaufkäufe in Rothenburg, wo man 1511 auch nach den Fleischpreisen fragte, und besonders in Nürnberg und Augsburg betrachtet²⁹. Vielleicht sind sie, wie schon die Getreidezufuhren, Ausnahmerscheinungen oder die Tiere wurden als Zuchtviehbestände aufgekauft. Möglich ist jedoch auch, daß der Dinkelsbühler Viehhandel eine gewisse Bedeutung und Fernwirkung hatte. Belege dafür müßten dann aber erst erbracht werden.

Zur Landwirtschaft gehört auch der Weinbau. Obzwar im Mittelalter das Klima etwas wärmer und günstiger war, darf mit einem ausgedehnten Weinbau nicht gerechnet werden, auch wenn z. B. am Südhang des Hesselberges und um Dinkelsbühl einzelne Rebenpflanzungen gewesen sind. Doch sind sie Seltenheiten und nur deshalb erwähnenswert.

Das Bier, heute das wichtigste Getränk, kam in Dinkelsbühl erst um die Wende zum 16. Jahrhundert so richtig auf und wurde nach den Quellen z. B. ab 1464 aus Schwabach und Nürnberg bezogen³⁰. 1517 wendete sich dann der Stadtrat an Rothenburg mit der Bitte, mitzuteilen, wie sie es mit dem Bierbrauen und der Schänkung hielten, und die Dinkelsbühler Brauordnung stammt aus dem Jahre 1525, so daß vielleicht erst seitdem eigenes Bier auf den Markt kam. Trotzdem spielte der Wein als Getränk weiterhin die beherrschende Rolle.

Der Weinbedarf war, wie bei allen mittelalterlichen Städten, sehr hoch und mußte ausschließlich durch Einfuhren gedeckt werden. Wie begehrt er bereits

im Hochmittelalter war, geht aus einer Urkunde des Klosters Mönchsroth von 1274 hervor, in der Neckarwein genannt wird, von dem ein Fuder „18 Eimer Dinkelsbühler Maß“ hatte³¹. Seit 1399 sind Weinkäufe fuhrenweise erwähnt, und sie kommen aus Heilbronn, Schwäbisch Hall, Mergentheim, Tauberbischofsheim, Rothenburg usw; 1423 schuldet ein Dinkelsbühler Weinschenk sogar der Pfarrkirche zu Weinsberg, und 1437 kamen Weine aus dem fränkischen Reichsstädtchen Windsheim³². Über die Herkunft der Weine lassen sich aus der stattlichen Reihe von Spitalrechnungsbüchern³³ ab 1453 nochmals einschlägige Hinweise entnehmen. Weitaus am häufigsten sind die Neckarweine, deren Herkunftsorte manchmal genannt werden, z. B. 1454 bis 1492, dann wieder die Städte Heilbronn, Lauffen, Weinsberg, Wimpfen und Konstanz. Seltener, nämlich 1453/54/56 werden Kocherweine erwähnt. Solche Weine waren vielleicht auch die Fuhren, oft bis zu 10 Wagenladungen, während der Jahre 1453 bis 1464 aus Schwäbisch Hall, Erlbach und Hohnhardt. Die Weinzufuhren aus Crailsheim, Lauden und Stetten könnten hingegen auch Tauber-, Main- und Rheinweine gewesen sein. Ende des 15. Jahrhunderts erscheinen gegenüber den Neckar- und Kocherweinen tatsächlich auch ladungsweise Tauberweine, und zwar aus Mergentheim, Tauberbischofsheim, Lauden und Gerbertsheim, von wo sogar 20 Wagen in einem Jahre zugefahren wurden. Endlich nahm auch die Nachfrage nach Frankenwein zu, wobei Wertheimer bevorzugt war. Endlich sind auch die teuren Rheinweine erwähnt, und gelegentlich kommen Einfuhren über Ellwangen oder von Nördlingen. Das waren dann meist „welsche Weine“. Neben diesen Nachrichten aus den Spitalrechnungen werden die verschiedenen Weinsorten auch in den Stadtrechnungen als Schenkweine immer wieder erwähnt. Zusammenfassend zeigt sich ein ausgedehnter Bereich des Dinkelsbühler Weinhandels und er ergänzt den zwar seltenen Aufkaufbereich für Getreide. Wenn dabei das Spital nach den Rechnungsbüchern 30 und mehr Fuhren alljährlich verbrauchte, so dürfte die Gesamtanlieferung der Stadt mindestens 200 Fuhren betragen haben. Nach den Ordnungen spielten sich Verkauf und Anstich auf dem seit dem 15. Jahrhundert oft genannten „Weinmarkt“ ab. Inwieweit er in das Hinterland weiterverhandelt wurde, kann quellenmäßig nicht mehr erfaßt werden.

In diesem Zusammenhang muß schließlich die Bedeutung der Dinkelsbühler Fischerei kurz gestreift werden, dabei sei völlig abgesehen von den alljährlichen Heringszufuhren aus Frankfurt und Nürnberg, die sich bis 1401 zurück verfolgen lassen.

Für die Teichwirtschaft bot die fränkische Keuperlandschaft mit ihrem häufigen Wechsel von sandigen Schichten und wasserstauenden Lehm- und Lettenlagen beste Voraussetzungen. Dabei waren, entsprechend den natürlichen Gegebenheiten, besonders die Talungen im Oberen Gipskeuper und den Lehrbergschichten Weihergebiete, aber auch die wasserstauenden Lettenlagen des Unteren Burgsandsteins, besonders entlang der Keuper-Lias-Stufe, wo der Feuerletten als Verwitterungsrückstand den unterlagernden Burgsandstein abdichtet. Endlich ist für die Fischerei das sehr geringe Gefälle der Wörnitz und ihrer Nebenflüsse in gleicher Weise günstig gewesen, obwohl zahlreiche Teiche „Himmelsweiher“ ohne Quellzuflüsse waren.

Wenn auch die Quellen nur bis ins 14. Jahrhundert reichen, geht die Entstehung der Dinkelsbühler Teichwirtschaft zweifellos bis weit in das Hochmittelalter zurück. 1341 wird erstmals der Weiherhof bei Sinbronn genannt

und 1365 von einem Weiherbau geredet; aber es muß damals die Teichwirtschaft bereits in hoher Blüte gewesen sein, denn die folgenden Urkunden von 1381, 1395 usw. nennen bereits Dutzende von Weihern; ebenso ergänzen dies die Nachrichten von 1428, 1431/44/46/51 usw. Dabei sind Weiherbauten nur 1444 und 1464 erwähnt³⁵.

Bemerkenswert ist endlich, daß diese Teichwirtschaften in erster Linie in Händen wohlhabender Bürger, des Spitals, des Deutschen Ordens und der Stadtkammer waren. Das lag wohl daran, daß die Weiherwirtschaft eine hohe Kapitalanlage erforderte. Diese Besitzverteilung, vornehmlich in der „toten Hand“, klärt auch, weshalb es in Dinkelsbühl keine eigene Fischerzunft gab.

Fischhandel wird erstmals 1401 und dann wieder 1417 erwähnt, wo ein Radwanger Fischer 20 fl für Hechtsetzlinge ausgab³⁶, und ab 1437 erscheinen Fischverkäufe auch in den Stadt- und Spitalrechnungsbüchern. Hieraus ergibt sich, wie die Fischereipachtverträge vorschrieben, daß die Mehrzahl der Fische auf dem Dinkelsbühler Wochenmarkt erschien, wobei für die Markttage ein städtischer Fischkasten zwischen den beiden Nördlinger Toren stand. Sehr häufig dienten Dinkelsbühler Karpfen, Orfen und Hechte auch als Gastgeschenke für seltene Gäste, Grafen, Könige und Kaiser³⁷. Darüber hinaus gingen Speise- und Zuchtfische regelmäßig nach auswärts in die benachbarten Städte. Die beste Auskunft hierfür gibt wieder die schöne Reihe der Spitalrechnungen. Das Spital hatte nach vorsichtigen Schätzungen auch die weitläufigsten Weiherbesitzungen und den größten Fischanfall, so daß die Fischverkäufe regelmäßig als Titel in den Spitalrechnungsbüchern geführt wurden. Nach ihnen gingen Fische bis weit in das 16. Jahrhundert hinein regelmäßig und fuhrenweise nach Nördlingen und Ellwangen, gelegentlich auch nach Rothenburg, Crailsheim, Donauwörth, Feuchtwangen, Schwäbisch Hall und Heilbronn. Doch sind das scheinbar Ausnahmen, wenn man die viel häufigere Redewendung „von auswärtigen Fischern gelöst“ nicht als beweiskräftig ansehen will. Jedenfalls erhärtet sich dadurch, daß alljährlich auch fremde Fischer in Dinkelsbühl aufkauften. Aus dem Rothenburger Archiv wird dies für 1521 und 1535 bestätigt, aber auch in Nördlingen liegen ähnliche Belege bis 1460 zurück³⁸.

Aus dieser Zusammenstellung über die Teichwirtschaft, die sich in vielen Einzelheiten noch ergänzen ließe, ersieht man aber bereits mit Deutlichkeit, daß die Fischerei in Dinkelsbühl eine erhebliche Rolle spielte und über die eigene Marktversorgung hinausgehend im Nahhandelsbereich einen bedeutenden Platz einnahm und sämtliche Nachbarstädte in dieser Hinsicht übertraf. Die Fische wurden ja auch, neben den drei anderen Dinkelsbühler Ausfuhrgütern, nämlich dem Tuch, der Wolle und den Sichel, in der erhaltenen Zollordnung von 1483 genannt. Zu dieser intensiven Fischereiwirtschaft trugen wohl die natürlichen Voraussetzungen entscheidend bei, aber auch die Persönlichkeitsinitiative der Bürger, die frommen Stiftungen, Klöster und der Deutscherordenorden als fachkundige Teichwirte förderten die Weiherwirtschaft.

Sie regte aber auch die Dinkelsbühler Gewerbe an, denn mit den Teichbauten wurden erhebliche Wasserkräfte erschlossen. Und wirklich lassen sich nach den verschiedensten Quellen bis ins 15. Jahrhundert zurück ganze Weisketten als Triebwerkssysteme mit den entsprechenden Mühlenanlagen rekonstruieren. So lag z. B. ein solches Triebwerkssystem entlang dem Seidelsdorfer

Mühlenbach. Es begann mit den Weihern bei Steineweiler, dem Krummweiher, Gabel-, Knorren- und Beuthenweiher, samt den gleichnamigen Mühlen, dann folgten die Hauserts- und Reichertsmühle, schließlich endete es über Geis-, Walk- und Neumühle an der Wörnitz. An ihm lagen nicht weniger als sieben Mühlen. Eine ähnliche Weiherkette reichte von der Mutschach bis zur Wörnitz und trieb 3 Mühlen. Auch vom Karlsholzer Mühlenbach über die Schleif- und Oelmühle beim Hungerhof, die Loh- und Oelmühle bei Botzenweiler und die Hammer- und Lohmühle bei Neustädtlein reichte eine Weiherkette bis zur Wörnitz. Um Dinkelsbühl lagen also auffallend viele Mühlen für die verschiedensten wirtschaftlichen Bedürfnisse. Zumeist waren es Mahlmühlen, die gelegentlich auch Ölgänge hatten. Wichtiger waren die Sägemühlen zum Zurichten des Holzes, die Lohmühlen für das Gerberhandwerk, die Farb- und Walkmühlen des Tuchmachergewerbes und endlich die wichtigen Schleif- und Hammermühlen für das Handwerk der Sichelschmiede³⁹. Urkundlich erwähnt werden 1291 die Pfladmühle, 1319 die Hardmühle im Besitz des Spitals, 1334 die Mühle in Ehingen, 1336 in Tribur und Geltshofen; für 1385 ist die Huslinsmühle belegt und aus dem Jahr 1387 stammt das bekannte Mühlenprivileg, 1388 wird noch die Unsinnige Mühle, 1389 die Lohmühle bei Tiefweg genannt⁴⁰. Dann folgen im 15. Jahrhundert immer wieder Hinweise, Streitigkeiten, Bestandsbriefe oder Neubauten über die zahlreichen Dinkelsbühler Mühlen. Wie schon bei der Teichwirtschaft, so waren auch die Mühlen teils Privatbesitz, manche gehörten der Stadtkammer und dem städtischen Handwerk, die meisten jedoch waren Eigentum der Hospitalstiftung. Und es wäre eine eigene Arbeit wert, die Mühlengeschichte und ihre Bedeutung für die Dinkelsbühler Gewerbe bis in alle Einzelheiten darzustellen. Ich verweise lediglich auf die Ausführungen über die Mühlen für das Sichelschmiedehandwerk (siehe Seite 73).

c) Der Landbesitz und seine Bedeutung

Die wirtschaftliche Bindung an die Stadt war am wirkungsvollsten, wenn die territoriale und grundherrliche Macht vorausging. Dieser politischen Beherrschung folgte dann die wirtschaftliche. Freilich finden sich in den Urkunden keine auffälligen Beispiele⁴¹, daß neben friedlichen Erwerbungen auch kriegेरische Expansionen erfolgten, wie sie für Ulm und besonders für Nürnberg nachgewiesen sind⁴². Aber die Erwerbspolitik wurde doch von der Stadt stets mit Nachdruck geführt.

Erste urkundliche Belege für Landbesitz und Neuerwerbungen sind aus dem Ende des 13. Jahrhunderts vorhanden. Damals erhielt das Dinkelsbühler Spital Ablassbriefe mehrerer Bischöfe⁴³, die zu reichen Spenden ermahnten und dafür Nachlaß zeitlicher Strafen gewährten. Damit beginnt für die junge Spitalstiftung eine Periode des Aufblühens, die der Stadt bis heute zugute kam; denn die Spitalpflege lag treuhänderisch zu allen Zeiten beim Stadtrat. Ab 1306 häufen sich die Urkunden über Güterankäufe und Stiftungen. Aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts konnten allein über 100 Güter, mehrere Mühlen, verschiedene Fischwasser, Wälder usw. nachgewiesen werden, die ausschließlich von Adeligen erworben oder gestiftet wurden. Die Schenkungen

und Verkäufe hatten verschiedene Motive; besonders schwerwiegend mag dabei die Pest mitgespielt haben, zum andern waren es Geldsorgen des landsässigen Adels, die zum Verkauf zwangen.

In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts war das Dinkelsbühler Patriziat finanziell sehr erstarkt und konnte in die Landerwerbspolitik eingreifen und zahlreiche Liegenschaften, ganze Dörfer, Zehnten und andere Gefälle, Dorfherrschaften, Kirchensätze, Hirtenstäbe usw., wiederum meist von Adeligen, erwerben. Da es auch aktiv lehensfähig war, hatten sie zahlreiche kirchliche, fürstliche und manche Reichslehen. Daneben verkauften mit dem Ende des 14. Jahrhunderts bereits freie Bauern ihre Besitzungen. Bis in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts war nämlich die Wirtschaftslage auf dem Lande gut, anschließend sanken die Getreidepreise, wie in Dinkelsbühl an Beispielen belegbar ist. Jetzt setzte wahrscheinlich auf dem Lande eine rückläufige Wirtschaftskurve und Verschuldung der Bauern ein, dabei stiegen die Preise der handwerklichen Erzeugnisse und die Löhne in der Stadt, sie blühte auf, und Patriziat und Bürgertum gelangten zu Wohlstand. In diese Zeit der ländlichen Wirtschaftskrise und des zunehmenden Geldreichtums in der Stadt fiel im wesentlichen der Ankauf des Landbesitzes. Dem materiellen und kulturellen Zug zur Stadt waren demnach die Freibauern und der Adel am aufgeschlossensten. Sie konnten auch ohne herrschaftliche Erlaubnis den Ort wechseln und hinter den Mauern ansässig werden. Ein übriges taten die unruhigen Zeiten, so daß viele unter den Schirm der Stadt gingen oder ihre Liegenschaften an das Spital veräußerten. Meist aber behielten sie ihre Güter auf dem Lande und besetzten sie mit Zinsbauern. So kamen zahlreiche adelige Besitzungen und bäuerliche Güter unter die Grundherrschaft der Reichsstadt Dinkelsbühl.

Darüber hinaus waren folgende Lehen dinkelsbühlich: Seit 1359 der Kirchensatz zu Leukershausen als Würzburger Lehen samt dem Zehnten von Leukershausen, Bergertshofen, Gumpenweiler, Weidmannsberg, Haundorf⁴⁵, ferner die Zehnten von Seligenstadt, Haselhof, Walddann⁴⁶, dazu kam seit 1363 der Kirchensatz von Breitenau als oettingisches Lehen mit Vogtei, Widem und dem Zehnten von Breitenau, Ratzendorf, Zumhaus, Gehrenberg, Kropfhausen, Zischendorf⁴⁷. 1372 wurde der Kirchensatz zu Dalkingen bei Ellwangen und die Tochterkirche in Weiler mit Widem, Vogteirechten, zahlreichen Gütern und den Zehnten, sowie Anteilen am Zehnt von Killingen, Immenhofen, Buch- und Schwabsberg und dem Großzehnt von Immenhofen, Stockheim, Röhlingen, Wettringen erworben⁴⁸. Seit 1387 endlich ging von den Grafen von Truhendingen der Kirchensatz zu Schopflohe im Ries mit Zugehörungen zu Lehen⁴⁹, und seit 1357/58 kam man in den Besitz des Zehnten von Kühnhardt und Bernhardswenden⁵⁰. So wird verständlich, daß die Reichsstadt Dinkelsbühl auch eigene Zehntscheunen in Dalkingen, Röhlingen, Leukershausen, Bergertshofen und Haundorf hatte.

Es würde zu weit führen, alle Einzelheiten darzulegen. Es soll vielmehr nur noch festgestellt werden, daß das Spital einen sehr großen Landbesitz hatte. Im Salbuch von 1470 werden in 111 Orten 417 spitalische Anwesen aufgeführt, daraus ergab sich ein Gefälle von 200 Malter Korn, 310 Malter Dinkel, 480 Malter Hafer, 30 Malter Gerste, mehrere 1000 Hühner und Eier, außerdem 450 fl und 648 lib Heller als Geldgülden. Dazu kamen noch die

Zinsen, Handlöhne und sämtliche Zehnten. Diese betrugen im Durchschnitt der Jahre mehrere Hundert Malter Korn, Dinkel, Hafer, Gerste usw.⁵¹, desgleichen sind die Hand- und Spanndienste noch zu erwähnen. Mindestens ebenso viele Güter lagen in den Händen des Dinkelsbühler Bürgertums. Leider lassen sich hierüber nur ungenaue Zahlenangaben machen, weil die Salbücher fehlen.

Im Vergleich mit dem Nürnberger Spital „Zum Heiligen Geist“⁵² hatte das Dinkelsbühler Spital den vierfachen Besitz. Daneben bestanden noch vier weitere Wohltätigkeitsstiftungen. Das erste vollständige Salbuch aus dem Ende des 16. Jahrhunderts führt 427 Spitalgüter auf, die „Reichsalmosenpflege“ hatte 108⁵³ und die „Siechenpflege“ 96. Zahlreiche Liegenschaften verteilen sich auf andere Pflegen, kirchliche Stiftungen, das Karmeliterkloster und den Deutschherrenorden von Dinkelsbühl. Das Ratsamt hatte 91 Güter, die Bürger der Stadt aber nur noch 64 Anwesen. Dinkelsbühl war eine typische Handwerkerstadt geworden ohne den Besitz des tatkräftigen Patriziats.

Im ganzen bestand der Dinkelsbühler Besitz aus 997 Anwesen in 172 Ortschaften. Im Vergleich zu Nürnberg mit 4617 Anwesen hatte Dinkelsbühl ein immerhin respektables Hinterland. Selbstverständlich kamen im Mittelalter auch Veräußerungen vor. Die Hofer verkauften das Dorf Wittelshofen an das Gumpertusstift zu Ansbach, die Drechsel veräußerten um 1500 Bernhardsweiler und Oberdeufstetten, die Döner Unterdeufstetten. Für die territoriale Entwicklung günstiger blieben die Großverkäufe und Schenkungen der Patriazierfamilie Peisser, die 1380 und 1390 Güter zu Unterschneidheim im Ries, das Dorf Erzberg, Güter zu Weiler, Waldtann, Roden, Zumhaus und Besitzungen an der Östheimer Steig, Güter zu Veitswinden usw. und auch einen Hof in Dinkelsbühl an den Deutschen Orden vermachte, der damit seine reichste Ausstattung im Dinkelsbühler Raum erhielt⁵⁴. Wie bekannt, kam der Orden anfangs des 14. Jahrhunderts in die Stadt und wurde 1352 in ihren Schirm aufgenommen. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts war ein eigenes Vogtamt, im 16. Jahrhundert ein Obervogtamt in Dinkelsbühl durch die Deutschherren errichtet worden. Sein Besitz kam Ende des 14. Jahrhunderts neuerlich und endgültig 1447 in den Schirm der Reichsstadt Dinkelsbühl⁵⁵. Ähnlich stellten sich 1435 und endgültig 1474 die Klausnerinnen zu Kemmathen unter den reichsstädtischen Schutz, und 1561 kam ihr Besitz käuflich an Dinkelsbühl. Auch diese Schirmherrschaft erweiterte in gewissem Sinne die Dinkelsbühler Territorialherrschaft weitgehend, wenn man bedenkt, daß der Deutsche Orden stets mehr als 200 Untertanen im Vogtamt hatte.

Als zusammenfassendes Ergebnis läßt sich feststellen, daß die Stadt im Mittelalter, ohne die Besitzungen des Deutschen Ordens, urkundlich nachweisbar über 1000 Bauernstellen besaß, die einer Landbevölkerung von etwa 5000 Menschen gleichkam. Auf den einzelnen Dinkelsbühler Steuerzahler des Jahres 1468 übertragen, ergibt sich, daß jeder Bürger mehr als einen Hintersassen auf dem Lande hatte. Das Mittelstädtchen brachte es also zu einem ansehnlichen Landbesitz.

Freilich lassen sich auch hier nicht unmittelbare Vergleiche mit anderen Städten ziehen, weil die Besitzverhältnisse nicht überall restlos geklärt sind. Auf Nürnberg, mit 25 000 Einwohnern z. B. kommen 4617 Anwesen auf dem Lande, die etwa 22 000 Menschen bewohnten⁵⁷. Nördlingen hatte, ebenso wie Bopfingen, einen wesentlich kleineren Landbesitz. Das umfangreichste Terri-

torium im Verhältnis zur Stadtgröße hatte zweifelsohne Rothenburg. Noch 1802 betrug das Rothenburger Gebiet 65 Quadratmeilen, das von 19 477 Menschen bewohnt wurde, wobei auf die Stadt selbst 5600 Einwohner kamen, der Rest lebte auf dem Lande⁵⁸.

Die Bedeutung dieses Landbesitzes war mannigfaltig. Grundbesitz stellte einen Vermögenswert dar und war eine erhebliche Einnahmequelle, weil die Hintersassen Gild und Zins zu entrichten hatten. Dadurch wurde mittelbar auch die Finanzkraft der Stadt gesteigert. Wirtschaftlich aber brachte es eine innige Verflechtung von Land und Stadt. Bürger, Stiftungen und Stadtkammer hatten Einfluß genug, um den Verkauf ihrer Landprodukte in der Stadt durchzusetzen, zum andern versuchte die Stadt aus ihrer Funktion als Güterproduzent das Hinterland als Absatzgebiet wirtschaftlich an sich zu binden. Daraus ergibt sich wiederum der Typus des lokalen Marktortes, wie er so mannigfaltig in seinen Beziehungen in den Spitalrechnungen überliefert ist.

Juristisch hatte Dinkelsbühl das Recht zur Aufsicht über Maß und Gewicht, die Schenkstätten und das Ungelt. Selbstverständlich konnte die Stadt auch die Untertanen zur Steuer heranziehen. Ursprünglich ging sie wohl aus der Bauernsteuer hervor⁵⁹. Wie das Harnischbuch endlich ausweist, wurden die Hintersassen, in Dorfhauptmannschaften gegliedert, auch zum Wehr- und Kriegsdienst herangezogen, und die Bauern hatten auch Waffen, Roß- und Reiswagen zu stellen⁶⁰. Neben dieser militärischen Bedeutung kam ein finanzielles Recht, die sogenannte Reissteuer und das Schirmgeld, hinzu⁶¹.

Bauerngerichte schlichteten die Feldhändel und Dorfordnungen regelten das Verhältnis zur Stadt Dinkelsbühl⁶². Meist wurden diese Bauerngerichte durch junge Patrizier besetzt. Darüber hinaus hatte Dinkelsbühl die „Niedere Gerichtsbarkeit“, den Kirchweihschutz und im engeren Gebiet sogar die „Hohe Gerichtsbarkeit“.

Wirtschaftspolitische Bedeutung hatte der Landbesitz dadurch, daß die Straßen für Nah- und Fernverkehr möglichst lange durch Dinkelsbühler Territorium und Streubesitz führten. Z. B. lag die Reichsstraße nach Rothenburg bis in die Gegend von Erzberg (20 km) im Dinkelsbühler Streubesitz, desgleichen führte die Straße nach Frankfurt bis über Bergbronn durch Dinkelsbühler Liegenschaften und die Nördlinger Straße zog bis Greiselbach durch geschlossenes Herrschaftsgebiet der Stadt.

So wertvoll somit aufs Ganze gesehen im Mittelalter der Landbesitz war, so viele Schattenseiten zeigten sich bei kriegerischen Auseinandersetzungen. Mit den Bauern auf dem Lande wurde auch stets die Stadt und ihre Wirtschaftskraft selbst schwer betroffen. Sie teilte also die bäuerliche Schicksalsgemeinschaft. Mit dem ausgehenden Mittelalter, der Schwächung der Reichsgewalt und der territorialen Erstarkung und Anerkennung der landesherrlichen Souveränität zeigten sich, wie für die meisten Reichsstädte, erst die Schattenseiten des Landbesitzes (siehe Seite 106).

d) Das Handwerk

Als Stadt hatte Dinkelsbühl das Marktrecht, und mit diesem war u. a. auch das Regal verbunden, sämtliche Gewerbe innerhalb der Mauern zu betreiben, während draußen auf dem Lande nur die lebenswichtigsten Gewerbe, wie Schmiede und Wagner, schaffen durften¹. Diese städtischen Handwerker hatten sich nach dem Vorbilde der Kaufmannsgilden während des Hochmittelalters zu Bruderschaften oder Genossenschaften zusammengeschlossen. Sie entwickelten sich schließlich weiter zu den Handwerkszünften, wie sie sich in Dinkelsbühl und dem übrigen Süddeutschland meistens nannten². Diese Zunft-handwerker in ihren Zünften mit festen Ordnungen und Gesetzen verkörperten das Ideal der mittelalterlichen Wirtschaftsordnung überhaupt. Sie waren auch eine soziale, kulturelle und religiöse Einheit und spiegelten gewissermaßen die Stadtgemeinde in einem verkleinerten Bilde wider.

Handwerklich gesehen, war das Wesen der Zünfte der unbedingte Zunftzwang und die sich hieraus ergebende Monopolstellung gegenüber ländlichen und nichtzünftigen Handwerkern³. Dadurch wurden im allgemeinen Außenstehende von der gewerblichen Arbeit ausgeschlossen, den Zunftgenossen aber Vorteile gesichert. Man unterband auch die gegenseitige Konkurrenz durch Überwachung der Produktionshöhe⁴, Beschränkung der Hilfskräfte und Festsetzung gleicher Arbeits- und Lohnbedingungen⁵. Der wirtschaftlich Schwache konnte dadurch auch leben, und jegliche Entwicklung zum Großbetrieb unterblieb durch Zunftbestimmungen und Ratsverordnungen. Es entstand dadurch sicherlich ein besonderes soziales Klima, weil allen Handwerkern durch die Zunft Geborgenheit und feste Lebensgrundlagen gesichert wurden. Außerdem konnten nur Qualitätswaren erzeugt und auf den Markt gebracht werden.

Im Laufe des Spätmittelalters und der beginnenden Neuzeit aber wurden diese Handwerksordnungen so engherzig⁶ und die Meister derart bevorzugt, daß auf die Dauer durch Mangel an persönlicher Freiheit modernes Streben, Fortschritt und Produktionsausweitung gehemmt wurden. Ob in dieser Sicht die Zünfte ein Segen gewesen sind, bleibt dahingestellt.

Dennoch bildete das Handwerk im mittelalterlichen Dinkelsbühl den wesentlichsten Grundpfeiler der städtischen Wirtschaft. Im Handwerk fand die Masse der Bürgerschaft ihre Lebensgrundlage, obwohl freilich gerade auch hier die Handwerkerfamilien häufig nebenher noch einige Äcker bestellten und etwas Vieh hielten⁷. Endlich war das Handwerk Grundlage für Markt und Handel, so daß, im ganzen gesehen, gerade das Handwerk den Vorrang der Stadt gegenüber dem Lande sicherte und der Stadt Dinkelsbühl den entscheidenden wirtschaftlichen Aufschwung zu geben vermochte.

Das Handwerk war in Dinkelsbühl sicher schon im 13. Jahrhundert stark entwickelt, denn 1323 erhielt es bereits ein kaiserliches Privileg. Von den Handwerkszünften selbst aber erfahren wir erstmals aus dem Richtungsbrief von 1387. Damals erzwangen sich die sechs Zünfte, wahrscheinlich Bäcker, Gerber, Färber, Krämer, Schmiede und Schreiner, durch eine städtische Revolution die Gleichberechtigung neben dem Patriziat im Stadtreghment. Es ist dies ein beredtes Zeichen dafür, daß das Handwerk in Dinkelsbühl auch zu einem bedeutenden politischen Machtfaktor geworden war, andererseits spricht der Richtungsbrief aber auch aus, daß sich in der Stadt die Patrizier lange in der Alleinherrschaft behaupten konnten⁸.

Die politische Zusammenfassung der Handwerker in diese wenigen Zünfte wird selbstverständlich ihrer wirtschaftlichen Vielfalt nicht gerecht, denn über diese stärksten Handwerksgruppen hinaus gab es eine große Zahl weiterer Berufe, die häufig nur durch einen oder einige wenige Meister vertreten waren und sich etwa entsprechend der Verarbeitung gleichen Rohmaterials den verwandten Zünften anschlossen. Im 14. und 15. Jahrhundert werden in den Archivalien z. B. im Bauhandwerk Maurer, Steinbrecher, Pflasterer, Steinmetzen, Zimmerleute, Dachdecker und Ziegler genannt, zur Färberzunft gehörten mit Sicherheit auch die Weber, Loder, Tuchscherer, Geschlechtsgewander und Grautucher, Gewandschneider, Wollenschlager, Karter, Walk- und Bleichmeister. Vom metallverarbeitenden Handwerk seien neben den eigentlichen Schmieden, die Sensen-, Sichel-, Messer- und Sägenschmiede, die Nagel- und Hufschmiede, Platner, Schlosser, Keßler, Schwertfeger und andere Spezialberufe genannt. Rot- und Weißgerber, Kürschner, Schuster, Lederer und Altrusse (Flickschuster) gehören zur Gerberzunft. In der Bäckerzunft waren um 1500 die Bäcker, Schreiner, Müller, Büttner, Maurer, Drechsler und „andere Handwerksmänner“⁹. Diese vielen Sonderberufe zeigen, obwohl sicherlich für manchen Beruf auch mehrere Namen wechselnd gebräuchlich waren, wie mannigfaltig das Handwerk im Spätmittelalter in Dinkelsbühl entwickelt war und wie bunt zusammengewürfelt die einzelnen Zünfte gewesen sind. Durch innere Zunftstreitigkeiten machten sich auch zeitweilig einzelne Handwerksgruppen selbständig. So werden z. B. zwischen 1416 und 1427 neben bzw. mit der Färberzunft auch die Loder-, Schneider- und Weberzunft genannt, die sich später teils wieder vereinigten¹⁰.

Bezüglich der Verteilung der einzelnen Handwerke in den Stadtvierteln läßt sich am besten das Steuerbuch von 1580 auswerten, da es die Berufe aller Steuerzahler aufführt. Nach ihm waren die 21 Gerber ausschließlich im Wörnitz- und Rothenburger Viertel und 29 von 36 Tuchmachern im Nördlinger und besonders dem Segringer Viertel. Ebenso war die Hälfte von 34 Lodern im Segringer Stadtteil, während 58 Sichelschmiede und 9 Sensenschmiede allein in der Rothenburger Vorstadt wohnten. Ähnlich waren die Verhältnisse nach den wenigen Steuerbüchern im 15. Jahrhundert.

Über die zahlreichen Handwerke und die Herstellung der Waren geben noch vorhandene Handwerksordnungen teilweise Auskunft, so daß es sich im Rahmen dieser Arbeit erübrigt, im einzelnen darauf einzugehen¹¹. Es sollen deshalb nur jene Handwerke ausführlicher behandelt werden, die für die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt besondere Bedeutung erlangten. Die Mehrzahl der Handwerke gehörte ja zu den lebensnotwendigen Berufen, etwa dem Nahrungsmittel- und Bekleidungsgewerbe, dem Bauhandwerk oder den Gewerben für den landwirtschaftlichen Bedarf. Sie waren bestimmt, die Wirtschaftsgüter für die Stadt selbst zu produzieren, den Markt und das örtliche Hinterland zu versorgen.

Freilich waren sie dabei in ihrer Rohstoffversorgung teilweise auf weiter reichende Wirtschaftsbeziehungen angewiesen, doch fehlten sehr spezialisierte Gewerbe, wenn nicht besondere Rohstoffgrundlagen, Arbeitsgeschicklichkeit oder überkommene Tradition es begünstigten, denn es fehlte bei einer Mittelstadt wie Dinkelsbühl mit seinem Hinterlande die ausreichende Nachfrage für manche Spezialerzeugnisse. In Dinkelsbühl erlangten deshalb lediglich die Sichel- und Sensenschmiede als Sonderzweige des metallverarbeitenden Hand-

werks und das Textilgewerbe weiter reichende Bedeutung. Von ihnen gingen periodenweise entscheidende Anstöße zur wirtschaftlichen Entwicklung aus, sie bestimmten dadurch den Charakter der Stadt als Handwerkerstadt, und ihre Fertigprodukte wurden über den beschränkten näheren Wirtschaftsbereich hinaus die einzigen Erzeugnisse des Dinkelsbühler Fernhandels.

a. Die Wollweberei

Es nimmt deshalb nicht wunder, wenn die erste auf uns überkommene Urkunde vom Textilgewerbe handelt. Es ist das Privileg König Ludwigs des Bayern vom 6. 7. 1323, das u. a. bestimmt, daß die in der Stadt Dinkelsbühl gefertigten „graven tuche“, wohin immer sie verkauft werden, nur mit ihrem Stadtmaß nachgemessen werden dürften¹². Ab 1399 und das ganze 15. Jahrhundert hindurch lassen sich diese Grautuche als Kaufmannsgut nachweisen¹³. Neben dieser offenbar ältesten Dinkelsbühler Wolltuchherstellung entwickelte sich im späten Mittelalter und dem beginnenden 16. Jahrhundert in zunehmendem Maße die Herstellung auch anderer Tuchsorten. Am bekanntesten wurden die Loden, die als weiße, graue und schwarze Stoffe in den Handel kamen¹⁴. Aber auch gefärbte Tuche von verschiedener Qualität, wie die guten Kerntuche oder leichteren, bunten Siedtuche wurden gefertigt. Dabei konnten sie als kurze, lange oder überlange Tuche auch in verschiedenen Breiten gewebt werden. Über die Herstellung im einzelnen muß auf die Handwerksordnungen und die einschlägige wirtschaftsgeschichtliche Literatur verwiesen werden. Es sei lediglich noch erwähnt, daß zur Überwachung der Herstellung, wie auch in anderen Städten, amtliche Schauer bestellt waren, welche die Loden, Tuche und das Gewand prüften¹⁵ und sie mit besonderen Schauzeichen, die im heutigen Sinne Warengütezeichen gewesen sind, versahen. Bezeichnend ist dabei, daß gerade zum Ausgange des Mittelalters bei den Längen- und Breitenmaßen, der Zahl der Fäden am Zettel usw. viele Übereinstimmungen mit dem Nördlinger Handwerk auffallen¹⁶. Das nimmt aber nicht wunder, weil z. B. 1516 wegen der Färberordnung ein Briefwechsel bestand und 1521 Dinkelsbühl auch die Loderordnung erbittet¹⁷.

Was die Herkunft, Qualität und Verwendung der als Rohstoff dienenden Schafwolle betrifft, so kann ich keine endgültige Lösung bringen. Für die Tuche des Färberhandwerkes war gefordert, daß sie aus „eytel flemischer wollen und von kein lendischer wollen noch zwidermischer sein“¹⁸. Nach der Ordnung von 1498 hingegen war es möglich, sie auch aus feiner einheimischer Wolle usw. zu wirken. Die Loden hingegen waren als stärkere Tuche meist aus „ländischer wollen“, doch konnten z. B. Grauloder die „flämische wollen“ auch zu Garn machen und verarbeiten. Wer aber die schlechten Wolltuche, Plenckinger genannt, wirken wollte, der sollte dies nur vom „auswurf flämischer wollen“ herstellen und nicht aus „lendischer“. Sie durften aber auch mit keiner Lodenfarbe gefärbt werden, damit sie sich von den echten Loden unterschieden¹⁹.

Damit erscheint es, als ob in der Blütezeit hauptsächlich flämische, also flandrische Wolle verarbeitet worden wäre, was jedoch recht unwahrscheinlich klingt. Nach der Tuchschererordnung von 1488 waren tatsächlich in Dinkelsbühl „lundisch (Londoner), mechlich, eyperisch, prückisch, laydisch, amster-

damer tuch neben aylpfünd, franckfurter, büchbacher (Butzbach bei Frankfurt), echisch, wesseler, nastatter, herntaler (Herntal in Flandern) oder was solchs“ bekannt²⁰. Vielleicht gelingt Prof. Ammann hier eine Klärung!

Nun lassen sich seit 1402 aber viele Wollkäufe mit einheimischen Schäfern nachweisen, die sich verpflichten, „flemisch mayen wollen kaufmannsgut“ zu liefern und auf der Stadtwaage vor den geschworenen Schauern prüfen zu lassen²¹. Damit erscheint es, im Gegensatz zu oben, als ob im Dinkelsbühler Raum die ohnehin sehr starke Schafzucht²² auch eine flämische Schafrasse neben der „lendischn“ (Landschaft) und der „zwidermischen“ (von Zwick-darm), einem Bastard aus beiden, hielt. Daneben deckten Schafeinfuhren ebenso wie auswärtige Wollaufkäufe zeitweise den restlichen Rohstoffbedarf²³.

Die Wollenweber waren meist gemeinsam in einer Zunft, nämlich der Färberzunft zusammengefaßt, doch unterschied man in ihr die Grautucher oder Grauloder, kurz auch Loder genannt, die Grautuche und Loden fertigten. Die eigentlichen Tuchmacher nannten sich Färber, bisweilen auch Meister des gefärbten Gewandes, und wenn sie Feintuche herstellten, Gschlacht-gewander. Dabei waren die Unterschiede sehr fließend, denn wie die noch vorhandenen Färberordnungen ausweisen, konnten z. B. Grauloder ohne Umschweife Tuche weben, sofern sie für ein Jahr das Loderhandwerk liegen ließen, damit keine Wollunterschleife und Tuchfälschungen vorkamen, und sich außerdem im Farbhaus eingekauft hatten²⁴. Auch dieses wird im 15. Jahrhundert häufig genannt und stand 1568 beim Wörnitztor, 1588 dicht am Bleichweiher²⁵. Die zugehörigen Färber- und Walkmühlen waren vor dem Segringer Tor und bei Radwang; aber auch die Aumühle und die städtische Mühle zu Bernbach wurden als Walkmühlen verwendet²⁶. Die ebenfalls erforderlichen Tuchrahmen waren teils städtisches, teils privates Eigentum, lassen sich seit 1399 nachweisen und standen an den wenig bebauten Hanglagen von der Roßmühl über den Dönersberg, Segringer-, Floch- und Russelberg bis zum Grünen Turm und dem heutigen Kapuzinerkloster, auf dem Loderanger und der Bleiche vor dem Rothenburger Tor²⁷.

Wesentlich wäre nun zu wissen, wie stark das Wollweber- und Tuchmacherhandwerk im Mittelalter in Dinkelsbühl war. Leider finden sich darüber keine genauen Zahlenangaben. Einen hinreichenden Einblick kann man lediglich durch Vergleiche und Heranziehen alles noch greifbaren Materiales gewinnen. So geben die Nördlinger Meßstandbücher von 1445 bis 1515 das Zahlenmaterial über die zur Messe nach Nördlingen gereisten Dinkelsbühler Zunfthaukleute an. Im Jahre 1445 waren es z. B. 24, 1447 schon 42, 1468 sogar 64 und zwischen 1469 und 1477 erhöhte sich die Zahl bis auf 75, die sich in Nördlingen allein in den Gewandhäusern als Tuchhändler aus Dinkelsbühl eingefunden hatten, teils sogar mit 2 Ständen²⁸. Hiergegen mag man einwenden, es sei damit nicht erwiesen, daß alle diese Kaufleute auf der Messe auch Tuchmacher waren; aber es hatten nach den Dinkelsbühler Ordnungen alle Tuchmacher das Recht, ganze Tuche zu verkaufen oder zu schneiden, d. h. in den Einzelhandel zu bringen, nur mußten es ausschließlich Dinkelsbühler Erzeugnisse sein. Wer fremde Tuche kaufen wollte, der mußte sein Tuchmacherhandwerk derweilen „still liegen lassen“²⁹. So wird denn wahrscheinlich doch der größte Teil dieser Tuchverkäufer auch wirklich nur

Meister gewesen sein, zumal die Namen der bekannten Patrizier nicht erscheinen, obwohl auch von ihnen quellenmäßig festliegt, daß sie mit Tuchen handelten.

Umgekehrt ergaben die Vergleiche mit den Steuerbüchern in Dinkelsbühl, daß nur wohlhabendere, steuerfähige Kaufleute und Handwerker die Messe besuchten, während finanzschwache und verschuldete kaum auf der Messe erschienen. Aber gerade dieser Anteil an Lodern und Tuchmachern dürfte nicht außer acht gelassen werden.

Aus Dinkelsbühler Quellen konnten für das Jahr 1498 64 Meister des gefärbten Gewandes listenmäßig verzeichnet gefunden werden; dabei sind ausdrücklich keine Graufärber und Loder genannt. Und Vergleiche der Meßstandbücher mit den Steuerbüchern in Dinkelsbühl ergaben bei sorgfältiger Überschlagsrechnung etwa 120 Meister im Wollengewerbe während der Blütezeit im 15. Jahrhundert. Gesellen und Lehrlinge verdoppelten sicher die Zahl und zeitweise lebte wohl ein Drittel bis die Hälfte der Bevölkerung in diesem Gewerbe, denn man muß bedenken, daß gerade das Wollentuchhandwerk sehr arbeitsintensiv war und einen großen Arbeitsstab vom Wollenschlagen und Spinnen über das Weben, Walken, Karden, Scheren bis zum Färben und Verkaufen verlangte³³. Das mag neben dem hohen Materialwert der Wolle auch ein Grund gewesen sein, weshalb die Wollverarbeitung schon im Hohen Mittelalter zu einem ausschließlich städtischen Gewerbe wurde.

Daß auch schon in der Frühzeit der städtischen Entwicklung Dinkelsbühler Grautuche und Loden bekannt waren, beweist das außergewöhnlich frühe Kaiserprivileg. Es scheint mir bedeutend genug, um die Annahme zu rechtfertigen, daß die Dinkelsbühler Grautuche bereits seit dem 14. Jahrhundert mindestens auf die verschiedenen süddeutschen, mittel- und niederrheinischen Messen als Ausfuhrartikel kamen. Nachweise lassen sich freilich nicht mehr erbringen. Im Spätmittelalter bestätigen aber immerhin auswärtige Nachrichten, daß Dinkelsbühler Tuche in anderen Städten als marktgängige Ware bekannt waren und eine gewisse Bedeutung gehabt haben müssen. Den deutlichsten Beleg bringt die Nördlinger Messe, in der die Dinkelsbühler Tuchverkäufer im 15. und 16. Jahrhundert oft mit 75 und mehr Ständen nicht nur die Masse der Messeteilnehmer, sondern auch des Stoffangebotes in den Gewandhäusern stellten. Die erhaltenen Tuch- und Wollhandelsnachrichten mit Nördlingen im Dinkelsbühler Schuldverschreibungsbuch von 1399 und dem Nördlinger Pfandbuch ab 1393³⁴, ebenso wie die erhaltenen Missive³⁵ bestätigen letzten Endes nur die bereits eindeutig bewiesene Tatsache des starken Anteils Dinkelsbühler Tuche im Nördlinger Messehandel. Von da aus reichten die Handelsbeziehungen mit Bestimmtheit nach Schwäbisch Hall, wo auf den Märkten regelmäßig ein halbes Dutzend Dinkelsbühler Tuchhändler waren. Aber auch die Märkte in Rothenburg wurden stets von Dinkelsbühler Tuchmachern und Gewandschneidern besucht. Und der Rat vertrat wiederholt seine Kaufleute, die sich z. B. 1522 beschwerten, daß sie bei der Auslosung der Stände benachteiligt wurden. Zu ähnlichen Zwistigkeiten kam es noch 1583 und 1588 auf den Märkten in Leukertshausen und Ansbach, wo die Dinkelsbühler Tuchhändler als „Stümpler“ bezeichnet wurden³⁶.

Und endlich gehen schon 1399 regelmäßig die Dinkelsbühler Loden und Tuche auf die Frankfurter Messen. Daß sie von dort aus eine weitere Verbreitung fanden, liegt auf der Hand. Nach Süden waren die Tuche über Nördlingen

hinaus nachweislich bis Ulm und Augsburg verbreitet, denn noch 1563 gingen Loden nach Ulm und umgekehrt wurden auch solche 1577 nach Dinkelsbühl eingeführt³⁷. Ebenso wie schon 1430 und 1447 Tuche nach Augsburg verhandelt wurden, so gab es 1575 noch Beschwernisse des Dinkelsbühler Loderhandwerkes wegen Nichteinhaltens von Lodenkäufen durch Augsburger Kaufleute usw.³⁸.

Diese mir aus Archiven bekannt gewordenen Nachrichten über die sichere Verbreitung Dinkelsbühler Wollwaren bis in 100 und 200 km Entfernung zeigen insgesamt doch, daß sie besonders durch die Frankfurter und Nördlinger Messen so ziemlich über den süddeutschen Raum Verbreitung fanden und zu einem erheblichen Umfange Ausfuhrgewerbe waren. Das Handwerk beschäftigte ja, wie bereits dargestellt, auch eine beachtliche Zahl von Meistern.

Vergleicht man Dinkelsbühl nun entsprechend seiner Wollproduktion und Bedeutung mit andern Städten des schwäbisch-fränkischen Raumes, so kann man sagen, daß die westlichen Nachbarstädte, wie Schwäbisch Hall, Ellwangen und Crailsheim praktisch kein Tuchgewerbe von Bedeutung besaßen³⁹, auch Rothenburgs Textilgewerbe war vergleichsweise unbedeutend⁴⁰. Dagegen hatte die Stadt Nürnberg mit ihren Nachbarorten Wörth und Gostenhof ein ausgeprägtes Tuchgewerbe und Schwabach, Ansbach und Eichstätt folgten in einigem Abstände. Unter den schwäbischen Städten war Nördlingen mindestens ebenbürtig⁴¹, aber Ulm stand an erster Stelle, während die übrigen ober-schwäbischen Städte, wie Isny, Ravensburg, Leutkirch usw., wiederum nur eine sehr geringe Wolltuchproduktion hatten. Dafür aber war bei ihnen die Leinenweberei in vollendeter Weise entwickelt. In diesem Rahmen erkennt man, daß Dinkelsbühl durch sein Wolltuchgewerbe durchaus wirtschaftliches Eigengewicht besaß und zu einer beachtlichen Bedeutung im süddeutschen Raume aufgestiegen war.

bb. Die Barchentweberei

In Ulm, der damals erfolgreichsten Weberstadt Süddeutschlands, ist die Tuchmacherei seit dem 12. Jahrhundert nachweisbar und stand bereits im 13. Jahrhundert in hoher Blüte, ging aber dann mit der Einführung der Baumwolle im 14. Jahrhundert zurück⁴². Ähnliche Entwicklungen lassen sich auch in Nördlingen⁴³ und Dinkelsbühl feststellen.

In Dinkelsbühl deutet sich dieser Wandel an der Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert an und ist ganz sicher im ersten Viertel vollendet. Es finden sich ab 1424 schlagartig sehr viele Schuldverschreibungen wegen einer neuen Tuchart, dem Barchent⁴⁴, während die altbewährten Grautuche fast ganz fehlen, die Loden und Tuche in den Schuldverschreibungen immer seltener werden und statt der Berufsbezeichnung „Loder“ häufig „Weber“ auftritt⁴⁵. Diese Tatsache bedeutet an sich wenig, denn man könnte diesen Wandel in verschiedenen politischen und wirtschaftlichen Einflüssen suchen. Äußere Einflüsse mögen wirtschaftlich zu diesem Umschwung im Textilgewerbe mit beigetragen haben, doch sind andere Gründe die wichtigeren. Bezeichnend für das Barchentgewerbe in Dinkelsbühl ist nämlich sein relativ spätes Erscheinen im ersten Viertel des 15. Jahrhunderts. Merkwürdigerweise treten um 1425 folgende urkundliche Nachrichten auf, die das Barchentgewerbe betreffen: zuerst ein „Claus Lougmeister von Nördlingen“. Dieser

verkaufte 1423 sein Haus in Nördlingen, kam seitdem im Nördlinger Pfandbuch nicht mehr vor und zahlte schließlich nach dem Rechnungsbuch von 1435 70 fl. Nachsteuer⁴⁶, während er 1437 in der Dinkelsbühler Steuerliste als steuerfrei geführt wird, demnach in Dinkelsbühl ansässig wurde. Seit seinem Auftreten ist dieser Laugmeister Gläubiger in Barchentgeschäften. Das gleiche gilt für den „Chuntzen von Nördlingen“, auch „der Weber von Nördlingen“ genannt, für Hans Clausen, Conrat Schwarz und andere Nördlinger Bürger, 1429 sogar für ihren Bürgermeister Anthony Frickinger⁴⁷. Desgleichen werden jetzt die „Bleiche“ und das „Bleichhaus“ erwähnt⁴⁸. Und unter den Nördlinger Missiven befand sich endlich folgender bedeutsamer Beleg: im Jahre 1425 fragte der Rat zu Dinkelsbühl in Nördlingen an, wie man den Anfang für eine Bleiche zu machen habe, und bat die Stadt, sie möge den alten Bleichmeister und Feldmesser mitsenden⁴⁹.

Wenn diese Tatsachen stichhaltig sind, so ergibt sich daraus, daß die Barchentweberei erst sehr spät nach Dinkelsbühl hereingebracht wurde und die Anlage der erforderlichen Bleiche damals in die Ummauerung zu Ende der großen Stadterweiterung einbezogen wurde⁵⁰. Ob nun das Gewerbe als solches direkt über Ulm oder auf dem Umweg über Nördlingen nach Dinkelsbühl kam, läßt sich nicht mit letzter Sicherheit entscheiden. Die wirtschaftlichen Beziehungen lassen beides zu, obwohl alles, ja selbst die noch vorhandene Barchentweberordnung aus dem Jahre 1425 ausdrücklich die Nördlinger Herkunft vermerkt⁵¹. Außerdem verfügte Nördlingen um 1390 bereits über ein beachtliches Barchentgewerbe, dessen Tuche wichtige Ausfuhrartikel waren⁵².

Früher noch, nämlich um 1320, kam die Baumwolle nach Ulm auf dem Wege über den Brennerpaß aus Mazedonien, Cypern oder Ägypten. Hauptumschlagsplatz war Venedig, und Ulm und Augsburg wurden zu den wichtigsten Handelszentren für Baumwolle in Oberdeutschland⁵³. Im Laufe des 14. Jahrhunderts wurde Ulms Barchent geradezu die Spezialität schlechthin, und 1475 arbeiteten in Ulm 400 Barchentweber, dazu kamen noch die Gäuweber, Landweber, die nicht zünftig waren und doch für die Ulmer Barchentschau webten. Ihre Zahl schwankte zwischen 330 und 600. Diese Landweber waren reine Lohnarbeiter und erhielten entweder die Rohmaterialien Flachs und Baumwolle oder das Geld als Vorschuß von den Ulmer Wollherren. Als Gegenleistung liefern sie ihre rohen Barchente⁵⁴. Es bestand somit, wie Nübling nicht deutlich genug aussprach, bereits im Mittelalter im Ulmer Barchentgewerbe ein sogenanntes Verlagssystem, wie man es später als typische Organisationsform des Frühkapitalismus im Textilgewerbe kannte⁵⁵. Wenn nach Ulm schon so bald die Baumwolle und die Kunst des Webens kamen, dauerte es doch einige Jahrzehnte, bis sie sich eingebürgert hatte, ein Weberstamm, die nötigen Örtlichkeiten, die Rohstoff- und Absatzmärkte erschlossen und wirtschaftlich kraftvoll entfaltet waren.

Nun nimmt es nicht wunder, daß Dinkelsbühl in der Entwicklung der Barchentindustrie wegen seiner geographischen Lage und Bedeutungslosigkeit als Fernhandelsplatz entsprechend nachhinkte, zumal es mit dem wichtigsten Rohstoff, der Baumwolle, vollständig vom Ulmer Markt abhängig war. Das ist ein bemerkenswerter Umstand und zugleich bezeichnend, denn dadurch

wird das Gewerbe für Dinkelsbühl von vorneherein krisenempfindlich; und es ist unter diesen wirtschaftsgeographischen Bedingungen überhaupt erstaunlich, daß dennoch die Barchentweberei hier Eingang fand.

In Dinkelsbühl hatte das gesamte Barchentgewerbe neben den typischen zünftlerischen Bestimmungen, wie man sie in Nördlingen und Ulm findet, auch eigene bemerkenswerte Züge⁵⁶. Es wurde, soweit es quellenmäßig überhaupt erfaßt werden konnte, nahezu ausschließlich als Verlags- und Lohnarbeit betrieben. Dabei scheint es nach der Barchentordnung von 1425 so zu sein, daß es nicht dem Zunft Handwerk unterlag, sondern ein freies Gewerbe war, in dem die Frauen, Kloster- und Spitalinsassen, sowie die Landleute nebenberuflich als Lohnwerker tätig waren. Die Rohbaumwolle wurde auf diese Weise auch hergerichtet, versponnen und verwebt. Die Weber, die diesen relativ teuren Rohstoff verarbeiteten, gehörten durchwegs nicht zu den Reichen⁵⁷. So erscheint es schon aus diesem Grunde wenig glaubhaft, daß der normale Weber als Preiswerker tätig sein konnte. Die beste Möglichkeit bestand deshalb wohl darin, daß das Handwerk als solches die Baumwolle einkaufte, die Bürgerschaft übernahm und den Rohstoff an die Weber verteilte, wie es die Barchentordnung von 1425 auch bestätigt. Dadurch war für den einzelnen Weber gesorgt, das Handwerk aber war ein erhebliches Risiko eingegangen; denn jeder Preissturz und alle Barchentspekulationen trafen die Zunft.

Darum mag sich in Dinkelsbühl dieser Brauch nicht lange gehalten haben. Meist blieb den Webermeistern nur die Möglichkeit, sich entweder Baumwolle oder Geld vorstrecken zu lassen und dafür den anzufertigenden Barchent als Pfand zu lassen. Bei dem hohen Preis der Baumwolle, demgegenüber die leinene Kette ganz in den Hintergrund trat, empfing dann auch der Weber praktisch nur noch seinen Werklohn. Er wurde Lohnarbeiter oder Verlagsarbeiter, während die Rohstofflieferanten und Abnehmer eine beherrschende Vormachtstellung errangen⁵⁹.

Als Barchentverleger kamen in Dinkelsbühl darum bezeichnenderweise nur wohlhabende Bürger wie die Döner, Dürr, Harrer, Berlin u. a. vor⁶⁰, daneben fremde Kaufleute aus Bopfingen, Nördlingen, Ulm und Nürnberg⁶¹.

Unter ihnen sind die Nördlinger Kaufherren am zahlreichsten, wahrscheinlich wegen der Nähe zu Dinkelsbühl und der Nördlinger Messe, die sich als Großhandelsplatz für Textilwaren auszeichnete. Oder aber sie waren Zwischenverleger, denn im Nördlinger Barchentgewerbe treten seit 1390 als Verleger gleichfalls Augsburger, Ulmer, Bopfinger und Nürnberger Kaufleute und ihre Gesellschaften⁶² auf.

Am interessantesten ist schließlich die Tatsache, daß die Stadt Dinkelsbühl selbst als beachtlicher Verleger auftrat, wie allein das Steuerbuch von 1437 in zahllosen Einzelbelegen dartut⁶³. Die Stadt tätigte auch selbst die Barchentverkäufe nach Nürnberg, auf die Frankfurter Messe, die Nördlinger Messe, an einzelne Kaufleute aus Nördlingen und zahlreiche Dinkelsbühler Bürger.

Man kann diesen, im Gegensatz zur Zunftidee stehenden Strukturwandel des Textilgewerbes zum Verlagssystem hin auch aus wirtschaftsgeographischen Gründen verstehen. Mehr als beim Woll- und Leinengewerbe war man bei der Barchentweberei von den sehr fernen, fremdländischen Rohstoffen, dem langen Produktionsprozeß, der sich wegen des Bleichgeschäftes über ein Jahr hinzog, und den Schwierigkeiten des Absatzmarktes, abhängig. Darum wurden im

Barchentgewerbe zwei Fragen bedeutungsvoll: nämlich die Beschaffung des Rohmaterials in ausreichender Menge und die der Arbeiter für die Zurichtung und Verarbeitung. Beides aber war nicht überall in gleichem Maße zu haben. Und so gewannen schließlich diejenigen Orte das Übergewicht, die eine günstige Verkehrslage hatten, etwa Augsburg, Ulm, sowie andere oberschwäbische Städte, in gewissem Sinne wohl noch Nördlingen mit seiner bedeutenden Messe. Dinkelsbühl lag zwar in einer günstigen Verkehrslage, aber doch schon so weit von den Haupthandelsplätzen Augsburg und Ulm entfernt, daß das Gewerbe sehr krisenempfindlich wurde. Günstig war allein sein billiger Arbeiterstamm, der deshalb überhaupt erst die Einführung des Gewerbes neben der Privatinitiative einzelner Bürger ermöglichte. Dazu kommt noch, daß die Baumwolle und der fertige Barchent raschen und starken Preisschwankungen unterworfen waren, die Bleich- und Barchentspekulationen geradezu zur Tagesordnung werden ließen⁶⁵.

Die oben aufgeführten Beispiele mögen genügen, die blühende Barchentindustrie, die in ihrem Absatz nahezu dieselbe Verbreitung hatte wie die Wollweberei, während der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu beleuchten. Ab 1425 sind viele Nachrichten über Barchentverkäufe nach Nördlingen, wiederholt nach Bopfingen, nach Frankfurt und Nürnberg bekannt geworden, und sogar nach Rastatt gingen 1437 2 Fardel Dinkelsbühler Barchent. Freilich, verglichen mit den Umsätzen von Nördlingen oder gemessen an Ulm mit seinem ungeheuren Fernhandel und seiner Jahresproduktion von 60 000 Stück Barchent, erreichte Dinkelsbühl wenig mehr als ein Zehntel der Ulmer Kapazität. Das liegt, u. a., neben den schon besprochenen Gründen nicht zuletzt auch daran, daß Dinkelsbühl nie sein Gewerbe auf das Hinterland verpflanzen konnte oder wollte, während schon Nördlinger Kaufleute es verstanden, das Verlagsgeschäft über die Stadt hinaus in das Gebiet der Deutschordensherrschaft Kapfenburg und die Kleinstadt Lauchheim auszu-dehnen⁶⁷.

Am bezeichnendsten aber ist schließlich die Tatsache, daß sich in Dinkelsbühl die Barchentweberei kaum zwei Menschenalter lang hielt. Leider läßt sich zeitlich das Ausklingen nicht genau feststellen. Aus den unzureichenden Quellen geht aber hervor, daß nach der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts das Barchentgewerbe schon sehr gering war. 1460 wird nochmals von 35 Barchenten berichtet, die auf der Nördlinger Messe verkauft wurden, und im Steuerbuch 1468 werden lediglich der Bleichmeister und einmal städtische „barchan“ genannt⁶⁸.

Politisch könnten um 1456/57 die Zerwürfnisse zwischen dem Herzog von Bayern und dessen Belagerung von Dinkelsbühl, die Unstimmigkeiten mit den Grafen von Oettingen und das getrübe Verhältnis zwischen Reichsstädten und Adel überhaupt schuld gewesen sein. Außerdem war man mitten im Städtekrieg, der sich in der Hauptsache in Franken und Schwaben austobte. Wirtschaftlich könnte die schleichende Geldentwertung verantwortlich gemacht werden.

Ähnliche wirtschaftliche Erscheinungen glaube ich für Nördlingen feststellen zu können. In Ulm war die Baumwollindustrie nach Nübling ebenfalls seit der Mitte des 15. Jahrhunderts im Niedergang begriffen. Freilich blieb bis ins 16. Jahrhundert der alte Ruhm, und die Barchentschau warf noch verhältnismäßig große Summen ab. Nübling macht dafür die Konkurrenz Augsburgs

und den enormen Garnmangel verantwortlich, der dann begreiflicherweise das viel exponiertere, von Ulm abhängige Nördlingen und Dinkelsbühl treffen mußte.

Weiter schadete die Konkurrenz der Biberacher und Ravensburger Barchente, die keine Qualitätsware, sondern billige Massenartikel waren, und die den oberdeutschen Markt förmlich überschwemmten⁶⁹. Ausschlaggebend blieb bei alledem, daß Dinkelsbühl rohstoff- und absatzmäßig sehr entlegen und daher in seinem Barchentgewerbe krisenempfindlich war. So war es, neben politischen Einflüssen, in erster Linie die geographische Ungunst, die zum Untergang beigetragen hat. Darüber hinaus verlor, wie die Meßstandsbüchlein beweisen, auch die Nördlinger Messe seit der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts an Bedeutung, und das hat nach obigen Darlegungen auf Dinkelsbühl erheblich zurückgestrahlt⁷⁰.

cc. Die Leinweberei

Zum Schluß wird man mit Recht auch nach der Lage des Leinenwebergewerbes in Dinkelsbühl fragen und gleichfalls geneigt sein, Vergleiche mit den anderen oberdeutschen Städten zu ziehen. Soweit sich feststellen ließ, ist keine eigene Leinenweberordnung für das Handwerk vorhanden, und in der Barchentweberordnung wird nur von einem „Webereid“ geredet und stets nur von „Webern“ oder dem „Handwerk“. Dadurch erscheint es, als ob das Leinenweberei, ebenso wie die Barchentweberei, nicht ausschließlich als zünftlerisches Gewerbe betrieben worden wäre; wohl aber war es einer Leinenschau unterworfen⁷¹. In der Stadt und auf dem Lande diente die Leinweberei also praktisch nur der Eigenversorgung. Darum sind Leinenverkäufe selten⁷². Sofern die Leinenweber aber für die Schau webten, werden dort sowohl Leinenwepfen als auch Barchente nebeneinander aufgeführt. Darum kann man sich auch hier nur ein relatives Bild vom Umfange des Gewerbes machen, aber es ist doch mit Sicherheit zu erkennen, daß es in Dinkelsbühl wirtschaftlich völlig unbedeutend war, im Gegensatz etwa zu den oberdeutschen Städten.

dd. Ergebnisse

Überblickt man abschließend die Gesamtleistung der Dinkelsbühler Textilgewerbe, so ergibt sich, daß sie dem Wirtschaftsleben der Stadt bis weit in das 16. Jahrhundert hinein wiederholt entscheidende Impulse gegeben haben und einander zeitlich ablösten. Zuerst ist nochmals das bodenständige Gewerbe der Grautucher, Loder und Geschlachtgewander (Feintuchmacher) zu nennen. Sie fußten auf der starken Schafzucht und machten Dinkelsbühl zur bedeutendsten Tuchstadt im westlichen Franken und östlichen Schwaben. Es übertraf bis auf Nördlingen auch seine größeren Nachbarstädte Rothenburg und Schwäbisch Hall und stand deshalb neben Nürnberg im fränkischen Tuchbezirk führend da. Seine Erzeugnisse gingen auf die Nördlinger, Frankfurter und Nürnberger Messen, ebenso wie nach Ulm und Augsburg und strahlen so bis in den ober-schwäbischen, mittel- und niederrheinischen Tuchbezirk aus.

Vorübergehend konnte auch die in Oberschwaben so mächtig entwickelte Barchentweberei Fuß fassen und sich für zwei Menschenalter behaupten, ja, sogar zu einer größeren Bedeutung emporkommen und vorübergehend viel-

leicht das bedeutendste Ausfuhrsgewerbe werden. Mit diesem Textilzweig erschien Dinkelsbühl als nördlichster Ausläufer der oberdeutschen Barchent-industrie. Man darf deshalb mit Recht sagen, daß Dinkelsbühl dadurch in zwei Tuchbezirke eindrang, nämlich in den fränkischen Wolltuch- und den ober-deutschen Barchentbezirk. Der rasche Niedergang der Barchentweberei noch vor dem Ausgange des Mittelalters aber war im wesentlichen durch Dinkelsbühls geographische Lage, fern von den Baumwollzentren bedingt. Zusammen mit dem Leinengewerbe, das in erster Linie als Selbstversorgungsgewerbe heimisch war, retteten sich nur letzte Reste der Barchentweberei in die Neuzeit hinüber, ohne aber zu einem Erfolg für die Stadt und ihre Wirtschaft zu kommen.

Dafür bahnten sich in der Neuzeit hoffnungsvolle neue Gewerbebezüge neben dem alten Wolltuchgewerbe an. Es waren die Wollwirker und -stricker.

In einem Steuerbuchfragment von 1570 werden bereits über 30 Stricker aufgeführt und 1571 klagten die Loder gegen das Wollspinnen der „Handschuhmacher“ und warfen ihnen Wollentfremdung vor. Und nach den wenigen Steuerbüchern von 1580 und 1611/12 ff. hatte die Handschuhschau bedeutend höhere Einnahmen als die Loder-, Leinen- und Tuchschau⁷³. Zwar heißt es in einem Schmalfolioband von 1591⁷⁴, daß Rat und Bürgermeister seinerzeit erst die „Heinschachgeschau“ errichtet hätten, und ab 1601 lag auch eine Art Ordnung für die Strickerzunft vor, aber Stricker waren die Leute nur im Nebenberuf, sonst arbeiteten sie als Loder, Tuchmacher, Schuster usw., ja sogar als Sichelschmiede, Goldschmiede oder Schulmeister. Um 1600 waren es, listenmäßig erfaßt, über 75 Meister. Hinzu kamen noch Knappen und Familienmitglieder, so daß eine erhebliche Zahl in diesem Gewerbe tätig war.

ee. Das Sichel- und Sensenschmiedehandwerk

In einem „Wyrtenbergischen spruch wider die stet des bundes“ aus dem Jahre 1519 heißt es u. a.:

„von Gmünd der augsteindreer,
Bopffing im Rieß der rübenseer,
der sichelschmid von Dinkelspühl,
von Eßlingen vil grober nihil...“

Durch diese dichterische Charakterisierung Dinkelsbühls wird über das Textil-gewerbe hinaus auf ein weiteres, bedeutendes Handwerk, das der Sichel- und Sensenschmiede, hingewiesen. Wenig glaubwürdig erschienen bislang die wenigen handgreiflichen Literaturhinweise über dieses einst so bedeutende Schmiedehandwerk. Man hielt sich nämlich dabei lediglich an die vorhandene Handwerksordnung und verwies auf die vier Schmiedsgassen im Rothenburger Viertel, obgleich die Gassen als solche im Mittelalter nirgendwo erwähnt werden. Und auch ich konnte sie erst für das Jahr 1513 belegen. Gleichzeitig und nebeneinander werden Obere Schmiedsgasse, Schmiedsgasse, Untere und Unterste Schmiedsgasse erwähnt⁷⁵. Diese unzulänglichen Tatsachen allein genügen aber nicht, diesem Gewerbe eine gewisse Bedeutung beizumessen.

Urkundlich werden 1412 erstmals Sensenschmiede⁷⁶, Sichelschmiede und die Schmiedezunft genannt⁷⁷. Wesentlicher noch waren Belege, aus denen hervor-ging, daß sie Sichel als „Kaufmannsgut“ herstellten und ganze Schock

lang je 150 Schock Sichel mit dem „Schlangenzeichen“ und der dritte vier Jahre hintereinander je 130 Schock zu liefern⁸⁷. Dieser recht beachtliche Sichelhandel und das ganze Handwerk trugen der Stadt wohl auch den Spottnamen von 1519 ein. Verständlich ist darum auch, daß eine Ratsverordnung von 1591 gebietet, daß die berühmten Gmünder Sensen und Sichel nicht auf dem Markte, wohl aber in den Läden verkauft werden dürften⁸⁸.

Bei einer solchen Produktion fragt man sich mit Recht nach einer Möglichkeit zur Ausnützung von Wasserkraften, wie auch nach der Herkunft des Roheisens. Nun ist bereits bekannt, daß in Dinkelsbühl eine sehr alte Teichzucht blühte mit Dutzenden von Weiherketten, die auch die Grundlage für eine große Zahl Wassertriebwerken waren. Unter ihnen sind neben Mahl-, Öl- und Lohmühlen auch manche Schleifmühlen und Eisenschmieden erwähnt.

Urkundlich werden 1437 erstmals zwei Sichel schmiede genannt, die gemeinsam die Melbersmühle bei Krettenbach/Württ. bewirtschafteten⁸⁹. 1544 wird diese Mühle noch von Sichel schmieden betrieben und zugleich als Sägeschleife und Schmiede bezeichnet; 1556 kam sie durch Kauf in den Besitz des Dinkelsbühler Spitals und wurde nun pachtweise von einem Dinkelsbühler Sichel schmied samt „Consorten“ betrieben⁹⁰. Zweifelsohne wurde dort Wasseralfinger Roheisen verarbeitet. Im Steuerbuch 1437 wird auch die städtische Schleifmühle genannt⁹¹. Aus dem Jahre 1477 stammt endlich der Neubau der Aumühle bei Wört durch den Sichel schmied Ratzendörfer als Mahl- und Schleifmühle⁹² und im gleichen Jahre wird auch des Spitals Schleifmühle am Weg bei Hellenbach an den Sichel schmied Dolnsteiner vergabt, ist aber schon 1440 im Salbuch erwähnt, wo auch eine Schleifmühle am Gersbronner Weiher aufgeführt wird⁹³. Ob sie identisch ist mit der etwas später erwähnten Reigeles Schleifmühle in der Mutschach, die gleichfalls von Sichel schmieden betrieben wurde, muß offenbleiben⁹⁴. 1490 wird außerdem eine Schmiede und Schleifmühle zwischen „Neuenstätter Feld und dem Gigert“ genannt⁹⁵. Neubauten aus dem 16. Jahrhundert, in dem die größte Blüte des Handwerkes war, scheinen die 1577 als Dinkelsbühler Besitz genannte Schleifmühle im Hirschbach gewesen zu sein, ebenso die 1544 wieder genannte Reigelesschleifmühle in der Mutschach, die als Hammer- und Schleifmühle verwendete Lohmühle bei Knittelsbach und die Hammermühle bei Neustädtlein⁹⁶. Letztere wird 1590 ausdrücklich als „Schmiedeschleif und zum Eisenmachen“ durch Dinkelsbühler Schmiede verwendet.

Damit hatten die Dinkelsbühler Schmiedehandwerker wenigstens die Energiegrundlagen. Das Roheisen mußte sowieso eingeführt werden. Besorgt wurde es zum Teil als Rückfracht auf der Nördlinger Messe, die darum nicht nur für den Sichel- und Sensenabsatz eine überragende Bedeutung hatte, sondern auch als Eisenmarkt. Auf der Messe waren nämlich besonders Amberger, Sulzbacher und Nürnberger Eisenhändler vertreten, so daß der Umsatz z. B. an Eisenschienen oft bis zu 30 000 Stück betrug⁹⁷. Bisweilen kam Eisen auch direkt aus Nürnberg⁹⁸.

Daneben sind mit Sicherheit die Beziehungen nach dem näheren schwäbischen Eisenerzgebiet um Aalen, Wasseralfingen und Gmünd ebenso rege gewesen. Z. B. werden 1440 Eisenkäufe und Sichelverkäufe an Gmünder getätigt, die Dinkelsbühler Schmiede auf der Frankfurter oder Nördlinger Messe abgeschlossen hatten⁹⁹. Um so einleuchtender ist es nun auch, daß die Dinkelsbühler Sensenschmiedeordnung sich stark an eine Gmünder Ordnung, die der Rat zu

Dinkelsbühl sich kommen ließ, anlehnt¹⁰⁰. Diese Handelsnachrichten ließen sich sicher noch vermehren und aus fremden Archiven ergänzen, aber es genügt ja aufzuzeigen, daß das Sichel- und Sensenschmiedehandwerk in Dinkelsbühl über das engere Marktgebiet hinaus bis auf die Frankfurter Messen, nach Nördlingen und Nürnberg ausführte und so erhebliche Marktbedeutung besaß.

Während des Dreißigjährigen Krieges verschwand dieses Gewerbe immer mehr. Wurden 1580 noch 5225 Schock Sichel, sehr viele Leichtsichel und gegen 10 000 Sensen gefertigt, so ging die Produktion 1611 auf 3300 Schock zurück, stieg 1612 nochmals auf 4000 Schock an, sank 1632 auf 1000 Schock und verschwand in den folgenden Jahren völlig¹⁰¹. Einige hatten sich inzwischen in die Strickerzunft eingekauft und es tritt nicht einmal im 18. oder 19. Jahrhundert in bescheidenem städtischem Rahmen wieder auf.

Damit läßt sich wiederum eine bezeichnende Parallele zu dem Textilgewerbe aufstellen. Wie dieses, so ist auch das eisenverarbeitende Gewerbe wegen der Rohstofferne bezüglich des Eisens sehr krisenempfindlich gewesen, während Holz und Wasserkräfte genügend vorhanden waren. Die Stärke und Stütze des Handwerks lag lediglich in der Qualitätserzeugung und der Billigkeit seiner Arbeitskräfte, weil die ganze Gegend durch den Bevölkerungsüberschuß arbeitsintensiv sein konnte. Im Sichel schmiedehandwerk jedoch kann man durch das vorhandene Archivmaterial zeitlich und ursächlich die zweite Hälfte des Dreißigjährigen Krieges als krisenerzeugenden Faktor mit all den Kriegswirren, dem darniederliegenden Handel und der Rohstofferne festlegen.

Faßt man die Ergebnisse über die Dinkelsbühler Handwerke zusammen, so läßt sich feststellen, daß die meisten Gewerbe nicht über rein lokale Bedeutung hinaus kamen. Allein die verschiedenen Textilgewerbe und das Sichel schmiedehandwerk entfalteten sich zu echten Ausfuhrgewerben. Sie lösten sich in einem zeitlichen Hintereinander ab, brachten auf diese Weise der Dinkelsbühler Wirtschaft immer wieder neue Impulse und gaben ihm den Charakter einer ansehnlichen Handwerkerstadt.

3. Dinkelsbühls Markt und Handel im Mittelalter

Ein Wesenszug der Stadt inmitten ihres bäuerlichen Hinterlandes ist seit ihrer ersten Entwicklung das natürliche wirtschaftliche Spannungsfeld, das im „Markt“ seinen wirtschaftlich und rechtlich verankerten Ausdruck findet. Hier vollzog sich seitdem der vielfältige Güter austausch zwischen dem Lande und seinen Naturalprodukten und den mannigfaltigen Erzeugnissen und Gütern der Stadt, deren Handwerker längst nicht nur auf Bestellung arbeiteten, sondern zur Vorratswirtschaft für den Verkauf übergegangen waren.

Wegen der wenigen vorhandenen Quellen wird erst in den zwei letzten Jahrhunderten des Mittelalters Dinkelsbühl als Markttort faßbar. Die ersten Dinkelsbühler Märkte aber gehen sicherlich bis auf die Stadtgründungszeit zurück, obwohl entsprechende Quellennachweise fehlen, denn mit dem Gründungsprivileg war stets die Marktgerechtigkeit, meist auch die Gerichtsbarkeit und bisweilen ein besonderes Münzrecht verbunden. Unter diesen Privilegien war zu mindestens das Marktrecht für die gedeihliche Entwicklung des Marktes jeder mittelalterlichen Stadt eine Lebensnotwendigkeit. Das wirtschaftliche Rückgrat waren dabei der tägliche Markt und der Wochenmarkt. Ihnen galt deshalb auch die ganze Fürsorge des Rates.

Während der Markttage herrschten, wie überall, Marktrecht und Marktordnung. Sie boten jedem Besucher einerseits Sicherheit und Schutz, andererseits ordneten sie alle Marktleute der städtischen Gerichtsbarkeit unter. Ratsordnungen regelten den Groß- und Kleinhandel, den Vorkauf und Wiederverkauf der Waren, verboten falsche Münzen und ungerechtes Maß und Gewicht. Man sorgte auch für die Lebensmittel- und Warenkontrolle durch amtliche Schauer und unterband durch Verordnungen für Metzger, Fischer, Bäcker, Salz- und Schmalzverkäufer usw. Übervorteilung bei Kaufgeschäften. Darüber hinaus war oberstes Ziel die ausreichende und preiswerte Versorgung der Stadt mit allen notwendigen Gütern des Lebens. Über diese kontrollierenden Einrichtungen hinaus förderte die Stadt jede Hebung und Belebung der Markttätigkeit, denn durch Umsatz- und Gewinnsteigerung der Gewerbetreibenden und Kaufleute hob sich die Steuerkraft der Bürger, zum anderen steigerten sich für die Stadt die Gewinne durch Standgeldeinnahmen, Markt- und Zollgebühren.

a. Der Markthandel

Leider fehlen auch alle wesentlichen Quellen wie Zollbücher, Standgeldverzeichnisse der Märkte, die Gerichts- und Kaufhausaufzeichnungen, um das Marktleben zu schildern und den eigentlichen Wirtschaftsbereich, das engere, unbestrittene Marktgebiet zu umgrenzen.

Mit dem landwirtschaftlichen Hinterlande bildete es aber auf jeden Fall eine wirtschaftliche Einheit, die der Versorgung beider Teile mit allen Dingen des Alltags diente. Das landwirtschaftliche Hinterland brachte auch dem Dinkelsbühler Markt das Zug- und Schlachtvieh, in größerem Umfange die verschiedenen Getreidearten, wie Korn, Dinkel, Hafer und Gerste, daneben Kraut, Obst und eine stattliche Zahl weitere Landprodukte, voran Butter, Käse und Schmalz. Die Baustoff- und Holzversorgung fügte sich ein, desgleichen der Grundstoffbedarf für Gerber und Kürschner, nämlich Lohe, verschiedene Häute und Felle.

Ebenso kamen für das Leinen-, Barchent- und Wolltuchgewerbe die einheimischen Rohstoffe Flachs, Hanf und Wolle aus dem bauerlichen Hinterlande, denn wie schon darauf hingewiesen, ist die Schafzucht sehr stark gewesen, und für den Springlein (*Linum usit. crepitans*) waren klimatisch und bodenmäßig gute Anbaubedingungen vorhanden. Umgekehrt kamen die Erzeugnisse des städtischen Gewerbes auf den Markt. Voran standen Tuche, Loden, Barchente und Leinen, dann landwirtschaftliche Geräte, in Sonderheit Sicheln, Sensen, Sägen und überhaupt alle gangbaren Erzeugnisse der zahlreichen, wenn auch oft nur in einem oder zwei Meistern vertretenen Handwerke, wie der Nadler, Kannengießer, Goldschmiede, Messerschmiede usw., endlich auch frische Fische, Salzheringe, Weine und Bier, Salz, Genußmittel, Gewürze und andere wichtige Handelsprodukte des täglichen Bedarfes.

Für Dinkelsbühl war dieses engste Wirtschaftsgebiet im wesentlichen sein städtisches Hinterland, auf dem es irgendeine Gerichtsbarkeit besaß oder wenigstens noch Streubesitz hatte, denn diese Hintersassen und Zinsbauern waren wirtschaftlich und rechtlich an die Stadt gebunden (siehe Seite 57). Und die fast lückenlose Reihe der Spitalrechnungsbücher gibt zahllose Einzelbelege dafür, daß aus diesem gesamten Bereich tatsächlich nicht nur die zins- und gült-

pflichtigen Hintersassen, sondern auch die übrigen Bauern immer wieder im Vieh- und Getreidehandel, aber auch in anderen Geschäften mit dem Spital und der Stadt in Verbindung zu bringen sind¹. So gehörten zum unmittelbaren Marktbereich auf jeden Fall also noch jene Landstriche, von denen aus in einer Tagesan- und -rückreise die Stadt Dinkelsbühl und ihr Markt erreicht werden konnte. Bestätigen läßt sich dieser engste Marktbereich an Hand der Nachrichten über die Verbreitung des Dinkelsbühler Maßes und Gewichtes. Das ist insofern möglich, als bei der Verbriefung eines Rechtsgeschäftes oder einer Stiftung meist die verwendeten Maße angegeben werden mußten, denn die überaus starke territoriale Zersplitterung im Spätmittelalter brachte es mit sich, daß jede größere Territorialherrschaft oder Stadt sich eigene Maße und Gewichte schuf².

Der in der Karte dargestellte marktwirtschaftliche Radius um die Stadt für den Einkauf alltäglicher Waren ist aber dennoch relativ klein gewesen. Seinen Schwerpunkt hatte die Stadt dabei in einem Halbkreis von Süden bis Norden auf heute weit in Württemberg liegendem Gebiet. Das kommt daher, weil jener Landstrich damals wie auch heute noch ein „marktfreies Gebiet“ ist, in dem die nächsten Städte Crailsheim und Ellwangen über 20 km entfernt sind und ihr Wirtschaftsbereich dieses Gebiet nicht erfaßte. Umgekehrt waren im östlichen Gebiet von Dinkelsbühl die nächsten Märkte und Kleinstädte kaum 12 km vor den Toren der Stadt, nämlich Feuchtwangen, Dürrewangen, Aufkirchen, Weilingen usw. Im weiteren Umkreis von 20 bis 30 km schloß sich ein zweiter Städtering an. Im NW war es Crailsheim, im SW Ellwangen, im SO Wallerstein und Oettingen, im O Wassertrüdingen, im NO Bechhofen und Herrieden. All diesen Märkten und Städten läßt sich während des Mittelalters als zentrale Orte ein ihnen zukommendes natürliches Einzugsgebiet nicht absprechen, das man als ihr marktorientiertes Hinterland bezeichnen könnte. Freilich gingen selbst noch um die Wende zum 17. Jahrhundert viel Getreide und Wolle aus diesen fremden Marktbereichen nach Dinkelsbühl.

Es war eben ihre stadtwirtschaftliche Strukturierung doch eine ganz andere als bei Dinkelsbühl. Die Orte Weilingen, Aufkirchen, Bechhofen, Dürrewangen, Herrieden, Dombühl, Leukershausen, Markt Lustenau usw. zählten zu den Zwergstädten bzw. Märkten mit kaum über 500 Einwohnern, und selbst Crailsheim, Ellwangen, Feuchtwangen und Wassertrüdingen hatten unter 2000 Einwohner und waren kleinere Städte, in denen der größte Teil der Bevölkerung als Ackerbürger auf Selbstversorgung eingerichtet war. Nur ein Teil übte Handwerksberufe aus, die in erster Linie das Notwendigste für den städtischen Markt und das bäuerliche Hinterland schufen, aber dadurch schon wirtschaftliches Gewicht besaßen.

All diese Städte wurden, obwohl sie außerhalb des eigentlichen Dinkelsbühler Marktbereiches lagen, doch von ihm mit besonderen Handwerkserzeugnissen und den nötigen Einfuhrgütern versorgt. Umgekehrt konnten sie ihre Marktüberschüsse in Dinkelsbühl als dem zentralen Markttort absetzen.

Dieser als Markthandel wohl am besten zu bezeichnende Verkehr vollzog sich meist noch im Rahmen des täglichen Marktes und des Wochenmarktes. Einzelbelege hierfür finden sich zu Dutzenden wiederum in den Spitalrechnungen und haben, trotz der einseitigen Quellenlage, dennoch allgemeine Gültigkeit³. Darüber hinaus vermag sie ein vorhandenes Schuldenverzeichnis

eines Dinkelsbühler Handelshauses, allerdings erst von 1630 bis 1635, ergänzend zu belegen, weil gerade aus diesen Städten Crailsheim, Feuchtwangen, Aufkirchen, Wassertrüdingen und den Märkten Dürrewangen, Weitingen usw. nicht nur an den Jahrmarktstagen, sondern regelmäßig in Dinkelsbühl eingekauft wurde. Mit einem Dutzend Städten und Märkten und einem Vielfachen von Dörfern stand Dinkelsbühl durch diesen Markthandel in Verbindung und versorgte sich einerseits mit den landwirtschaftlichen Erzeugnissen und den Rohstoffen für seine städtischen Gewerbe, andererseits war Dinkelsbühl für dieses Markteinzugsgebiet höherer Ordnung der Umschlagplatz für mannigfache städtische und fremde Spezialerzeugnisse, besonders auch für Gewürze, Spezereien und Luxuswaren.

b. Der Nahhandel

Der eigentliche Nahhandel hingegen griff noch weit über diese Städte hinaus und vollzog sich zum größten Teil im gegenseitigen Besuch der Jahrmärkte.

In Dinkelsbühl sind ursprünglich zwei Jahrmärkte, nämlich an Bartholomäus (24. 8.) und St. Georg (23. 4.) gewesen. Zu ihnen erhielt Dinkelsbühl 1360, durch Kaiser Karl IV. privilegiert, eine offene Messe an den 12 Tagen vor Pfingsten. Den Kaufleuten mit ihren Waren wurde dabei freier Besuch und Aufenthalt in Dinkelsbühl und der Schutz des Reiches geboten⁴. Mit diesen Jahrmärkten und der Messe reichte Dinkelsbühl nun selbstverständlich weit über seine örtliche Marktbedeutung hinaus und erlangte wegen seiner Lage an bedeutenden Fernwegen den Anschluß an ein weiteres raumwirtschaftliches Kraftfeld. Denn mit der zwölftägigen Messe war nicht nur räumlich, sondern auch zeitlich die Möglichkeit geschaffen, auf entferntere Gebiete mit ihren Erzeugnissen anziehend zu wirken. Sechs Jahre später wurde diese Messe auf St. Galli (16. 10.) verlegt, weil der alte Termin den Bürgern, Umsassen und anderen Städten nicht dienlich war⁵. Anscheinend brachte das Meßprivileg von 1360 ein Nachspiel mit Nördlingen. Dinkelsbühls Meßzeit im Mai/Juni war bezüglich der Reise- und Verkehrsbedingungen sowie in der allgemeinen Meßfolge an sich klug und bedacht ausgesucht, denn z. B. Frankfurts Fastenmesse lag 8 Tage vor dem Palmsonntag, die Linzer Messe zu Ostern, die Nürnberger dauerte vom Freitag nach Ostern 24 Tage lang, die Straßburger fiel auf den 24. Juni, die Zurzacher Herbstmesse auf den 1. September, die Frankfurter Herbstmesse war acht Tage später und der Augsburger Michaelsmarkt am 29. September usw. In Bezug auf die Nördlinger Messe aber lag sie um so schlechter, denn deren Pfingstmesse begann am Samstag **nach** Pfingsten und dauerte gleichfalls 14 Tage. Man glaubte dinkelsbühlerischerseits wahrscheinlich, durch die eigene Messezeit unmittelbar vor der Nördlinger Messe damit Einfluß auf Handel und Gewerbe ausüben zu können. Aber sie übersahen offenbar dabei, daß dadurch weder die Dinkelsbühler selbst, noch andere Kaufleute auch die Messe zu Nördlingen besuchen konnten, vielleicht bedachten sie auch die starke traditionelle Anziehungskraft der Nördlinger Messe nicht, und schließlich rechneten sie wohl zu wenig mit dem Widerstand der Nördlinger selbst. Begreiflicherweise wollte das benachbarte Nördlingen wegen seines althergebrachten Rechtes eine Beein-

trächtigung seiner Messe nicht dulden, und so kam es sicherlich aus diesen Gründen 1366 zur Verlegung der Dinkelsbühler Messe von Pfingsten auf den St.-Galli-Tag, der allerdings wegen der fortgeschrittenen Jahreszeit wesentlich ungünstiger lag⁶.

Wie dem auch sei, es hatte sich wegen des anscheinend erheblichen Interesses an den Dinkelsbühler Märkten die Gewohnheit herausgebildet, daß die Stadt Dinkelsbühl, ebenso wie es Nördlingen, Rothenburg, Ansbach und andere Städte taten, für ihre Jahrmärkte eigens Markteinladungen an die interessierten Städte schickte. Falls nun durch die große Unsicherheit der damaligen Zeiten die Märkte ausfielen oder verlegt werden mußten, wurde auch das mitgeteilt. Aus diesen aufschlußreichen Nachrichten an Nördlingen⁷ wird ersichtlich, daß z. B. 1458, 1460 usw. bis 1546 der eine oder andere Dinkelsbühler Markt ausfiel. In gleicher Weise sind in den Rothenburger Missiven noch Schreiben erhalten, wonach in Dinkelsbühl 1508 der Georgsmarkt, 1516 und 1518 der Ursula-Jahrmarkt, 1519 und 1536 der Bartholomäusmarkt, 1536, 1539, 1540, 1545, 1546, 1547, dann wieder 1576, 1599 usw. einzelne Märkte verschoben oder nicht abgehalten wurden⁸. Diese regelmäßigen Nachrichten sagen aber auch, daß diese Städte zum ständigen Einzugsbereich für die Dinkelsbühler Jahrmärkte gehörten. Darum ist ein erhalten gebliebenes Schreiben von 1546 an die Stadt Nürnberg besonders wertvoll, weil in ihm die angeschriebenen Städte Nürnberg, Onoldsbach, (Wolframs)-Eschenbach, Herrieden, Wassertrüdingen, Feuchtwangen, Rothenburg, Crailsheim, Schwäbisch-Hall, Aalen, Ellwangen, Bopfingen und Nördlingen ausdrücklich genannt werden⁹. Folglich kamen dem Schreiben nach auch Kaufleute jener Städte regelmäßig auf die Dinkelsbühler Märkte. Ergänzend bestätigen dies die Eintragungen in das einzige noch vorhandene Dinkelsbühler Schuldpfandbuch. In ihm begegnen ab 1400 die ersten Nördlinger, Schwäbisch-Haller, Rothenburger, Heilbronner, 1403 die Nürnberger, 1405 Gmünder mit Fellen und Eisen, 1417 Bopfinger, dann Bürger aus Ulm, Augsburg usw. mit Handelsgeschäften in Dinkelsbühl¹⁰. Noch vielfältiger wird das Bild, wenn man die zahlreichen Grundbesitzkäufe usw., die abgeschlossenen Schuld- und Leibgedingsverträge mit fremden Bürgern auswertet, nach denen ab 1403 Bürger aus Nürnberg, Heidelberg, Schwäbisch-Hall, Weissenburg, Rothenburg, Nördlingen und sogar aus Passau nachzuweisen sind¹¹. Schließlich darf man die verwandtschaftlichen Beziehungen nach Städten und die Neueinbürgerungen erwähnen, denn letzten Endes bestätigen auch sie die vielfältigen Beziehungen dieser Städte im Nahhandelsbereich mit Dinkelsbühl.

Aber als weiteres wesentliches Ergebnis muß auch festgestellt werden, daß dieses Einzugsgebiet nur relativ wenige ansehnlichere Städte und keineswegs diesen gesamten Raum erfaßte. Damit aber kann, wie auch die Zoll- und Standgeldeinnahmen in den Rechnungsbüchern 1437—77 und die wenigen Stättgeldbücher von 1559 bis 1567 ausweisen, ganz klar ausgesagt werden, daß Dinkelsbühls Messe nicht über die Bedeutung eines größeren Jahrmarktes hinausgekommen ist und ihr damit kein wesentlicher Erfolg beschieden war¹². Ganz augenfällig wird das, wenn man sie mit den echten oberdeutschen Messestädten, wie Zuzach, Nördlingen, Linz usw. in der vielschichtigen Literatur vergleicht¹³.

Zur Vervollständigung dieser vielfältigen Wirtschaftsbeziehungen sei anschließend wenigstens jenes Quellenmaterial noch angeführt, das bestätigt, daß nicht nur fremde Kaufleute die Dinkelsbühler Märkte besuchten, sondern, daß

vielmehr die Dinkelsbühler Kaufleute, Krämer und Handwerker in noch viel stärkerem Maße durch den Marktbesuch fremder Städte eine aktive Handelspolitik betrieben.

Für die regelmäßigen Besuche der Märkte und Städte im Markthandelsgebiet durch Dinkelsbühler liefern neben den in früheren Abschnitten angeführten Einzelbelegen besonders stichhaltige Tatsachen die verstreuten Geleitsnachrichten¹⁴ in den wenigen noch vorhandenen Stadtrechnungsbüchern. Der Jahrmarktbesuch in Ellwangen wird auf diese Weise 1437, 1456, 1471, 1507, 1517, 1518, 1519, 1529, 1543 usw., in Crailsheim 1437, 1470, 1507, 1513, 1514, 1515, 1517, 1518, 1522 usw. stets mehrmals im Jahre bezeugt, aber auch für die Märkte von Feuchtwangen, Herrieden, Dombühl sind eigene Dinkelsbühler Geleite belegt¹⁵.

Damit wird die selbstverständliche Annahme, daß nicht nur diese vielen Kleinstädte Dinkelsbühls Märkte besuchten, sondern umgekehrt die Dinkelsbühler regelmäßig und in größerer Zahl auch deren Märkte besuchten, quellenmäßig erfaßt. Diese Kleinstädte gehörten eben in jeder Beziehung noch zum Dinkelsbühler Wirtschaftsbereich, in dem die Stadt der führende Wirtschafts- und Handelspartner war. Und darin lag sicherlich schon ein wesentliches Stück seiner Wirtschaftskraft.

Darüber hinaus aber war der Nahhandel mit den benachbarten gleichrangigen oder größeren Wirtschaftsplätzen auch ein starker Wirtschaftsfaktor für die Handwerkerstadt Dinkelsbühl, denn dieser Nahverkehr diente nicht nur zur Ergänzung des Dinkelsbühler Marktes, sondern in erster Linie dem eigenen Güterabsatz.

Ehe auf das nun zu schildernde Stück des Dinkelsbühler Nahhandels eingegangen wird, muß in wenigen Zeilen auf das Handelsgewerbe der Schmalzauf- und -verkäufer hingewiesen werden, denn sie gaben über die Gewerbebedeutung hinaus den Anlaß für eine heftige kriegerische Auseinandersetzung mit dem Herzog von Bayern, in deren Verlauf Dinkelsbühl 1456 belagert wurde. Der Ein- und Verkauf von Fetten, Schweineschmalz und Butter als Kaufmannsware für fremde Märkte läßt sich innerhalb der Stadt schon seit 1399 zahlreich im Schuldbuch nachweisen¹⁶, die in erster Linie auf die Nördlinger und Frankfurter Messen gingen. Bezogen wurden dabei Fette in der Hauptsache aus der näheren und fernen Umgebung. Dabei kam es scheinbar zu ausgedehnten Schmalzaufkäuferzügen und entsprechenden Geschäften, von denen besonders das Stadtrechnungsbuch von 1456 näheren Aufschluß gibt. Es wurden in jenem Jahre Boten nach Ansbach wegen der Schmalzkäufer gesandt, in Rothenburg fragte man an, wie die Dinkelsbühler Schmalzkäufer hingeführt werden sollten. Die Bopfinger lassen wissen, wie die Dinkelsbühler Aufkäufer hinkommen, und Schmalzverkäufer waren in Ellwangen und an der Jagst, wohin man mit einem Dutzend Dinkelsbühler Stadtknechte entgegenritt, weil sie „niederlagen“.

Bei Heidenheim an der Brenz wurden endlich die Dinkelsbühler Aufkäufer überfallen. Damit begann die erwähnte kriegerische Auseinandersetzung mit Ludwig von Bayern. Die Städte Bopfingen und Ulm gaben Nachrichten, wo die Dinkelsbühler niedergeworfen und hingeführt wurden; ein reger Schriftwechsel setzte mit Nördlingen ein, Graf Ulrich von Oettingen-Wallerstein wurde wegen der Schmalzkäufer angeschrieben usw.¹⁷ Inzwischen zog Herzog Ludwig von Bayern vor die Stadt, belagerte sie und zerstörte zahlreiche Dörfer, wäh-

rend Nürnberg und andere Reichsstädte benachrichtigt und um Hilfe gebeten wurden¹⁸. Mehrere Gesandtschaften gingen an den kaiserlichen Hof und zu Herzog Ludwig¹⁹, bis endlich ein Vergleich zustande kam. Wichtig aber bleibt marktwirtschaftlich, daß noch Schmalzgeschäfte 1464 auf der Nördlinger Messe erwähnt werden, und die Steuerbücher von 1468—77 sie im wesentlichen bestätigen²⁰. Die Fette gingen dabei in erster Linie auf die Frankfurter Messen, nach Nürnberg und Ulm. Und gerade Ulmer Merzlern (Kleinhändler) war erlaubt, in Dinkelsbühl Fette aufzukaufen²¹. Es spielte bei diesem Handelsgewerbe demnach der Dinkelsbühler Zwischenhandel eine Rolle, vielleicht bedingt dadurch, daß Dinkelsbühl von den großen Absatzmärkten weit entfernt war und darüber hinaus das landwirtschaftliche Hinterland, entsprechend den natürlichen Voraussetzungen, eine starke Viehwirtschaft betrieb.

Damit berühre ich neuerlich jenen Teil des Dinkelsbühler Handels, der eigentlich bereits über den Markt- und Nahhandel hinausging und ein echtes Stück Außenhandel darstellte. Die Ausführungen müssen dabei auch hier auf das Wesentliche beschränkt bleiben, und es ist nicht nötig, nochmals die schon bekannten Beziehungen bezüglich des Getreide- und Viehhandels, der Bier- und Weinzufuhren, des Fischabsatzes und auch die vielfältigen gewerblichen Nachrichten zu wiederholen. Es genügt hier zusammenfassend festzustellen, daß in erster Linie über die nahen Kleinstädte hinaus wirtschaftliche Bindungen nach dem Muswiesenmarkt bei Musdorf²², Ansbach, Gunzenhausen, Weissenburg und im weiteren Nahhandelsbereich besonders nach den schwäb. Städten Nördlingen, Bopfingen, Donauwörth, Schwäbisch-Hall, Gmünd, Aalen, aber auch weiterreichende Beziehungen bis Heilbronn, Weinsberg, Wimpfen usw. bestanden haben. Darüber hinaus wurden auch Handelsgeschäfte bis ins Elsaß, Straßburg und die Oberrheinebene, Heidelberg und das Tauber-, Main- und Rheingebiet über Würzburg, Wertheim, Mergentheim, Tauberbischofsheim und bis Frankfurt belegt. Freilich fallen letztere, zusammen mit Nördlingen, gegenüber den wichtigen Beziehungen mit den bedeutendsten Städten Ulm, Augsburg, Frankfurt und Nürnberg wenig ins Gewicht.

Die frühesten Dinkelsbühler Gewerbenachrichten sind Handelsbeziehungen mit den überragenden Fernhandelsplätzen Ulm und Augsburg. Was 1379 Peter und Ulrich Stammer allerdings mit Hans Arnold von Dinkelsbühl²³ eigentlich handelten, ist nicht bekannt, aber aus den später nachweisbaren Beziehungen ist ohne weiteres zu schließen, daß über Ulm und Augsburg die Versorgung mit Spezereien, Gewürzen, Papier, Baumwolle usw. erfolgte und darüber hinaus Dinkelsbühl selbst den Anschluß an den weltweiten Fernhandel zum Absatz seiner Wolltuche usw. suchte. Erleichtert wurden diese Beziehungen, wie bereits früher dargestellt, dadurch, daß Dinkelsbühl an der von Ulmern und Augsburgern viel benützten Reichsstraße nach Frankfurt lag, die durch Quellen reichlich belegt wurde. Zahlreich sind Handelsgeschäfte aus dem 15. Jahrhundert überliefert. Erwähnt seien nur 1413 der Ulmer Peter Sticher und 1427 der Bürgermeister Ehinger bei Tuch- und Barchentgeschäften in Dinkelsbühl; außerdem bezogen das Spital und die Stadt Papier von Ulm²⁴ und im Teuerungs-jahr 1437 riesige Mengen Getreide. 1470 ging Schafwolle nach der Donaustadt, aber auch Schmalz und Butter wurden, ebenso wie Loden, dorthin verhandelt.

Die ersten Augsburger Bürger standen 1430 im Handelsgeschäft mit Dinkelsbühl²⁵ und von 1447, 1462, 1482, 1485 sind wiederholt Tuch- und Wollgeschäfte mit Augsburgern überliefert. 1462 waren sogar die Dinkelsbühler auf einer

Augsburger Messe nachweisbar²⁶. Aber auch vom 16. Jahrhundert sind Handelsbeziehungen belegt. Z. B. werden 1563 Loden nach Ulm und umgekehrt Ulmer Tuche nach Dinkelsbühl eingeführt, desgleichen laufen noch 1575 Beschwerden, daß Augsburger ihre Lodenkäufe aus Dinkelsbühl nicht eingehalten hätten, und von Augsburg wurden, wie schon früher, noch Schweine eingeführt und sogar Viehsalz bezogen²⁷. Es bedarf deshalb gar nicht erst der Hinweise auf die vielfältigen politischen Beziehungen, wie sie aus den Städtebündnissen, Reichstagen, den Botenläufen und Warnungen der wenigen Steuerbücher zu entnehmen sind, um die vielfältigen Beziehungen zu unterstreichen.

Mit Ulm und Augsburg wetteiferte an Bedeutung für Dinkelsbühls Handel und Gewerbe das fränkische Wirtschaftszentrum Nürnberg. Dorthin scheinen nach meinem Gesamteindruck die Handelsbeziehungen im Gegensatz zu Ulm und Augsburg im 14. Jahrhundert nicht sehr rege gewesen zu sein, obwohl die ersten Nürnberger Zollfreiheiten gerade mit den oberrheinischen Städten Speyer und Worms bestanden und deshalb eigentlich diese West-Ost-Beziehungen auch Dinkelsbühl mit erfaßt haben mußten. Sie verstärkten sich aber im 15. Jahrhundert, sind schließlich im 16. wesentlich bedeutender als nach Süden und zeigen mit aller Deutlichkeit wieder einmal den Wandel in den raumwirtschaftlichen Beziehungen²⁸.

Unter Verzicht auf die zahlreichen politischen Nachrichten, die am besten ab 1400 den Nürnberger Briefbüchern zu entnehmen sind, seien wenigstens einige aufschlußreiche Gewerbenachrichten zusammengestellt. Schon 1403 schuldete H. Nagel einem Nürnberger Lederer 190 lib Heller, 1408, 1409, 1410, 1412 usw. hingegen haben Nürnberger Bürger Schulden nach Dinkelsbühl²⁹. 1404 erbat der Rat zu Dinkelsbühl auch den Pflastermeister, zwischen 1419 und 1423 bestanden gemeinsame Interessen wegen bayerischer Zollbeschwerden, und in der Zeit zwischen 1428 und 1430 tauchten in beiden Städten falsche Gulden auf, die gegenseitige Maßnahmen erforderten³⁰. 1422 und 1437 gingen wiederholt Dinkelsbühler Waren, besonders Barchente, nach Nürnberg, und es wurde die Heilumsmesse besucht³¹. 1438 hatten einheimische Bürger wiederholt Geschäftsschulden an Nürnberger, und endlich gestattete der Rat zu Nürnberg, daß die Dinkelsbühler Schreiner ihre Waren feilhalten könnten³². Ab 1464 verkaufte das Spital nach Nürnberg wiederholt Gerste. Dabei muß es sich um Braugerste gehandelt haben, denn bei einem dieser Verkäufe erscheint als Rückfracht Nürnberger Bier, das in den folgenden Rechnungsbüchern wiederholt erwähnt wird. Man brachte ebenso Öl, Wachs, Honig, Heringe, Lichter usw. mit; häufig werden auch Gewürze, Hirse, Safran, Pfeffer und andere Spezereien genannt, die von Nürnberg kamen³³.

Um die Wende zum 16. Jahrhundert hatten sich offenbar die Beziehungen noch mehr gefestigt. 1501 kauften Dinkelsbühler Metzger in Nürnberg Ochsen, man erhielt Auskünfte über Honigkäufe usw., 1502 wollte ein Sporermeister nach Dinkelsbühl, 1503 zog ein Nürnberger Barbier zu, und es wurde ein Visierer angefordert, endlich fragte man über verschiedene Münzwerte nach³⁴. Und so ließen sich die Gewerbe- und Handelsnachrichten, besonders aus den Spitalrechnungen, beliebig vermehren. Das Spital holte dabei in erster Linie Gewürze, Honig, Stockfisch, Heringe usw.³⁵. Im 16. Jahrhundert schien Nürnberg auch der Dinkelsbühler Metallieferant gewesen zu sein. Zwar wurden schon 1476, 1486 usw. Eisenkäufe und Korrespondenzen erwähnt³⁶, und die alte Noris lieferte wiederholt Waffen und Salpeter³⁷, doch häufen sich seit der Wende

zum 16. Jahrhundert die Nachrichten. 1515 fragen u. a. auch die Dinkelsbühler Kannengießer wegen Zinnpreisen nach³⁸, und von 1532 sind Briefe eines Nürnberger Meisters an einen hiesigen Kannenschmied bezüglich Werkeisen- und Schienenkäufe erhalten³⁹.

Aber auch Sichelu gingen schon 1523 und 1575 schockweise nach Nürnberg⁴⁰, und zwei Jahre später beschwert sich das Dinkelsbühler Sichel schmiedehandwerk über Nürnberger Schmiede, die falsche Herkunftszeichen, nämlich Dinkelsbühler, verwendeten⁴¹. Daneben sind Nachrichten, das Wolltuchgewerbe betreffend, besonders häufig. 1555 kaufte z. B. ein Dinkelsbühler für 164 fl. Schafwolle, und auch das Handwerk wendet sich wegen Wollkäufe nach Nürnberg, 1556 erbittet man von Dinkelsbühl Nachricht wegen der Verwendung von Tuchresten und schreibt über verschiedene Irrungen im Handwerk, 1559 abermals wegen der eingerissenen Wollaufkäufe und Wollfälschungen, wobei man sich in dieser gemeinsamen Sache an den Reichstag zu Augsburg wenden wollte, und schließlich ist ein Urfehdebrief für einen Nürnberger Kaufmann erhalten, weil ein Dinkelsbühler seine erkaufte Wolle aus Nürnberg nicht bezahlte; und noch 1575 haben hiesige Bürger Wollschulden⁴². Selbst wegen des schlechten Färberwads, der aus Nürnberg bezogen wurde, beschwerten sich Nördlinger und Dinkelsbühler⁴³. Weitere Belege, auch über andere Handwerke, z. B. das Hutmachergewerbe oder die Rotgerber und Lederer ließen sich anführen⁴⁴.

Wirtschaftsgeographisch werden diese speziellen Beziehungen zu Nürnberg verständlich, weil Nürnberg über das gesamte Spätmittelalter hindurch bis in die Neuzeit sowohl im Metallhandwerk wie auch im Textilgewerbe unbestritten die führende Rolle in Franken spielte. In diesen Gewerbezweigen war Nürnberg auch auf der Nördlinger Messe maßgebend beteiligt und vertreten⁴⁵, so daß ein Teil der Dinkelsbühler Handelsbeziehungen mit Sicherheit über den Umweg der Nördlinger Messe getätigt wurden.

Eine noch größere Zugkraft und Bedeutung hatten im Spätmittelalter für Dinkelsbühls Gewerbe und Handel die beiden Messestädte Nördlingen und Frankfurt. Beide besaßen althergebrachte, privilegierte Messen, noch ehe Dinkelsbühl seine eigene Messe erwarb. Deshalb ist es auch verständlich, daß Dinkelsbühls Messe ohne Tradition wenig Erfolg beschieden war und nur zum Range eines größeren Jahrmarktes aufsteigen konnte. Nördlingens Messe dagegen war im 14. und 15. Jahrhundert nicht nur ein sehr rege besuchter Markt, sondern hatte Landschaftsbedeutung⁴⁶. Hier trafen sich zur Meßzeit die Kaufleute aus dem gesamten oberdeutschen Raum zum Austausch ihrer Waren und zur Regelung ihrer Zahlungsverpflichtungen. Daneben erschienen Bauern und Handwerker aus dem ausgedehnten Hinterlande zum Kauf oder Verkauf von allen möglichen Rohstoffen und Fertigwaren. Infolgedessen kam es zu einem Marktangebot aller erdenklichen Erzeugnisse und Rohmaterialien. Selbstverständlich nahmen auch die Dinkelsbühler regen Anteil am Meßverkehr und -geschäft, und das insbesondere deshalb, weil die Entfernung nach Nördlingen mit 30 km so gering war, daß nicht nur die Kaufleute dorthin konnten, sondern auch die Handwerker und das „gemeine Volk“ in Massen, um einzukaufen und sich zu belustigen.

Auf die Messe wurden nach überlieferten Aufzeichnungen die Dinkelsbühler 1429, 1434, 1437, 1443, 1448, 1456 usw., aber auch 1513, 1514, 1517 und bis weit über die Mitte des 16. Jahrhunderts hinaus durch eigene Stadtknechte geleitet⁴⁷, und

man kann sich recht gut den schier endlosen Zug von Kaufmannswagen, Reihigen und lustigem Volk vorstellen, der nach Nördlingen strömte. Diese, freilich erst seit 1429 belegten Geleitzüge lassen sich aus den Nördlinger Archivbeständen für die Jahre 1435, 1437, 1452, 1460, 1465 usw. ergänzen⁴⁸ und zeigen so recht, wie rege im Spätmittelalter die Beziehungen zu Nördlingen waren. Aber bereits mit dem Einsetzen der ersten Pfandbucheintragungen in Dinkelsbühl und Nördlingen werden die Gewerbe- und Handelsbeziehungen auch durch Einzelbelege faßbar. Der erste derartige Eintrag stammt von 1395, wo die Nördlinger Ulin Groß und Jos Lauinger 13¹/₂ fl. an Johann, den Stadtschreiber zu Dinkelsbühl, schuldig blieben; und dann folgen viele Einzelbelege für Leder-, Tuch- und andere Geschäfte⁴⁹.

Mit welchen Handelsgütern sich Dinkelsbühl regelmäßig auf der Nördlinger Messe eindeckte, überlieferten bezüglich der Lebensmittel die erhaltenen Spitalrechnungsbücher ab 1453, in denen alljährlich Ausgaben für Gewürze, wie Pfeffer, Muskat, Nelken, Safran, Ingwer, ebenso für Öl, Wachs, Hirse, Reis, Mandeln und welschen Wein erscheinen, die auf der Nördlinger Messe gekauft waren⁵⁰. Aber auch fremde Tuche, Waid zum Färben, Baumwolle, Eisenschienen und Bleche als Rohstoffe für die verschiedenen Dinkelsbühler Handwerke wurden gebracht, auf die im einzelnen an dieser Stelle nicht mehr eingegangen werden kann⁵¹. So sieht man, wie Dinkelsbühl seinen eigenen Markt über den Meßhandel mit fremden Erzeugnissen und Rohstoffen ergänzte.

Wesentlich wichtiger aber war Nördlingen für Dinkelsbühl als Absatzmarkt. Erinnert sei hier nochmals an die vielen Fischverkäufe, die Lieferungen von Fellen und Häuten, Schmalz, Butter usw. Darüber hinaus brachte insbesondere das Dinkelsbühler Handwerk seine Fertigwaren auf die Messe. Voran standen das ganze Spätmittelalter hindurch die Dinkelsbühler Grautuche, Loden und gefärbten Wolltücher. Mit dem Aufkommen der Baumwollweberei gingen auch die Barchente Dinkelsbühler Zeichens auf die Messe. Das ging u. a. auch aus den zahlreichen Barchentgeschäften, Lieferungszielen, Pfandschaften, Verlagsgeschäften und den Verkäufen direkt auf der Nördlinger Messe hervor⁵². Wie groß das Absatzvolumen des Dinkelsbühler Textilgewerbes war, läßt sich nicht mehr feststellen. Es liegt aber, dank des reichhaltigen Nördlinger Archivs und zahlreicher Einzelhinweise aus Dinkelsbühler Beständen wenigstens so viel Material vor, daß man die Zahl der Tuchhändler zum überwiegenden Teil erfassen kann. Wie schon früher erwähnt, konnten um 1470 bis zu 75 Dinkelsbühler namentlich ermittelt werden und sie begegnen über Jahrzehnte hindurch immer wieder. Schon seit der Mitte des 15. Jahrhunderts stellen sie sogar die weitaus stärkste Gruppe unter den Tuchhändlern der auf der Messe vertretenen Städte⁵³. H. Ammann vermutet daher, daß die gesamte Zunft Dinkelsbühls auf die Messe zog⁵⁴. Aber durch genaue Namensvergleiche mit den Steuerbüchern usw. konnte nachgewiesen werden, daß nur die führende und finanziell fundierte Gruppe der Bürger im Textilgewerbe und -handel war. Weil nun aber in Nördlingen der Meßverkehr mit einheimischen, besonders oberdeutschen Tuchen die Masse ausmachte, waren die Dinkelsbühler mit ihren Wollstoffen als Marktlieferanten an führender Stelle, und ihr Umsatz muß damit beachtlich gewesen sein.

Ähnliche Parallelen finden sich diesbezüglich beim eisenverarbeitenden Gewerbe, besonders dem Sichel- und Sensenschmiedehandwerk. Sie holten wenigstens einen Teil ihrer Schienen usw. aus der Messe im Verkehr mit

Nürnberger und Sulzbacher Eisenhändlern und tauschten dagegen ihre Erzeugnisse ein⁵⁵. Und, wie gleichfalls schon betont, steigerte sich um die Wende zum 16. Jahrhundert der Sichelhandel sehr erheblich, wobei ebenfalls die Dinkelsbühler eine bedeutende, wenn nicht die beherrschende Rolle gespielt haben.

Überblickt man in der Gesamtheit die mannigfaltigen Wirtschaftsbeziehungen zu Nördlingen, so muß man feststellen, daß Nördlingen als Messeplatz für Dinkelsbühls Gewerbe und Handel von ungeheurer Bedeutung war und das wichtigste Bindeglied zwischen der Handwerkerstadt Dinkelsbühl und dessen Absatzgebieten im oberdeutschen Raum überhaupt war, ja die Messe erschloß geradezu Dinkelsbühls weitläufigen Absatzmarkt erst für seine bedeutenden Textilgewerbe und das Sichelschmiedehandwerk. Diese Tatsache ist für die Wirtschaftsform der Handwerkerschaft Dinkelsbühl ein nicht hoch genug einzuschätzender Umstand, weil auf diese Weise die gewerbliche Struktur stark angeregt, aber auch einseitig bestimmt wurde, indem das Fernhandelsbedürfnis der Stadt Dinkelsbühl durch die nahe Nördlinger Messe praktisch ersetzt wurde.

Die vorhandene Lücke in den Wirtschaftsbeziehungen zwischen Mittel- und Niederrhein schlossen Dinkelsbühls Handelsbeziehungen zur Messestadt Frankfurt. Ihre Blüte begann in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, und bald trafen sich dort nicht nur die Kaufleute Mittel- und Oberdeutschlands, sondern aus den Niederlanden und den deutschen Küstenstädten bis weit in den Ostseeraum hinein. Alle bedeutenderen Städte beschickten deshalb Frankfurts Fasten- und Herbstmessen mit ihren Kaufleuten, so auch die Mittelstadt Dinkelsbühl. Fördernd für diese Wirtschaftsbeziehungen waren für Dinkelsbühl zweifelsohne seine Lage an der bedeutenden Nord-Süd-Straße zwischen Ober- und Mitteldeutschland. Es braucht hier nur an die Geleitsbriefe aus dem Jahre 1335 oder das Tuchabstellen von 1392 erinnert zu werden. Ulmer und Augsburger benützten eben regelmäßig auch diese Straße nach Frankfurt und umgekehrt taten es auch Frankfurter Kaufleute bei ihrem Handel mit diesen Städten oder zum Besuch der Nördlinger Messe, wie der Überfall von 1370 bei Dinkelsbühl belegt. Sicher schloß sich die Dinkelsbühler Kaufmannschaft den großen Waren- und Geleitszügen der Ulmer und anderen Kaufmannschaften an. Im Dinkelsbühler Archiv begegnet man mit dem Einsetzen der Quellen ab 1399 darum auch laufend und recht vielfältig diesen Beziehungen zur Frankfurter Messe. Insbesondere waren es Warenlieferungen und Schuldverpflichtungen für eine der Frankfurter Messen. Dabei standen Grautuche, Loden, Schmalz und Fette an erster Stelle; mit dem Aufkommen der Dinkelsbühler Barchentweberei gingen auch Barchente alljährlich nach Frankfurt, ebenso werden im 15./16. Jahrhundert Sicheln in größerer Zahl auf diesen für Mitteleuropa wichtigsten Meßplatz gebracht.

Weitere Belege für den Verkehr mit Frankfurt fanden sich in den wenigen noch vorhandenen Stadtrechnungsbüchern, wobei sich die Dinkelsbühler selbst nicht nur um die Sicherheit und den Geleitschutz durch die Markgrafen von Brandenburg kümmern mußten, übrigens nicht immer mit Erfolg, sondern darüber hinaus sich als Vermittler zwischen den Frankfurtern und dem niederen Adel, der gerne Raubüberfälle machte, einschalteten. Regelmäßig ging man auch den Dinkelsbühler Kaufleuten auf der Frankfurter Messe geleitshalber entgegen, dabei wurde in der Hauptsache die Reichsstraße über Craillsheim benützt. Wie groß die Unsicherheit damals war, ergänzt ein Schreiben

der Ulmer von 1440 an die Städte „an der fränkischen Straße“ wegen des Geleites für die Frankfurter Messe. So zeigt das alles, daß seit dem 14. Jahrhundert regelmäßig eine größere Zahl Dinkelsbühler Kaufleute die Frankfurter Messen besuchten, um dort in erster Linie einen Absatzmarkt für ihre Waren zu finden. Selbstverständlich wurden als Rückfracht die verschiedensten Güter gebracht. Neben Heringen, Bücklingen und Wein waren es in erster Linie wohl Tuche aus dem mittelhheinischen Tuchbezirk und die weltbekannten feinen Stoffe aus dem flandrischen Raum, denn wie anders konnten sonst Londoner, Brüggesche, Leidensche, Yperische usw. Tuche bekannt sein, wie sie in der Tuchschererordnung für das Meisterhandwerk zu scheren waren. Leider konnten die Frankfurter Quellen durch mich bislang noch nicht ausgewertet werden, aber es ist sicher anzunehmen, daß sich von dort aus die Beziehungen ergänzen ließen.

Auf der Frankfurter Messe pflegten jedoch auch die Dinkelsbühler Kaufleute alle möglichen, irgendwo abgeschlossenen Handelsgeschäfte abzurechnen. So jedenfalls muß man die häufigen Eintragungen in das Pfandbuch verstehen, wo z. B. Dinkelsbühler mit Rothenburger, Nördlinger, Gemünder, Augsburger usw. Kaufleuten ihre Zahlungsverpflichtungen auf eine der Frankfurter Messen festsetzten. Damit war eine der Frankfurter Messen auch für Dinkelsbühl der beliebteste Zahlungs- und Abrechnungstermin. Wichtiger jedoch war die Messe als Einkaufs- und Absatzmarkt für Dinkelsbühl, und man darf mit noch größerem Recht gerade hier sagen, daß damit vielleicht der Anschluß an den weltweiten Fernhandel noch mehr erfolgte als auf der Nördlinger Messe.

Sehr interessant wäre es zu wissen, ob außerhalb der Frankfurter und Nördlinger Messe die Dinkelsbühler auch als Fernkaufleute in den Donauraum, nach Oberitalien, Frankreich oder rheinabwärts bis in die Niederlande verkehrten. Ausreichende Hinweise finden sich nicht, während für Nördlingen es H. Ammann quellenmäßig belegen konnte⁵⁶. Die einzigen Nachrichten, die ich finden konnte, weisen aus, daß Dinkelsbühl noch 1575 Handelsbeziehungen nach den Niederlanden und im Bodenseegebiet bis Schaffhausen hatte⁵⁷. Gewerbe- und Handelsbeziehungen zum Odenwald, nach Straßburg, Rastatt, Bayern und Oberösterreich hingegen wurden früher schon belegt. Doch möchte ich nach der Quellenlage und der gesamten Struktur der Dinkelsbühler Wirtschaft, sowie der Tatkraft und steuerlichen Veranschlagung der Bürger annehmen, daß es in Dinkelsbühl im ausgehenden Mittelalter kaum mehr Fernkaufleute gab, denn sonst hätten wohl auch Dinkelsbühler Ratsherren, unter ihnen die bedeutenden Namen Egen, Bägelin, Werntzer, Zollner, Goldbach u. a. wegen des gegen sie verhängten Kirchenbannes die auferlegte Romfahrt auf sich genommen.

Ganz allgemein zeigen damit seit dem Ende des 14. Jahrhunderts die Quellen bis über das ausgehende Mittelalter hinaus, daß Dinkelsbühl ein sehr vielfältiges und reges Gewerbe- und Handelsleben hatte, das in irgendeiner Weise die gesamte Stadtbevölkerung erfaßte. Dabei spielten der Marktverkehr und Nahhandel eindeutig die führende Rolle, wobei Dinkelsbühl, besonders durch die Beziehungen mit dem nahen Nördlingen und seiner Messe, alle notwendigen Zufuhren und besonders auch die Erzeugnisse des Fernhandels

vermittelte. Durch den marktwirtschaftlichen Anschluß an die Großstädte Ulm und Augsburg im Süden, Nürnberg im Osten und Frankfurt im Norden erreichte es endlich die Verkettung mit dem weltweiten Fernhandel und verknüpfte sich dadurch mit den wichtigsten süddeutschen Beckenlandschaften. Da Dinkelsbühl ohne jene unternehmungslustige Kaufmannschaft war, ist sicher, daß der Fernhandel keine wesentliche Rolle für die Wirtschaftsstruktur Dinkelsbühls spielte. Damit erschöpften sich seine Wirtschaftsbedürfnisse und -beziehungen im geschilderten Rahmen des Markt- und Nahhandels, und es bewahrte so den bereits eindeutig herausgestellten Charakter einer Handwerkerstadt.

IV. Das Bild der Stadt Dinkelsbühl

Entstehung und Werdegang der Stadt, aber auch die Leistungen ihrer schaffenden Bürger, so wie sie in den verschiedenen Betrachtungsweisen erschlossen wurden, fanden damals einen die Zeiten überdauernden Niederschlag im Gesamtbild der Stadt und der umliegenden Kulturlandschaft. In ihnen vereinigt sich das kulturelle Schaffen der Stadtgemeinde im wechselnden Auf und Ab der Zeiten eigentlich bis in die Gegenwart. Was aber Dinkelsbühl in dieser Hinsicht besonders auszeichnet, ist der Umstand, daß gerade der geschlossen bebaute Wirtschafts- und Siedlungskörper des Mittelalters in seiner Gesamtheit so vollständig und reizvoll erhalten blieb, wie man es in Süddeutschland kaum mehr findet, und die Stadt damit zu einem der hervorragendsten Denkmäler einer alten deutschen Stadt überhaupt wurde. Darum und aus dem Bestreben, im Leser das Verständnis für den mittelalterlichen Menschen und seine schöpferischen Leistungen zu wecken, sei schon an dieser Stelle das Bild der Stadt betrachtet.

a. Grundriß und Stadtentwicklung

Das rohe Gerüst der Stadt ist ihr Grundriß. Dessen älteste Formelemente wurden bereits in früheren Kapiteln erörtert. Es waren die leicht geschwungenen Linien der beiden sich kreuzenden Hauptstraßen, denen sich im Zuge einer geländebedingten und zweckgewollten Aufteilung die Baublöcke der Altstadt anschlossen. Im Straßenkreuz und den marktartig erweiterten Ausfallstraßen kam ihre Bedeutung für den Nah- und Fernhandel, aber auch für das städtische Marktleben zum Ausdruck, und in der so sorgfältig durchdachten Gesamtanlage konnte man unschwer über das natürlich Gewachsene hinaus einen zweckbestimmten Gründungsakt sehen. Nach den geschichtlichen Befunden mußte er im 12. Jahrhundert stattgefunden haben.

Kaum zwei Jahrhunderte später war der Raum dieser Altstadt schon zu eng und zu den außerhalb der Stadt liegenden Mühlen, Hospital- und Deutschherrengebäuden, Wegekapellen usw. kamen neue Siedlungselemente.

Nachdem schon weiter oben wahrscheinlich gemacht wurde, daß die Ummauerung der Altstadt an der Wende zum 14. Jahrhundert im wesentlichen abgeschlossen war, gehen die Anfänge der Vorstadtbildung wohl bis ins erste Viertel des 14. Jahrhunderts zurück, und es wuchsen dann beiderseits der Fernstraßen die Häuserzeilen zu geschlossenen Vorstädten heran. Leider fehlen, wie so oft für Dinkelsbühl, wieder einschlägige Quellen und man ist gezwungen, Vergleiche, besonders mit der Nachbarstadt Nördlingen, zu ziehen. Dort werden zum Beispiel 1318 Bürgerhäuser vor den Toren genannt, und in einem Ungeltprivileg des späteren Kaisers Ludwig des Bayern von 1327 wird von „allenthalben groz Vorstet“ geredet, die sich gebildet hatten, und er

empfiehlt und befiehlt sie mit Graben, Mauern und anderen Bauten zu umfassen. Soweit aber war es keinesfalls schon bei Dinkelsbühl! Und da Nördlingen in seiner Bedeutung und Entwicklung Dinkelsbühl stets voraus war und darüber hinaus die ersten urkundlichen Anzeichen einer ausreichenden Befestigung der Dinkelsbühler Vorstädte aus dem letzten Viertel des 14. Jahrhunderts stammen, lag auch die Periode des ersten und zugleich letzten städtischen Wachstums ausschließlich in diesem Jahrhundert. Der aus staufischer Zeit stammenden Altstadt, nun als Innenstadt bezeichnet, wurden damals das Nördlinger, Rothenburger, Segringer und Wörnitzviertel als Vorstädte angegliedert und mit einer gemeinsamen Befestigung umgeben. Sie ist in ihren Mauerwerken, Toren und Türmen bis heute erhalten geblieben, während die erste Umwallung nur noch beiderseits des Wörnitztores in den alten Mauerresten und an einigen anderen Stellen zu erkennen ist (siehe Seite 36).

Untersucht man diese neu umwallte Fläche, so findet man, daß die Stadterweiterung von 12 ha auf nunmehr 48 ha Fläche kein besonderes Ausmaß hatte. Die Innenstadt beherbergte auch weiterhin als dicht bewohnter Teil fast die Hälfte der Stadtbevölkerung, insbesondere aber lebte hier die wohlhabende Bürgerschicht. Darum war ihr Steueraufkommen auch größer als das sämtlicher Vorstädte zusammen. 1437 sind z. B. in der Wörnitz-Vorstadt 26, der Segringer 151, der Rothenburger 132 und Nördlinger Vorstadt 246 Steuerzahler, in der Innenstadt dagegen allein 405⁴. Ihre größere Wohlhabenheit offenbart sich bis in unsere Tage in den stattlichen Handwerker- und Patrizierhäusern. Schließlich blieb diese Altstadt auch ausschließlich der Bereich der Wochen- und Jahrmärkte.

Unter den neu einbezogenen Vierteln ist die Wörnitz-Vorstadt zu allen Zeiten am dichtesten bebaut gewesen, weil sie, bereits in der Talaue liegend, mit 0,9 ha Fläche sehr klein war. Sie scheint auch die älteste Vorstadt zu sein, wiewohl sie sehr spät, nämlich erst im Jahre 1400 als solche genannt wird. Glücklicherweise aber ist von 1344 ein Kaufbrief wegen eines Gartens erhalten, der „enhalben der langen brucken“ lag². Gemeint ist die Wörnitzbrücke. Damals aber war das heutige Wörnitztor mit seinen Buckelquadern schon ein Jahrhundert erbaut und mit ihm auch der Mühlgraben davor, in den die übrigen Gräben der Stadtbefestigung samt den Abwässern liefen. Und nun erschiene es sehr unglaublich, wenn man behaupten wollte, daß die 100 m breite Talaue zwischen „langer Brücke“ und der „kurzen Brücke“ über den Mühlgraben nicht damals schon überbaut gewesen wäre. 1378 werden dann auch Häuser und sogar die Badestube „zwischen den brucken“ erwähnt³. Eine eigentliche Befestigung, abgesehen vom äußeren Wörnitztor, das um 1430 bereits stand⁴, hatte die Wörnitz-Vorstadt jedoch nie, und auch der Merianstich zeigt nur eine Mauer ohne Wehrgangaufsatz und Palisaden.

Die Nördlinger Vorstadt hingegen stellte mit 8 ha die größte bebaubare Fläche. Bemerkenswerterweise aber hatte dieses Viertel, das im Süden hangwärts über die Roßmühle bis zum Deutschordenshof reichte, im wesentlichen nur je eine Häuserzeile beiderseits der Langen Gasse, früher Büttnergasse geheißen, und der Nördlinger Straße. Die Bebauungsdichte war also gering, und die erhaltenen Archivalien berichten immer wieder von Baumgärten usw., so daß fast mehr offenes Land vorhanden war als überbaute Fläche. Dieser auffällige Tatbestand führt aber keineswegs auf außergewöhnliche Bodenverhältnisse zurück, auch nicht auf Zerstörungen durch Brände oder Kriege,

sondern ist eine nachgeprüfte Tatsache seit der Stadterweiterung um die Wende zum 15. Jahrhundert. Die einzigen Gründe hierfür könnten deshalb darin gesucht werden, daß die Nördlinger Vorstadt zuletzt befestigt wurde und deswegen zum Siedeln wenig gefragt war, aber es stagnierte im 15. und 16. Jahrhundert das Bevölkerungswachstum allgemein und der durch die Stadterweiterung geschaffene Raum blieb zu groß. Übrigens ist das Nördlinger Viertel bis heute der bäuerliche Stadtteil mit durchaus ländlichem Charakter geblieben.

Die Segringer Vorstadt zieht sich am westlichen Talhang hinauf; hier lagen die 1378 gestiftete Kapelle zu den Hl. Drei Königen sowie das 1363 gegründete Seelhaus. Zur Zeit der Stadterweiterung gehörten außer den Häuserzeilen beiderseits der breiten Straße auch noch die Hanglagen jenseits des alten Stadtgrabens vom Grünen Turm bis zum Deutschordensschloß dazu. Dieses wurde durch einen Vertrag zwischen der Deutschordenskommande und der Stadt im Jahre 1390 von der Rothenburger Vorstadt in die Segringer Vorstadt am Dönersberg verlegt⁵, zu einer Zeit, als die günstigen Hanglagen bereits vergabt und teilweise überbaut waren. Am kräftig ansteigenden Gelände hingegen waren Baumgärten oder standen die Rahmen der Tuchmacher, denn die Bodenverhältnisse bereiteten der Überbauung und entsprechenden Straßenentwicklung besondere Schwierigkeiten.

Neben der Wörnitz-Vorstadt war von jeher das Rothenburger Viertel, auf ebenem und hochwasserfreiem Gelände liegend, am dichtesten bevölkert. Es wird 1372 bereits als Vorstadt bezeichnet, und in ihr nahm die östliche Straßenseite vom inneren bis zum äußeren Stadttor schon damals die Hospitallage ein; sie bildete einen großen geschlossenen Komplex (s. S. 102) und wurde um 1380 teilweise auf dem Grunde des abgebrochenen Deutschherrengebäudes neu errichtet⁶. Die westliche Straßenseite hatte ebenfalls nahezu quadratische Fläche und wurde durch die vier Schmiedsgassen: Obere, Obere mittlere, Mittlere und Untere Schmiedsgasse, in ganz schmale Zeilen gegliedert, deren Häuserreihen keine Gärten und nur sehr geringe Hofflächen hatten. Es erscheint deshalb, als ob eine intensive Bebauung erst lange nach der Erweiterung erfolgt wäre, als sich das Handwerk der Sichel- und Sensenschmiede stark ausbreitete und in seiner Produktionskraft entfaltete. Man muß geradezu an eine planmäßige Anlage denken, die Mitte des 16. Jahrhunderts sicher schon bestanden hat, denn das Hirtenschaftsbuch von 1570, ein Kanzleiband von 1575 und das noch fünf Jahre jüngere Steuerbuch⁷ bestätigten die Schmiedsgassen und nennen bekanntermaßen Dutzende von Schmieden.

Ein letzter Rest jener handwerklichen Betriebsamkeit hat sich bei zahlreichen Häusern noch als sehr große Tordurchfahrten und Tennen erhalten, sonst bergen die Erdgeschosse heutzutage Werkstätten, Stallungen oder Vorratsräume. Die planmäßige Bebauung läßt sich vielleicht auch an der Gesamtanlage der Oberen-mittleren Schmiedsgasse erkennen, die keine Fortsetzung zum Russelberg hat, also möglicherweise nachträglich eingeschoben wurde, weil auch die Häuser dieser Zeile keinerlei Hofräume besitzen. Allerdings gehen sie baugeschichtlich nachweisbar bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts zurück.

Weitgehend unbenutzt blieben im Mittelalter dagegen die Hanglagen vom Russelberg über Floch-, Nestleins- und Dönersberg bis zum äußeren Nördlinger Tor. Klar liegt das für den Russelberg mit dem Kapuzinerkloster auf der Hand, denn dieses wurde erst 1622 als großer Komplex auf freiem städtischen Grund errichtet. Es ist übrigens dieselbe Örtlichkeit, wo 1424 und später beim „hohen Turm“ Gärten mit Tuchrahmen standen⁸. Fast ebenso steil sind die Geländeverhältnisse auf der westlichen Hangseite, etwa bei der schon 1400 genannten Roßmühle. Aber auch hier waren meist Baum- und Rahmgärten⁹. Somit war die Bebauung der Hänge im ganzen sehr lückenhaft.

Rückschauend kann nunmehr festgestellt werden, daß bei der Stadterweiterung Ende des 14. Jahrhunderts für die Zukunft ein großer Raumbedarf eingeplant worden war, der aber seit dem ausgehenden Mittelalter nicht mehr gebraucht wurde. Selbst das 16. Jahrhundert mit Bevölkerungszuwachs und seiner intensiven bürgerlichen Bauperiode ist nicht in der Lage gewesen, den Raum auszufüllen. So blieben die Verhältnisse über den Dreißigjährigen Krieg hinweg bis in das 20. Jahrhundert, wie ja auch die Karte von 1698 und die verschiedenen Katasterpläne erkennen lassen. In Wirklichkeit aber war nicht nur allein wegen der Vorstädte und des künftig erforderlichen Raumbedarfs geplant worden, sondern die neue Mauerführung mußte auch der veränderten Kriegs- und Feuerwaffentechnik entsprechend angepaßt werden. Aus strategischen Gesichtspunkten heraus schob man deshalb die Befestigung hangwärts möglichst dicht an die Höhe des oberen Muldenrandes heran, ohne dabei freilich allzuviel freien und unbebaubaren Raum als Hanglagen zu umschließen. Besonders deutlich ist dies aus der Nordmauerführung ersichtlich, die zwischen Segringer und Rothenburger Tor liegt und wo mit intuitiver Sicherheit weder zu viel noch zu wenig neuer Raum einbezogen und durch Ausheben und Aufschütten eines doppelten Systems von Wällen und Gräben gesichert wurde. Nach denselben Gesichtspunkten ist die gesamte Westanlage mit Mauerführung und Wallanlagen ausgebaut worden. Man scheute dabei die enormen Erd- und Mauererarbeiten nicht, um einer möglichen Beschießung und Eroberung zu begegnen. Dennoch blieben Süd- und Westseite die schwächsten Punkte in der gesamten Wehranlage, wie es auch der Belagerungsplan des Ingenieurs C. H. de Osten aus dem Jahre 1648 meisterhaft demonstriert. Raumeinplanung und Mauerführung waren also nicht nur Ideen des kühnen Unternehmungsgeistes führender Köpfe im mittelalterlichen Dinkelsbühl, sondern sie wurden durch die topographischen Verhältnisse geradezu dazu gezwungen, denn sperrend und zugleich jegliche Stadterweiterung verhindernd lag auch die sumpfige Niederung der Wörnitz im Osten. Darum mußten zwangsläufig die Talhänge der Nord- und Westseite überbaut werden, um die Vorstadtzeilen einzubeziehen, neuen Raum zu schaffen und gleichzeitig der Verteidigungstechnik gerecht zu werden. Dabei entstanden hangwärts unvermeidbare tote Winkel, die heute noch ohne Straßen sind. Aber auch die merkwürdige „Schuhform“ der Stadt findet nun ihre Erklärung.

b. Die Wehranlage (siehe Abb. 5)

Die Stadtbefestigung, wie sie um die Mitte des 16. Jahrhunderts vorhanden war, ist im wesentlichen heute noch erhalten, denn Dinkelsbühl erlebte keine städtische Wachstumsperiode mehr, sofern man von dem letztvergangenen Jahrzehnt absieht. Und glücklicherweise sind die Wehranlagen dem Fortschrittsgeist zu Anfang des 19. Jahrhunderts nur bruchstückweise zum Opfer gefallen. Was bis vor drei Jahren über Dinkelsbühls Wehranlage bekannt war, verdankt die Stadt sowohl M. Neeser, der in besonderem Maße der ältesten Stadtbefestigung nachspürte, als auch dem Dinkelsbühler Chronisten aus der Biedermeierzeit, Johann Matthias Metzger. Er beschrieb in seinen Erinnerungen die Verteidigungswerke, wie er sie um 1800 noch gesehen hat. Die im Archiv liegenden Quellen und Pläne wurden jedoch erst von W. Reulein in seiner eingehenden entwicklungsgeschichtlichen Betrachtung über Dinkelsbühls Wehranlagen verwertet¹⁰.

Die ältesten Reste der Befestigung sind der Unterbau des Wörnitztores und die anschließenden Mauerpartien bis zu ihren Umbrüchen beim Dreigangturm im ehemaligen Schadschen Garten und an der Ecke Spitalgasse-Badegasse. Wie schon bekannt, sind es gut behauene Buckelquadersteine aus den letzten Jahrzehnten der staufischen Herrschaft. Spätere Jahrhunderte erforderten freilich Reparaturen an verschiedenen Stellen, so auch entlang der Spitalgasse, wo um 1560 die äußeren Buckelquader durch Polsterquader ersetzt wurden. Die übrige, wohl gut ein Jahrhundert jüngere Stadtmauer ist aus Bruchsteinen aufgeführt und gehört gänzlich zur neuen Befestigung, wie sie im Zuge der Stadterweiterung gebaut wurde. Nur die eingeschalteten Türme, Zwingerbauten und die weiteren Stadttore, nämlich das Rothenburger Tor im Norden, das Segringer Tor im Westen und das Nördlinger Tor im Süden sind festgefügte Bauten aus Sandsteinquadern. Sie geben der gesamten Stadtanlage das typische Gepräge und zugleich bekunden ihre Namen die Richtung der Straßenführung, wobei die West-Ost-Straße die weniger wichtige gewesen ist.

Das Wörnitztor aus dem 13. Jahrhundert ist frühgotisch, aber mit mancherlei baulichen Veränderungen aus späteren Jahrhunderten. Von der einstigen Vorbefestigung, wie sie am Rothenburger Tor noch erhalten ist, blieben nur Reste einer Seite stehen. Sie reichte nach dem Stiche Merians ursprünglich mit ihrem Ziegeldach bis an das zweite Obergeschoß. Aus dem Steinmetzzeichen des Hans Böringer zu schließen, ist sie zusammen mit den steinernen Pfeilern der Brücke über den Mühlgraben erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts neu aufgeführt worden. Nicht unerwähnt darf endlich bleiben, daß am diesseitigen Ufer der Wörnitz dicht vor der langen Brücke seit 1430¹¹ auch ein äußeres Wörnitztor urkundlich belegt ist. Auf Merians meisterhaftem Kupferstich gleicht es den übrigen Tortürmen. Leider wurde es 1814 zusammen mit dem äußeren Rothenburger Tor, das beim Brunnen neben der Sternwirtschaft gestanden hat, abgebrochen.

Das bis heute stehengebliebene innere Rothenburger Tor ist in seinem Unterbau spätgotisch, erhielt aber ebenso erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts seinen heutigen Baucharakter. Die eingemeißelten Jahreszahlen 1555 und 1571 in den Obergeschossen deuten darauf hin, daß auch das zweigeschossige Vortor erst um diese Zeit errichtet worden ist. Wann das Tor selbst erbaut wurde, läßt sich nicht genau feststellen, weil es bis 1405 urkundlich nicht genannt

wird¹². Möglicherweise stand es schon vor 1380, sicher um 1390. Vom Jahre 1380 blieb nämlich ein Sammelbrief des Spitals erhalten, das durch Raub und Brandschaden und besonders wegen großer notwendiger Bauvorhaben in große Schulden geraten war¹³, und im Jahre 1390 kamen die Deutschordenskommande und die Stadt Dinkelsbühl wegen des Deutschen Hofes in der Rothenburger Vorstadt, überein, den die Stadt abgebrochen und einen Teil ihrer Stadtmauer darauf gesetzt hatte¹⁴. Begreiflicherweise wird damals das Tor gegenüber dem erwähnten Mauerbau vorrangig gewesen sein, und vielleicht stand es deshalb schon 1377. In jenem Jahre kaufte das Spital nämlich ein Haus in der Rothenburger Vorstadt „am Spital gegen der stett tor gelegen“¹⁵. Abgeschlossen waren die Befestigungsarbeiten dieses Viertels jedenfalls im ersten Drittel des 15. Jahrhunderts, weil u. a. 1437 Häuser mit allem Zubehör „in Rotenburger vorstatt bey der maur“ genannt werden¹⁶.

Am stärksten hat im Laufe der Jahrhunderte das heutige Segringer Tor sein Aussehen verändert. Ursprünglich hatte es ein Satteldach und glich den anderen Tortürmen, wurde aber im Dreißigjährigen Krieg so schwer beschädigt, daß es 1651 zusammenstürzte. 1655 wurde es dann unter Leitung des welschen Baumeisters Anthonio Don im Barockstil neu erbaut. Auf diese Weise kam es zu der für eine mittelalterliche Stadt so fremden Dachlaterne. Das Segringer Tor wird namentlich 1363 erstmals erwähnt. Wahrscheinlich aber ist es das innere Tor gewesen, hingegen bezeichnet eine Urkunde von 1384 ausdrücklich das äußere Segringer Tor¹⁷. Wie lange gleichzeitig das innere Tor der Altstadt noch gestanden hat, läßt sich nicht erweisen. Weit ins 15. Jahrhundert hinein kann es mitsamt der anschließenden Altstadtmauer wohl nicht gestanden haben, denn schon 1399 werden Haus und Hof auf dem alten Graben in der Segringer Vorstadt liegend genannt¹⁸, und ein Jahr später verpfändet ein Bürger „sin nuwes Hus vor den tuschen Hus (in Segringer Vorstadt) uf den graben gelegen“¹⁹, der demnach seit Jahren eingeebnet war. In späteren Jahrzehnten wird diese Ortskennzeichnung „auf dem alten Graben“ noch öfters verwendet²⁰, und gleichzeitig auch der neue Graben indirekt erwähnt. Würdigt man die zahlreichen weiteren Einzelhinweise im Schuldbuch von 1399 über das Segringer Viertel, so liegt als Ergebnis nahe, daß diese Vorstadt um die Jahrhundertwende schon dichter bebaut und als erste unter den Vorstädten bereits mit Mauern und Graben gesichert war. Die hier im sichern Schutze lebenden Bürger arbeiteten meist im Textilgewerbe, und mancher von ihnen wird als Weber von auswärts zugezogen sein.

Baugeschichtlich blieb endlich vom Nördlinger Viertel am meisten überliefert. Die Nachrichten beginnen eigentlich schon mit dem bekannten Mühlenprivileg vom Jahre 1378, in dem Karl IV. der Stadt gestattete, zwei Mühlstätten zu errichten, wo immer man wollte. Ob damals die Wassermühle am Ende der Nördlinger Vorstadt oder die Roßmühle, mehr am Berge gelegen, errichtet wurde, wird sich nie mehr feststellen lassen. Letztere aber ist ab 1400 wiederholt erwähnt²¹ und um 1448 neu gebaut worden. Die Wassermühle dagegen erscheint 1422 erstmals in Urkunden, dürfte aber schon im 14. Jahrhundert dort gestanden sein. Ein ganz neues Licht wirft auf das Problem der Ummauerung endlich eine bislang unbekannt gebliebene Nachricht von 1410. In ihr wird bereits wegen der Mauer in der Nördlinger Vorstadt eine Übereinkunft getroffen²². Diese Tatsache ermöglicht es auch, Rückschlüsse auf das äußere Nördlinger Tor zu ziehen. 1406 wird nämlich ein Haus in der Nördlinger Vor-

stadt „bi den tor gelegen“, erwähnt, das bei vergleichender Betrachtung des Archivmaterials nur nahe dem äußeren Tor gestanden haben kann²³. In den Jahren 1425, 1426, 1432 usw. wird dann auch das innere Tor genannt als sicherer Beweis dafür, daß auch das äußere längst stand²⁴. 1432 heißt es bei einer Pfandsetzung gar „in der Nördling(er) vorstat an der alten Stadtmawr by den innern Nördlinger tor gelegen“²⁵. Damals hat also die alte Stadtmauer noch gestanden, der vorgelagerte Graben aber war längst überbaut, wie die schon zitierte Nachricht von 1400 wegen „des neuen Hauses auf dem Graben gelegen“ bestätigt und Belege von 1425 und 1427²⁶ überzeugend ergänzen. Aber erst 1443 denkt man daran, das alte Nördlinger Tor abzubrechen, weshalb der Rat einem Bürger verspricht, daß er, falls das Tor abgebrochen werde und sein Haus zerbräche, dafür 16½ fl Schadenersatz erhält²⁷. 1449 wird dann auch der längst gebaute Graben vor dem neuen Nördlinger Tor erwähnt²⁸. Um abschließend wieder zur alten Stadtmühle zurückzufinden, bleibt noch zu sagen, daß ihr Mühlenwehrgang die Jahreszahl 1490 aufweist und sie damit in ihrer heutigen Form am Ausgang des Mittelalters vollendet war. Der Westgiebel erhielt jedoch erst im Jahre 1600 die heutige Form.

Die neu erbaute Stadtbefestigung wurde über die vier Tortürme, das äußere Wörnitz- und Rothenburger Tor hinaus, noch mit einer stattlichen Anzahl von Türmen bewehrt. Unter ihnen werden 1392 und 1414 der Bauernfeind, 1422 der Melberturm, 1424 usw. ein hoher und weißer Turm genannt²⁹. Die erste vollständige Bestandsaufnahme über Tore und Türme einschließlich ihrer Bestückung stammt aus dem Jahre 1461 und führt, zum Teil namentlich, 18 Mauertürme und die 6 Tortürme auf. Auch die Viertelordnung von 1473 bestätigt sie im wesentlichen³⁰. Ein näheres Eingehen an dieser Stelle erübrigt sich, nachdem W. Reulein hierüber eine sehr aufschlußreiche Darstellung in *Alt-Dinkelsbühl*³¹ veröffentlicht hat und weiteres Material im Band IV der *Kunstdenkmäler von Mittelfranken* zu finden ist.

Reulein kann man auch vorbehaltlos zustimmen, daß die Bauperiode der großen Dinkelsbühler Wehranlage um 1435 im wesentlichen abgeschlossen war. Hingegen dürfte das Jahr 1351 als Beginn der großen Stadterweiterung und ihrer Neubefestigung mit Mauern, Toren und Türmen um ¼ Jahrhundert zu früh angesetzt sein, sofern man einen mit Sicherheit vorhandenen Schutz der Vorstädte aus Palisaden und Flechtwerk nicht schon als Befestigung im engeren Sinne des Wortes annimmt. Als Grundlage erscheint mir dabei sehr wesentlich, daß der Mauerbau der Altstadt erst um 1310 zu Ende ging, sich die Vorstädte im folgenden halben Jahrhundert erst bilden mußten und außerdem die verbürgten Nachrichten bezüglich der Vorstädte erst 1372 und der Stadterweiterung um 1380 beginnen. Endlich braucht eine Bautätigkeit diesen Ausmaßes auch viel Geld; und so beginnt sie aller Wahrscheinlichkeit nach erst mit dem Ungeltprivileg Kaiser Karls IV. vom 2. März 1372. In ihm wird auch der Verwendungszweck, es nämlich zur Befestigung der Stadt zu nehmen, klar bestimmt³². Dazu kommt, daß nach der Quellenlage bis zum Jahre 1309 zurück kein Ungelt erhoben wurde; wohl aber folgen an das obige Privileg anschließend, nämlich 1373, das Recht einen Zoll in der Stadt einzunehmen³³ und 1376 die Freiheit, bis auf Widerruf das obige Ungelt selbst einzunehmen und zu ihrem Nutzen zu verwenden, ferner für 10 Jahre Juden aufzunehmen usw.³⁴. Es sind das zweifelsohne nicht zu übersehende,

besondere Rechte und Freiheiten, um Geldmittel flüssig zu bringen. Wie Reulein schon klar erkannt hat, fällt das Ende der Ungeltprivilegien im Jahre 1435 auch im wesentlichen mit dem einstweiligen Abschluß der Wehrbauten zusammen. Und so bilden sicher die genannten Privilegien Karls IV. den eigentlichen Anfang für die intensive Bauperiode zur Errichtung der neuen Wehranlage um die Vorstädte. Darüber hinaus bedurfte es bei Reichsstädten wenigstens formal der kaiserlichen Gnade, neue Befestigungen anzulegen, die auch in Form der Ungeltprivilegien erteilt wurde. Erinnert sei deshalb nochmals an den Wortlaut der Urkunden von 1309 und 1372 und auch an die Nördlinger Freiheiten von 1327 und 1474³⁵, wo doch eindeutig die Zweckgebundenheit zum Ausdruck kommt. Möglicherweise taten die Städtekriege ein übriges zum beschleunigten Ausbau.

Daß Dinkelsbühl nicht müßig war und auch im 16. Jahrhundert alles daran setzte, seine Befestigungen immer stärker und unüberwindlicher zu machen, bezeugen die Neubauten im Vergleich mit dem schon genannten Inventarverzeichnis von 1461. Anfangs des 16. Jahrhunderts gingen demnach die Dinkelsbühler an die Aufführung der Basteien und Zwingermauern, die teils stumpf an die Tore angesetzt sind. In der Feuerordnung von 1533³⁶ werden jedenfalls auf der Westseite zwischen Segringer Tor und Nördlinger Tor schon die acht „stend der Zwinger“ aufgeführt, die heute noch kenntlich sind, während die Zwingermauern selbst nur mehr als Terrassenfutter erhalten blieben. Auch die nördliche Mauerseite vom Segringer Tor bis zum Faulturm war ihrem ganzen Verlauf nach von einem solchen Zwinger begleitet. 1533 werden denn auch schon die beiden Stände und die ehemalige Bastei des heutigen Parkwächterhäuschens genannt. Die gefütterten Innengraben dieser Stadtseite tragen jedoch beim Segringer Tor erst die Jahreszahl 1543, im Stadtpark 1544 und die zugehörige Grabensperrmauer dazwischen das gleiche Baujahr. Wann hingegen der Ehebrecherweiher und der Feuergraben entstanden, ist nicht nachweisbar. 1513 jedenfalls werden Gärten genannt „vor dem Segringer thor, uff dem Graben bey dem newen weyer“³⁷. Entlang dem Rothenburger Weiher und der Bleiche bis zum jetzigen Bleichtor reichte ein letztes Stück Zwinger, flankiert von einem mächtigen Geschützturm nahe dem Rothenburger Tor und einem offenen Geschützstand beim Bleichtoreingang. Da die weiter anschließende Ostseite Wasserschutz und mit Wörnitzvorstadt, Bleiche und Rothenburger Weiher eine Vorfeldbefestigung hatte, fehlen die Zwingerbauten und es wurde lediglich südlich des inneren Wörnitztores im Jahre 1554 ein weiterer zweigeschossiger Geschützturm errichtet. Aus derselben Zeit, um die Mitte des 16. Jahrhunderts, stammen endlich auch die Obergeschosse aller Toranlagen, die im Renaissancestil neu erbaut wurden. Damit hatten praktisch sechs Generationen in unermüdlicher und aufopfernder Arbeit ein halbes Jahrhundert vor dem Dreißigjährigen Krieg auch die schwächsten Stellen der Verteidigung mit modernen Torbauten, Zwingern und Basteien umwehrt. Darüber hinaus schützten ein doppeltes Wall- und Grabensystem oder Umflutgräben diese eigentliche Wehranlage.

Als eine Vorfeldbefestigung muß die Beringung ohne Wehraufsatz um den Rothenburger Weiher und die Bleiche angesehen werden. Sie nützte die Weiherkette des Sauwasentales, den Rothenburger und Bleichweiher sowie den Wörnitzlauf geschickt aus. Südlich schloß sich noch die Wörnitzvorstadt an und begrenzte auf dieser Seite die weiträumige Anlage. Wegen des hohen

Grundwasserstandes und der Überschwemmungsgefahr eignete sich dieses Stück versumpfter Wörnitzalaue außerhalb der eigentlichen Stadtmauer nicht zur Überbauung. So war es eine glückliche Lösung, daß man um 1425, als das Barchentgewerbe in Dinkelsbühl so richtig Fuß faßte, diese Niederung als Bleiche herrichtete. Die Kenntnisse des Nördlinger Bleichmeisters und Feldmessers taten dabei gute Dienste. So kann man annehmen, daß dieser Raum zwischen äußerem Rothenburger Tor und Wörnitzvorstadt in erster Linie aus wirtschaftlichen Erwägungen heraus umringt wurde, denn während der Bauzeit blühte neben der Tuch- und Lodenmacherei in ganz besonderem Maße die Barchentweberei. Sie bedurfte einer weiträumigen Anlage, die gleichzeitig vor Diebstahl und Raub gesichert war. Darüber hinaus gewann man zusätzlich einen breiten Schutzstreifen vor der Stadtostseite.

Über die eigentliche Stadt- und Vorfeldbefestigung hinaus griff noch eine letzte Umwallung, von Neeser³⁸ als „Stauferwall“ bezeichnet. Nach seiner Darstellung schließt er im Westen und Norden direkt an die Mauerwerke, den Zwinger und den vorgelagerten inneren Graben an und macht alles auf der so gefährdeten Landseite erst sicher. Er ist also identisch mit dem bekannten äußeren Wall und Graben, wie er im Stadtpark teilweise noch wohl erhalten ist. Seine Sohle lag so tief im felsigen Blasensandstein, daß sie dessen Wasserhorizonte anschnitt. Schließlich soll auch das System von Feuergraben und Ehebrecherweiher vor dem Segringer Tor darauf zurückzuführen sein. Bei genauer Untersuchung ergibt sich jedoch, daß Stadtmauer, Zwingeranlagen und das System von innerem und äußerem Graben miteinander eine Verteidigungseinheit bilden, wiewohl sie mit Sicherheit baulich und zeitlich hintereinander aufgeführt wurden. Was Neeser bewog, diesen äußeren Stadtwall als sehr altes Verteidigungssystem aus der Zeit um 1156 anzusehen, scheint der Umstand gewesen zu sein, daß sich sein „Stauferwall“ am Ende der Stadtnordseite beim Rothenburger Weiher von der Hauptbefestigung trennt und das Sauwasental überquert, Rothenburger Weiher, Loderanger und Bleiche umschließt und an der Wörnitz endet. In Wirklichkeit ist diese Teilstrecke aber nichts weiter als die schon oben genannte Vorfeldbefestigung. Erst jenseits des Flusses steigt der „Stauferwall“ rasch zum Ziegelbuck empor und führt dann geradlinig in Richtung Süden, biegt zur Wörnitz um und erreicht sie unmittelbar vor dem Abfall der Stadtmühle; dann schließt er sich der Mauerführung wieder direkt an. Das letzte Stück ist also in der Tat außergewöhnlich.

Wie Neeser feststellte, war auch dieses Stück mit einem Graben versehen, der unter Wasser gesetzt werden konnte. Damit hatte sie eigentlich mehr den Charakter eines Landgrabens, wie ihn viele Städte besaßen. Wegen der Länge von 3150 m und unzureichender Befestigungen konnte dieser Stauferwall nie von ausschlaggebender Bedeutung sein. Bei allen kriegerischen Ereignissen, zum Beispiel 1456 und im 16. und 17. Jahrhundert, blieb er unbesetzt liegen und wurde auch in keiner der uns überlieferten Zeichnungen aus den genannten Jahrhunderten dargestellt.

Der Name „Stauferwall“ trifft demnach für diese Verteidigungsanlage sowohl baulich als auch geschichtlich nicht zu. Erstens ist er meines Erachtens kein eigenes System, sondern gehört zur großen Wehranlage, wie sie seit Ende des 14. Jahrhunderts geschaffen wurde, zum andern reicht er keinesfalls bis in staufische Zeit zurück. Das geht, abgesehen davon, daß die Stadt

erst in jener Zeit gegründet wurde, auch aus der Überlegung hervor, daß dieser Ring, an die 3150 m lang und eine Fläche von 70 ha einschließend, einen viel zu großen Erdaushub erfordert hätte, als daß ihn das volkarme Gemeinwesen in der Gründungszeit der Stadt hätte leisten können, und noch weniger wäre es möglich gewesen, den Wall zu verteidigen. Endlich hätte man die neu gegründete Stadt viel eher mit einer Mauer umgürtet, als einen so weitläufigen Wall aufzuwerfen, denn bei der damaligen Waffentechnik hätte eine Mauer wesentlich besser entsprochen und mehr Schutz geboten. Trotzdem bleibt auch für mich die Entstehungszeit problematisch, aber deswegen, weil der Stauferwall im Rahmen der Stadtbefestigung nichts anderes ist als ein Teil der Wall- und Grabenanlage. Die Bauarbeiten an ihr aber dürften um 1375 begonnen und um 1435 geendet haben; die Zwinger dagegen entstanden um die Wende zum 16. Jahrhundert und die Futtermauern des innern Grabens gar erst um 1540 und später. Umgekehrt waren bereits im ersten Viertel des 15. Jahrhunderts Lodenanger und Bleiche umwallt. Bemerkenswert ist endlich, daß die alte Turmhügelanlage am Burgbühl nicht mit in diesen Stauferwall einbezogen worden war, demnach existierte sie nicht mehr, so daß auch in dieser Hinsicht am ehesten das 14. Jahrhundert für die Entstehung des Stauferwalles in Frage käme, denn bei einem höheren Alter des Walles ist schwer denkbar, daß man eine solche Lage unausgenützt liegen gelassen hätte. Somit neige ich dazu, seine Entstehung in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts zu stellen, und das um so mehr, als er 1378 gelegentlich eines Zinskaufes wie folgt erwähnt wird: „25 Schilling aus $\frac{1}{2}$ Tagwerk Wiesmahd uff dem Giger innerhalb der stette uzzerm graben zu den rehten hant, so man zu dem Giger tor uzz wil gan“³⁹. Damit war der Stauferwall nur ein Landgraben und das erwähnte Gigerort nichts weiter als der Straßendurchlaß nach Osten. Dies bestätigen auch die erhalten gebliebenen Zeichnungen aus dem 17. Jahrhundert.

Im Endergebnis hat sich also der gesamte Befestigungsring und damit auch die äußere Form des Stadtkörpers auf Grund von siedlungsgeographischen und strategischen Bedürfnissen unter Ausnützung der Naturgegebenheiten im Laufe mehrerer Jahrhunderte entwickelt. Dabei wurden die natürlichen Verhältnisse intuitiv ausgenützt, so daß die Stadt eine Harmonie mit der Landschaft bildet, die „an Kraft des Ausdruckes und Höhe der künstlerischen Reize nichts Gleichartiges und nur wenig Gleichwertiges zur Seite hat.“ Glücklicherweise sind die Mauern und Türme nicht gänzlich gefallen. Obwohl Stadtgraben und Umwallung teils aufgefüllt wurden und an ihre Stelle Wallgärten, Stadtpark und Promenade entstanden sind, blieben sie doch auch eine Zierde der Stadt. Die Würnitz selbst aber mit ihren tiefen Umflutgräben und Wehren, die heute noch im Dienste der Stadtmühle stehen, wird auch in Zukunft erhalten bleiben und damit das Überkommene bewahren und den Reiz erhöhen.

c. Der Aufriß

So wie die Stadt ihren Grundriß und die Wehranlagen aus dem Mittelalter erhalten hat, so wahrte sie auch ihren gesamten baulichen Charakter aus dem 15. und 16. Jahrhundert und darf deshalb mit Recht als Typus einer spätmittelalterlichen Stadt angesehen werden.

In einer überwältigenden Klarheit kommt beim ersten Stadtbesuch die Linienführung der ausnehmend breiten Hauptstraßen zum Ausdruck, die gesäumt werden von den spitzgiebeligen, stattlichen und dichtgedrängten Fachwerkbauten, so daß dadurch eine einzigartige harmonische Geschlossenheit und Ebenmäßigkeit des Straßenbildes entsteht. Dieser wirklich seltene Reiz ist auch wesentlich bedingt durch die einheitlichen Baustilformen der Dinkelsbühler Bürgerhäuser, die ausschließlich aus dem ausgehenden Mittelalter und der Renaissance stammen; und es offenbart sich hier so recht das schöpferische Geheimnis der deutschen Städtebaukunst des Mittelalters. Jedes der einzelnen Bauwerke ist in seiner Form und Eigenart für sich zwar eine Einmaligkeit, weil sie sich aber dicht aneinander drängen, die Giebelseiten der Straße zugekehrt, so gehen sie gruppenweise gleichsam schon in eine erste Raumeinheit höherer Ordnung auf. Dieses Zusammengedrängte zu Häusergruppen und -zeilen vermittelt trotz seiner Individualität dabei ein großartiges Bild trauter Gemeinsamkeit, so wie es dem mittelalterlichen Menschen in seinen Wesenszügen entsprach. Gefördert wird diese Geschlossenheit auch durch eine instinktsichere Abstimmung der einzelnen Bauten aufeinander und den sehr klaren Größenausdruck infolge des nahezu einheitlichen Maßstabes für Geschoßhöhen, Wandgliederungen und Giebelausmaße. Umgekehrt unterstreichen die wechselnden Stockwerkvorkragungen und Fensterreihen wie auch die Gliederung des Fachwerkes den nuancenreichen Wechsel von Haus zu Haus. Häusergruppe um Häusergruppe vereinigen sich endlich vielgestaltig zu dichten Häuserfronten mit ausgewogener Linienführung, deren Enden sich nicht in Geradlinigkeit verlieren, sondern immer wieder zusammenfinden. Geschlossen wirken selbst die breit angelegte Segringer und Rothenburger Straße mit nur leicht gebogener Führung, weil sie durch die überragenden Torbauten in geradezu sinnbildlicher Weise ihren natürlichen Abschluß haben.

Umgekehrt findet der Blick auf diesen Straßen rückwärts zum Stadtinnern hin einen beherrschenden Mittelpunkt und stimmungsvollen Abschluß durch den wuchtigen Monumentalbau der St. Georgskirche. Am geschlossensten wirkt freilich das mittelalterliche Stadtbild überall dort, wo sich, bei gekrümmter Wegführung, die Häuserfronten in einem sehr ausgewogenen Verhältnis gegenüber treten, die architektonischen Dimensionen mit dem Auge in verschiedenen Proportionen abmessen lassen und am Ende dann schnell im sich verengenden Gesichtsfeld zusammenzuschließen. Von besonderer Eigenart ist dabei die Nördlinger Hauptstraße. Ihre Häuser stehen im schiefen Winkel zum Straßenverlauf¹⁰ und treten deshalb kulissenartig bald vor und bald zurück, so daß das Straßenbild sich bei jedem Schritt verändert, ohne daß die Einheit des Bildes gestört würde. Ähnliches gilt, wenn auch in gemäßigter Form von den übrigen Gassen, die von den Hauptstraßen abzweigen.

Soweit die Gassen im Bereich der Altstadt liegen, sind sie schmal, häufig sogar eng. Ihre Häuserzeilen bleiben niedriger und dichtgedrängt, einzelne Bauten springen vor oder zurück und bedingen dadurch schiefe Fluchten und andere Besonderheiten. Sie geben daher wechselvolle und malerische Ansichten, nicht zuletzt auch deswegen, weil häufig das überhöhte Gelände der nördlichen und westlichen Stadtseite Mauer- und Turmpartien als überhöhte Kulissen im Hintergrunde aufbaut, wie z. B. in den Schmiedsgassen, der Roßbrunnengasse, dem Berggäßlein, der Turm-, Kloster- und Wethgasse.

Die Vorstadtzeilen hingegen lockern sich bereits auf. Aber einen auffallenden Gegensatz zur dichtgedrängten Innenstadt geben erst die peripheren Bereiche nahe der Stadtmauer. Hier ist offener, freier Raum; und baumbestandene Grünflächen und Gärten liegen zwischen den Häusern bis zur Stadtmauer hin, weil einerseits die Hanglagen der West- und Nordseite zu steil, andererseits die offenen Flächen hinter der östlichen Stadtmauer entlang dem Mühlgraben viel zu viel Grundwasser haben und darüber hinaus seit dem Mittelalter auch kein entsprechendes Bevölkerungswachstum vorhanden war und deshalb ein Überbauungsbedürfnis fehlte.

Es sind dies merkwürdige Gegensätze, die den Besucher beeindrucken. Dennoch sind sie überkommenes Gut aus dem Mittelalter und verkörpern in sich ein organisches Bauschaffen, das von der Landschaft bestimmt wurde und alle Glieder des Raumes sowohl zueinander wie auch zum Ganzen in eine organische, lebensnahe Beziehung setzte. Alles in allem bildet der gesamte Stadtkörper heute noch eine sehr eindrucksvolle räumliche Geschlossenheit und Verbundenheit, die auf uns den Eindruck gelassener Schönheit und behaglicher Vertrautheit macht.

Das Dinkelsbühler Bürgerhaus gehört bis ins 19. Jahrhundert ausschließlich dem Fachwerkbau an, obwohl heute viele Bauten durch aufgetragenen Mörtelputz wie Massivbauten wirken und dadurch das Fachwerk oft zum Schaden des Gesamtbildes verdecken. Und wenn auch in den Quellen bereits zwischen 1360 und 1400 steinerne Bürgerhäuser genannt werden, so wurde es trotzdem erst in der Mitte des 15. Jahrhunderts allgemein üblich, bei Häusern wohlhabender Bürger die Unterbauten in Stein aufzuführen. Erhalten sind zahlreiche solcher Patrizierhäuser in Dinkelsbühl erst aus dem beginnenden 16. Jahrhundert. Sonst war auch das Untergeschoß Fachwerkbau. Daraus erklärt sich, daß die heute massiven Untergeschosse der zahlreichen Kleinbürgerhäuser jünger als ihre Fachwerkobergeschosse sind, denn die ursprünglich hölzernen Unterbauten wurden beim Schadhaftwerden nachträglich in der sogenannten Flickbauweise durch Stein ersetzt. Bei größeren Bürgerhäusern mit mehreren Stockwerken und mächtigen Giebeldächern aber trifft das keinesfalls zu. Sie wurden, wie sie heute stehen, im Untergeschoß stets als Steinbau aufgeführt. Darum sind im Gegensatz zu kleinbürgerlichen Häusern hier die Fundamente noch teilweise aus dem 15. Jahrhundert, während freilich die kleineren Häuser und ihre Nebengebäude in Gäßchen und Hinterhöfen bisweilen sogar in ihrer Gesamtheit mittelalterlich sind.

Gleichfalls seit dem 15. Jahrhundert wird das Strohdach durch das Hohlziegeldach ersetzt. Damit kommt notwendigerweise das steile Dach auf, das im Laufe der Jahrhunderte sich aus dem Strohwalmdach über Krüppelwalm- und Schopfwalm- bis zum reinen Giebeldach fortentwickelt hat. Dinkelsbühl ist hierfür geradezu ein Musterbeispiel. Ein merkwürdiger Zug der Dinkelsbühler Fachwerkbauweise sind endlich die von Stockwerk zu Stockwerk vorkragenden Obergeschosse. Dieser Bauweise liegt letzten Endes die sogenannte Hochständerkonstruktion zugrunde.

Im 15. und 16. Jahrhundert waren diese Stockwerkvorkragungen allgemein üblich. In dem feuchten Klima hatte diese Bauweise dabei den Sinn von Wasserschlaggrinnen, um bei dem vergänglichen Holz- und Lehmmaterial das Regenwasser abzuleiten. Trotz der von Jahrhundert zu Jahrhundert verbes-

serten Hausbautechnik und den vielfachen Renovierungsarbeiten haben sich diese Vorkragungen erhalten oder sind wenigstens noch als schmale Gesimse geblieben und gliedern die Stockwerke in wohlthuender Weise.

Der Fachwerkbauweise entsprechend mußten sich die Fenstergrößen und ihre Verteilung anpassen. Demzufolge haben alle Bauten sehr viele enggedrängte Fensterachsen, und gerade darin liegt eine reizvolle Wirkung. Sie schmückten selbst noch die stets drei-, häufig sogar vier- und mehrgeschossigen Hausgiebel.

Die Herkunft dieser Hausformen ist noch nicht geklärt. Nur soviel läßt sich sagen, daß fränkische und schwäbische Elemente des Fachwerkbauwesens nebeneinander vorkommen.

d. Einzelne Bauten

Zur Ergänzung dieser wenigen grundsätzlichen Ausführungen soll wenigstens auf die wichtigsten spätmittelalterlichen Bauten hingewiesen werden, von denen noch manche den einstigen Stand ihrer Besitzer und das kunsthandwerkliche Können ihrer Erbauer verkünden.

Entlang dem Straßenmarkt im Schnittpunkt der einstigen Handelsstraßen verkünden unter den zahlreichen Häusern nachfolgende Beispiele noch die mittelalterliche glanzvolle Vergangenheit in vollendeter Form und Ausprägung.

Das Hezelhaus, dessen zwei Obergeschosse, wie gewöhnlich, weit vorkragend, haben verdecktes Fachwerk und fünf dichtgedrängte Fensterachsen. Der Ziergiebel aber hat reichere Figurierung und läßt neben der Mittelachse mit rundbogigen Aufzugöffnungen noch deutlich die kleinen, fachwerkbedingten Fensteranlagen erkennen. Darüber deckt sich schützend das steile Hohlziegeldach mit dem Schopfwalm. An der Rückseite liegt, wie so oft, das Fachwerk frei, und den Innenhof umziehen Holzgalerien aus dem 16. Jahrhundert. Zur linken Seite schließt das Schwarzländerhaus mit außergewöhnlicher Breite an. Als Stütze der weit vorstehenden Ober- und Dachgeschosse aus wuchtigem Fachwerk dient hier noch eine Mittelmauer. Dann folgen der alte Gasthof zur Rose mit einfacherem Zierfachwerk und das Haus des ehemaligen Bürgermeisters Reser aus dem Jahre 1532, die gleichfalls noch typisch mittelalterliche Bauformen haben.

Einen Gegensatz zu ihnen bildet die ehemalige Ratstrinkstube. Sie kam 1437 in städtischen Besitz und erhielt ihre endgültige äußere Gestalt als vornehmer Renaissancebau mit schönem Portal und Staffeldgiebel Mitte des 16. Jahrhunderts. Sie war Ratstrinkstube und Waagegebäude, aber auch Herberge Kaiser Karls V. (1546) und des Schwedenkönigs Gustav Adolf (1632). Der anschließende Gasthof zur Glocke fügt sich mit seinem lisenengegliederten Muschelgiebel, derselben Bauperiode angehörend, harmonisch an. In ihrer kraftvollsten und größten Reinheit spiegelt sich die Renaissance jedoch erst im anschließenden Deutschen Haus. Dieses kunstgeschichtlich bedeutendste Privathaus hat einen Unterbau aus dem Spätmittelalter und wurde, wie die Rückseite erkennen läßt, 1543 neu ausgebaut. Die heutige Stilform jedoch stammt erst aus dem Ende des 16. Jahrhunderts. Mit seinem feinen, reichen Schnitzwerk und Ziergiebel ist es nach der Zerstörung des

Knochenhauer Amtshauses in Hildesheim eines der bedeutendsten Baudenkmäler deutscher Fachwerkrenaissance und kündigt von der Wohlhabenheit der Dinkelsbühler Patrizierfamilie Drechsel.

Aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts stammen auch alle übrigen Bürgerhäuser entlang dem Marktplatze. Freilich sind manche von ihnen nachträglich der fortschrittlichen Wohnungstechnik entsprechend, z. B. in den Fensterachsen, verändert worden, aber in Einzelheiten wie auch im Gesamtbild geben sie heute noch ein stilvolles, durchaus mittelalterliches Straßensbild. Ähnlich wirkungsvolle und ebenso alte, stattliche Patrizier- und Bürgerhäuser umrahmen den Ledermarkt. Einzelne Bauten nennen den Namen ihrer Besitzer, so den des Patriziers Karel Klingler (1544) oder den des Bürgermeisters Schwertfür, dessen Haus mit gefaßtem Spitzbogentor und Wappen die Jahreszahl 1555 trägt. Andere verschweigen ihre Besitzer und geben nur nüchterne Baudaten, wie 1532, 1564 usw. an.

In gleicher Weise zeigt der Altrathausplatz stilechtes Mittelalter. Zur Wörnitz hin umrahmen ihn das frühgotische Wörnitztor und, an beiden Seiten dichtgedrängt anschließend, stattliche Bürgerhäuser mit den Zahlen 1545, 1556 usw. Zum Kirchhöflein hin schließt der mächtige Chor der spätgotischen St. Georgskirche an, während auf der anderen Seite das ehemalige Rathaus den Platz in seiner mächtigen Fülle beherrscht. Bereits 1360 wird es urkundlich erwähnt und diente bis 1855 als Rathaus. Die Umbauten in seinem Erdgeschoß und der Anbau des Südflügels erfolgten im Renaissancestil in den Jahren zwischen 1530 und 1550. Sie standen unter der Leitung des Steinmetzen Hans Böringer, dem Erbauer des bekannten Lettners im Freiburger Münster. Den Innenhof umfängen zweigeschossige Galerien, die ebenso, wie die bemalten Fassaden, bereits endgültige Renaissancemerkmale tragen. Den Abschluß des Altrathausplatzes zu den südlichen Stadtmauerpartien hin bilden endlich einige alte Patrizierhäuser, unter denen ein spätmittelalterliches Haus mit überaus mächtigem Dach auffällt. Sein Giebel trägt, wie üblich, den charakteristischen Schopfwalm.

Die Zahl solcher stimmungsvoller Bilder mit mittelalterlichem Gepräge ließen sich durch Beispiele aus der Priester-, Roßbrunnen-, Nördlinger, der Segringer Straße usw. zahlreich vermehren. Besonders reizvoll, als typisch kleinbürgerliche Wohnungen, ist die Häusergruppe um die alte Dreikönigskapelle mit anschließendem Mesnerhaus und anderen Fachwerkgebäuden. Doch sind diese Bauten bereits unscheinbarer. Aber gerade deswegen verdienen sie Beachtung, denn sie sind im Gegensatz zu den Patrizierbauten charakteristische Beispiele für die Anspruchslosigkeit und Gemütlichkeit alter Dinkelsbühler Wohnkultur des ausgehenden Mittelalters.

Den Bürgerhäusern stehen Kornschranken und Zehntscheunen aus dem Mittelalter als Zeichen städtischer Wohlhabenheit ebenbürtig zur Seite, geben bereiten Ausdruck von der Kraft der Stadt und erinnern an den Strom von landwirtschaftlichen Produkten, die als Abgaben der Bauern in die Vorrathshäuser strömten.

Den erhabendsten Eindruck macht aus luftiger Höhe das 1508 erbaute Kornhaus in der Koppengasse mit mächtigem, aus Steinen festgefügtm Untergeschoß, spitzbogigen Toren, zwei Ober- und vier Giebelgeschossen, die jeweils übereinander vorkragen. Von ähnlichem Baucharakter, nur aus dem

Ende des 16. Jahrhunderts stammend, sind das Kornhaus am Bauhof (1597), die Zehntscheune im Schäfersgäßlein (1550) und am Russelberg (um 1500), sowie die Bestelmeyer Kornhalle mit gotischer Innenausführung (um 1520).

Überzeugend von der Wohlhabenheit der Stadt und seiner Stiftungen redet auch die weitläufige Anlage des Hospitals Zum Heiligen Geist in der Rothenburger Vorstadt. Es ist um 1280 neu gestiftet worden. Ob dabei die erste Anlage vor der Stadt im Segringer oder schon im Rothenburger Viertel stand, bleibt ungeklärt. Doch wurde es um 1380 spätestens am jetzigen Ort vergrößert oder neu gebaut, und in die große Stadterweiterung einbezogen. Wie schon ausgeführt, gehörte es zu den reichsten Stiftungen Süddeutschlands und nicht zuletzt fußt heute noch das nachhaltige Vermögen der Stadtkammer auf dem aus dem Mittelalter überkommenen Vermögen des Spitals. Als Wohltätigkeitsstiftung versah es auch die sozialen Obliegenheiten als Alters-, Armen- und Siechenheim. Die Gebäude stehen in Triklinenform und bestätigen in ihrem Gesamteindruck, daß das Spital eine „Stadt in der Stadt“ war mit eigener Verwaltung und Gerichtsbarkeit. Der Südfügel ist gotisch, während der Ostflügel mit der Jahreszahl 1551 überall nachgotisch profiliert ist. Gleichzeitig mit dem Umbau der unter einem Dach liegenden Heilig-Geist-Kirche dürfte der Westbau um das Jahr 1579 erfolgt sein. Am jüngsten aber ist der südlich an die Kirche anschließende Traktus aus dem Jahre 1599. Heute noch erfüllt das Spital seine überkommene Aufgabe als Fürsorge- und Altersheim.

Das bedeutendste Bauwerk und Wahrzeichen Dinkelsbühls ist endlich die St. Georgskirche. Sie hatte eine romanische Vorgängerin, die Pfarrkirche St. Bartholomäus, auf deren Fundamenten der Chorraum von St. Georg ruht. Ein weiterer Rest älterer Herkunft ist der romanische Unterbau des Westfassadenturmes. Sein rundbogiges Stufenportal zeigt gut erhalten die Zierformen der späten Romanik um 1220 und das nur zögernde Aufnehmen gotischen Maßwerkes. Hinter dem romanischen Portal trägt das Turminnere bereits gotische Gewölbe und leitet so über in das Maßwerk des überwältigend großen und herrlichen Raumes der spätgotischen Hallenkirche, wohl der schönsten Süddeutschlands. Denn nur selten ist die Gotik, wahrscheinlich unter dem Einfluß der italienischen Renaissance, in ihrer Raumgestaltung so klar und zugleich lichtdurchflutet, so ruhig und doch so vielfältig wie in St. Georg zu Dinkelsbühl.

Der Bau wurde 1448 begonnen und durch den Baumeister Nikolaus Eseler von Alzey geplant und ausgeführt, dessen Leitung später sein Sohn, Nikolaus Eseler, der Jüngere, übernahm. 1469 war das Langhaus errichtet und 1492 endlich der Schlußstein gesetzt. Das Äußere der Kirche aber wurde nie ganz vollendet. Insbesondere kam der auf der Nordseite geplante wuchtige Turmbau nicht über das Untergeschoß hinaus. So ist die Kirche mit ihrem älteren Kirchturm ein heterogenes Gebilde. Als Ersatz und Schmuck gleichsam errichtete der Baumeister auf der Westseite, durch den Stadtturm in ungleiche Hälften gegliedert, ein Turmhäuschen mit durchbrochenem Helm und auf der anderen Seite ein überlebensgroßes Steinrelief des St. Georgsritters mit dem Drachen.

In diesem Monumentalbau erblickte man nicht nur allein die Stätte des Gottesdienstes, sondern auch die kraftvolle Verkörperung städtischen Wohlstandes, Stolz und Machtbewußtseins. Der Bau fällt zeitlich ja auch in die

Periode größten Wohlstandes der Stadt. Zusammen mit der wehrhaften Anlage von Mauern und Türmen, dem Spital und den zahlreichen Bürgerbauten ist er ein beredtes Zeugnis bürgerlichen Gemeinsinnes und bürgerlicher Opferbereitschaft.

Überblickt man rückschauend das Dinkelsbühler Bauschaffen im Lichte der Jahrhunderte, so muß man feststellen, daß die gotischen Maßformen des Mittelalters in Dinkelsbühl noch in die Jahrhundertwende hineinreichen und mit Spät- und Nachgotik um 1530 ihr Ende finden. Übergangsformen zur Frührenaissance offenbaren sich typisch im Bauschaffen der Meister Hans Böringer und Hans Baur. Mit ihnen werden wohl die Formen der Renaissance in Dinkelsbühl Eingang gefunden haben, wie gerade der Um- und Neubau des Alten Rathauses überzeugend darlegen.

Als älteste Zeugen bis um 1230 zurück gehen der spätromanische Kirchturm und die frühgotische Wörnitzanlage. Mehr als ein Jahrhundert später, um 1370, beginnt die große Stadterweiterung und Neuummauerung. Sie nimmt für nahezu ein Jahrhundert alle Kräfte des Gemeinwesens in Anspruch. Aber kaum ist sie in großen Zügen abgeschlossen, wird in nimmermüder Arbeit der monumentale Kirchenbau von St. Georg geschaffen. Bis jetzt noch treten eigentlich Bürgerbauten von Format und Reichtum zurück, denn alle heute noch erhaltenen großen Privathäuser schließen sich erst in einer nachfolgenden Bauperiode zu Beginn des 16. Jahrhunderts an und geben davon Ausdruck, daß auch das Bürgertum jetzt noch Wohlstand genug hatte, sich im bürgerlichen Bauschaffen kraftvoll zu entfalten. Kaum ein Menschenalter nach Abschluß des Kirchenbaues setzt mit dem Rathausumbau auch seitens der Stadt eine letzte große Zeit städtischen Bauschaffens ein, das sich über die öffentlichen Bauten der Ratstrinkstube und des Spitals auch auf die Neugestaltung der Stadttor- und Vorbauten, die Brückenanlagen, Mauererneuerungen usw. erstreckt, und schließlich den Festungsgürtel durch Geschütztürme und Zwingerbauten mit Basteien neu verstärkt.

Es waren im ganzen gesehen die Zeiten größter Dinkelsbühler Wirtschaftsblüte und größten Wohlstandes. Dann ging es in den unseligen Dreißigjährigen Krieg, der glücklicherweise die Stadt vor ernststen Zerstörungen bewahrte. Und so blieb es bis auf diese Tage. Die späteren Zeiten haben außer dem barocken Deutschordensschloß nichts Wesentliches hinzugefügt.

So zeichnet sich in der Gesamtschau die Stadt Dinkelsbühl durch echte Bodenständigkeit der Bauweise ab, die nicht nur aus der Art des verwendeten Baumaterials und der Hausformen zu uns spricht, sondern insbesondere auch daraus, daß die Stadt den natürlichen Gegebenheiten entsprechend, sich organisch in die gesamte Landschaft einfügt und zu ihrem wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Mittelpunkt wurde.

V. Dinkelsbühls Werdegang bis zum Ende des Alten Reiches

Im 16. Jahrhundert litt Dinkelsbühl politische und wirtschaftliche Stellung zunehmend unter den anhaltenden Verwicklungen mit den benachbarten Landesfürsten und den dauernden Kriegswirren der folgenden Jahrhunderte. Aus dem Bauernkrieg (1525) ging die Stadt noch ohne Schaden hervor. Das dankte sie sowohl ihrer geographischen Lage am Rande zwischen der fränkischen und schwäbischen Bauernbewegung, als auch den klugen Verhandlungen des Stadtrates. Vielleicht waren auch die Dinkelsbühler Hintersassen weniger mit Lasten grundherrlicher Art bedrückt; und im geschlossenen Territorium war auch die Güterzersplitterung mit der sonst unvermeidlichen Überschneidung von grund-, gerichts- und landesherrlichen Ansprüchen und dem Widersinn der feudalen Gemengelage an Grund und Boden nicht zu stark gewesen. In der Stadt selbst herrschte außerdem durch das Ackerbürgertum und seine Verbundenheit mit dem Lande eine starke bäuerliche Bewegung, so daß es verständlich und klug war, sich mit den Ellwanger und Gemünder Bauernhaufen zu vergleichen und die 12 Artikel anzunehmen.

Ebenso schien es anfangs, als ob der Stadt, trotz Einführung der Augsburger Konfession, der religiöse Zwiespalt erspart bliebe, denn um 1534 waren Stadt und Rat weitgehend evangelisch. Doch nach dem Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges wurde auch Dinkelsbühl sofort davon erfaßt, weil es an der uralten Reichsstraße vom Rhein zur Donau lag. Diesen Weg über Rothenburg-Gebstättel-Dinkelsbühl-Mönchsroth usw. nahm das Schmalkaldische Heer beim Donaufeldzug 1546¹; dann entschied sich der Kampf zu Gunsten Kaiser Karls V., der nun mit seinem Heere den gleichen Weg über Dinkelsbühl nahm und der Stadt Besatzungstruppen, namenloses Elend und Krankheiten brachte, sowie Kontributionen und 30 000 Gulden Sühnegeld erzwang. Am schlimmsten war es aber, daß nun in Dinkelsbühl der Glaubenskampf zwischen dem eingesetzten katholischen Rat und der überwiegend evangelischen Bürgerschaft seinen unheilvollen Anfang nahm und in kaum vorstellbarer Heftigkeit ausgetragen wurde. Selbst in der Zeit der drückendsten Not während des Dreißigjährigen Krieges blieb dieser Zwist unvermindert bestehen. Der Glaubenskampf durchtobte nicht nur die beiden Kirchen, sondern wurde im Bürgermeisteramt, dem Rate, der Verwaltung, bei den Handwerkszünften, Kaufleuten und selbst in den Familien geführt.

Obwohl damit die Stadtverwaltung schon sehr erschüttert war, ist doch bemerkenswert, daß die Dinkelsbühler Gewerbe bis zum Dreißigjährigen Krieg noch Wesentliches leisteten. Erinnert sei dabei nur an das Sichelschmiedehandwerk und das neu aufblühende Strickergewerbe. Der vorhandene Gewerbesinn und die Tatkraft der Bürgerschaft schufen noch bedeutende Bürgerbauten und auch die Verstärkung der gesamten Wehranlage fiel in diese Periode. Zudem war die Stadt bis 1615 vollkommen schuldenfrei, obwohl Mißwirtschaft und Skrupellosigkeit seit langem im Stadregiment Einzug gehalten hatten.

a. Der Dreißigjährige Krieg²

Erst mit dem Beginn des Großen Krieges, dessen Hauptkampffeld anfangs an der Donau und im Schwäbischen Kreis zu sein schien, sich aber dann nach Böhmen wendete, setzte die äußere Not ein. Es kamen zahlreiche Truppendurchzüge mit Teuerung, Einquartierung und hohen Steuerlasten³. Gewerbe und Handel begannen darnieder zu liegen, ungeheuerliche Verwirrungen im Münzwesen rissen ein⁴ und lähmten die Wirtschaft. Aber auch die Dinkelsbühler Untertanen auf dem Lande hatten während dieser Zeit durch Einquartierungen 134 938 fl. aufzubringen. Damit kamen die ersten acht Jahre Krieg der Stadt auf 243 698 fl. zu stehen, und bis 1632 waren die Ausgaben bereits auf 267 500 fl. angewachsen. Die Kapitalien hatte der Rat in erster Linie bei den Stiftungen und der Bürgerschaft aufgenommen.

Aber auch die religiösen Streitigkeiten flammten fanatischer denn je auf, als neben den Karmelitern 1622 der Kapuzinerorden, durch Stadtrat und Kaiser unterstützt, in die Stadt kam. Jetzt begann die Gegenreformation festen Fuß zu fassen, verminderte die religiösen Streitigkeiten aber keinesfalls.

Doch immer noch war Dinkelsbühl wegen seiner Lage im schwäbischen Grenzgebiet von den kriegesischen Ereignissen verschont geblieben. Das änderte sich mit dem Vordringen Gustav Adolfs von Schweden und der Verlagerung des Kriegsschauplatzes zum Rhein und nach Süddeutschland.

1632 öffnete Dinkelsbühl dem Schwedenkönig die Tore, und fortan wechselten Belagerung, Besetzung und Plünderung in rascher Folge ab. Hungersnot und Pest rafften endlich 1635 über die Hälfte der Bürgerschaft dahin, und die Steuerbücher dieser Jahre bringen kaum noch 400 steuerveranlagte Bürger, von denen $\frac{1}{4}$ zahlungsunfähig waren. In ähnlicher Weise, nur in stärkerem Umfange, hauste die Kriegsfurie auf dem Dinkelsbühler Hinterlande, das mindestens 50 Prozent seiner Bevölkerung eingebüßt hatte. Seitdem liegen in der Stadtmärkung und der Umgebung Höfe und Weiler wüst. Jetzt erst kam es zum Ruin der Stadt. Die Kriegskosten von 1619 bis 1650 bezifferten sich auf 1 712 343 fl.⁵. Und mit dem Bevölkerungsrückgang, den Zerstörungen und der Vernichtung von Gewerbe und Handel war auch eine ungeheure Verarmung der Bürgerschaft eingetreten.

b. Die Mißwirtschaft nach dem Großen Kriege

Während sich nach dem Dreißigjährigen Kriege z. B. in Ulm die Gewerbe, besonders die Leinenproduktion, sehr schnell erholten, aber auch die Handelsbeziehungen wieder aufgenommen wurden, flammte der Religionskampf in Dinkelsbühl mit einer Hartnäckigkeit und Kompromißlosigkeit auf, wie er tatsächlich nirgendwo in Deutschland mehr geführt wurde. Er beschränkte sich nicht nur auf die kirchlichen Gemeinden, sondern durchtobte die Zünfte, den Stadtrat und die ganze Verwaltung. Selbst über die personelle Besetzung des Bürgermeisteramtes, des Stadtsyndikus, der Ratspersonen und bis herab zum Apotheker, den Hebammen, dem Scharfrichter, den Ordinariboten und Schweinehirten wurde gestritten. Die Singschüler, die Stadtmühle, das Färbhaus, das Stadtbad waren Streitobjekte, ja, sogar bis auf den armen Bettel-

haufen und die Wirtshausschilder erstreckte sich der Konfessionshader⁶. Gegenseitige Klagen und Beschwerden rissen seitdem vor dem Reichskammergericht nicht mehr ab, und die Dinkelsbühler Streitigkeiten und Handel auf Kreis- und Reichstagen waren Tagesordnung, so daß Dinkelsbühl sprichwörtlich zum Gespött des Deutschen Reiches wurde⁷.

Dieser Hader ging bis über 1750 hinaus, bestand also noch volle 100 Jahre nach dem Westfälischen Frieden! Es ist einleuchtend, daß diese hoffnungslose Uneinigkeit auch auf die gesamte Verwaltungstätigkeit, das Finanz- und Gerichtswesen übergriff. Es ist haarsträubend und ein höchst trauriges Bild, welches damals Bürgermeister, Rat und Beamte unter Mißachtung von Ansehen, Pflicht, Treue und Glauben in sämtlichen Verwaltungszweigen führten. Die Hintersassen auf dem Lande wurden so mit Steuern bedrückt, daß auch hier Kaiser und Reich mit Conclusien und Recessen einschreiten mußten⁸. Endlich machte von 1722 bis 1734 eine kaiserliche Kommission den Versuch, die völlig zerrütteten Verhältnisse im Magistrat, der Justiz-, Steuer-, Spital-, Forst- und Bauhofverwaltung zu steuern. Selbst der Kaiser griff höchstpersönlich mit harten Entschlüssen ein. Man steuerte damit zwar in 12jähriger Arbeit dem Übel in der Ratsverwaltung, kostete aber 117 000 fl. Die Kommission war allerdings völlig machtlos, als sie versuchte, in die Schlamereien, Hinterhältigkeiten und Veruntreuungen der Zünfte und damit der Bürgerschaft einzugreifen.

Die Schulden der Stadt waren seit 1738 von 255 421 fl. Kapital und 78 756 fl. Zinsen bis 1749 um weitere 121 904 fl. angewachsen⁹. Allerdings darf man nicht nur die Religionsstreitigkeiten und die Mißwirtschaft verantwortlich machen, sondern auch die Stadtsteuern zu den Türkenkriegen, dem 3. Französischen Raubkrieg und dem Spanischen Erbfolgekrieg hatten zum Niedergang des Finanzwesens beigetragen¹⁰. In jener Zeit verpfändeten und verkauften die Dinkelsbühler auch eine größere Zahl Wälder und Güter auf dem Lande, um die Schuldenlast zu ertragen¹¹.

c. Der Einfluß der angrenzenden Territorialstaaten

Zu der allgemeinen Mißwirtschaft und den dauernden Kriegsläufen kam noch, daß mit dem Westfälischen Friedensvertrag ein anderer Gegensatz geklärt worden war, der sich verhängnisvoll auswirken sollte, nämlich der Streit zwischen Kaisermacht und Fürstenmacht, deren territoriale Souveränität nun in aller Form anerkannt war. Den Mächtigen nützen diese Rechte, den Schwächeren, besonders den kleinen Reichsstädten, aber brachte es das sichere Verderben. Die Stadt und ihr Landbesitz waren nun eingekeilt zwischen die Territorien der Grafen von Öttingen, der Burggrafen zu Nürnberg und die Ellwangischen Besitzungen. Und jetzt sollte Dinkelsbühl die Folgen seines Landbesitzes und seiner gesamten politischen Lage spüren, denn Stadt und Hinterland waren noch immer miteinander aufs engste verknüpft. So, wie jede Not in der Stadt auch das Land traf, so zog auch die Not des Landes umgekehrt die Stadt in schwere Mitleidenschaft. Am übelsten spielten sich seit dem 14. Jahrhundert die Grafen von Öttingen auf und bedrückten die Stadt und das Land mit Plackereien, widerrechtlichen Geleitsverweigerungen und Zollbeschwernissen und beanspruchten auch die Hohe Gerichtsbarkeit bis

an die Stadtmarkung. Noch im 16. und 18. Jahrhundert versuchte Oettingen, das Recht des Gerichts- und Besitzstandes der Stadt Dinkelsbühl streitig zu machen, wurde aber stets vom Reichskammergericht abgewiesen¹². Bei diesen Auseinandersetzungen kam es zu schweren Ausschreitungen, straßenräuberischen Überfällen, offenen Feldhändeln und zahlreichen Überfällen auf Dinkelsbühler Ortschaften. Auf diese Weise wurde das Bauernland schwer getroffen und mit ihm die Stadt und in besonderem Maße auch die Stiftungen, denn sie waren eigentlich die Grundherren. Nach einem der letzten Überfälle vergütete allein das Spital an die Bauern als Schadenersatz 57 129 fl., Oettingen aber dachte, trotz Verurteilung durch das Reichskammergericht, nicht daran, die auferlegte Sühne zu bezahlen. Daneben richtete Oettingen wider allen Rechtes 13 neue Zollstätten rings um Dinkelsbühl ein, schädigte und plagte die Stadt schwer und unterband zeitweilig jeglichen Marktverkehr mit dem Hinterlande sowie den gesamten Handel in und durch Oettingisches Gebiet. Bald schlossen sich auch die Markgrafen von Ansbach an und verhängten zusammen mit Oettingen und Ellwangen Fruchtsperren, die zwar nach zwei Jahren durch einen Kaisererlaß förmlich aufgehoben wurden, aber dennoch weiter bestanden. Ende des 18. Jahrhunderts wurden sie durch Ansbach neuerlich mit Nachdruck wiederholt, so daß es sich zum offenen Kriegszustand auswuchs, wobei am 19.10.1792 und endgültig 1796 sämtliche Dinkelsbühler Besitzungen auf Ansbacher Gebiet annektiert wurden¹³. Durch diese sogenannte „Revindikationspolitik“ wurden die fränkischen Provinzen Preußens um 26 446 Einwohner vermehrt, wobei Dinkelsbühl allein 13,52 % lieferte und die preußische Landesgrenze bis an das innere Wörnitz- und Rothenburger Tor vorgeschoben wurden. Dinkelsbühl verlor hierbei 816 Güter mit 3564 Einwohnern und den dazu gehörigen 15 188 Tagwerk Land mit einem Steuerertrag von 17 590 fl. und einem Realwert von 1 792 584 fl.¹⁴. Inzwischen waren auch die Napoleonischen Kriege hereingebrochen und hatten ein übriges getan.

Zusammenfassend läßt sich feststellen, daß während der 250 Jahre seit dem ausgehenden Mittelalter das Dinkelsbühler Gemeinwesen einmal langsam, dann wieder rascher und auffälliger verfiel. Der Gründe dafür sind sehr viele, besonders aber fehlten nun die günstigen politisch-geographischen Lagebeziehungen und die vielen glücklichen Momente, denen die Stadt ihre Entstehung und mittelalterliche Entwicklung verdankte. Ohne dieses Wissen ist es nicht möglich, den Fragenkomplex des Niederganges ganz zu verstehen, denn in gleicher Weise hätte man nach dem Dreißigjährigen Kriege eine neue Blüte erwarten können, die aber ausblieb.

Innerstädtische Ursachen waren die Religionsstreitigkeiten und die Mißwirtschaft. Von außen her halfen Währungsverfall, fortgesetzte Kriege und die ganz unglückliche Lage der Stadt und ihres Territoriums zwischen den aufstrebenden Staaten der Reichsfürsten von Oettingen, den Markgrafen von Brandenburg und dem Ellwangischen Gebiet, sowie deren machtpolitische Drangsale, die Zollschränken und die Vielstaaterei überhaupt. So hat die nachmittelalterliche Zeit, besonders die letzten Jahrhunderte, mit ihrer Bildung großer, durch scharfe Grenzen abgeriegelter Territorialwirtschaften gerade auf wirtschaftlichem Gebiete ganz andere Voraussetzungen geschaffen, als sie das Mittelalter kannte, während dessen es keine ausgeprägten wirtschaftlichen Grenzen gab. Endlich tat der Zeitgeist ein übriges, denn der

Absolutismus und die kleinzügige merkantilistische Wirtschaftspolitik hatten völlig andere Ziele. Auch der vom alten Machtbewußtsein erfüllte Rat und die Bürgerschaft der Stadt verstanden es anscheinend nicht, ihr viel zu eng gewordenen, zwischen großen Territorialherren eingekeiltes Wirtschaftsgebiet gegen Ende der nun einmal für immer überwundenen Periode der mittelalterlichen Wirtschaft in den geschlossenen Verband der sich straff entwickelnden Territorialstaaten hinüberzuführen. So half auch dieses Festhalten an einer überwundenen Wirtschaftsform letzten Endes mit, das Schicksal Dinkelsbühls zu besiegeln. Allerdings hätte es höchstwahrscheinlich für Dinkelsbühl nicht den besten Erfolg gezeitigt, denn die Stadt wäre trotzdem am Rande auch dieses Staatswesens gelegen. So teilte Dinkelsbühl mit vielen anderen Städten durch den Ablauf der Wirtschaftsgeschichte das Schicksal des völligen Niedergangs bis zum Ende der reichsstädtischen Zeit.

d. Gewerbe und Wirtschaftsraum um 1800

Seit den Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges hatte sich bis zum beginnenden 19. Jahrhundert die Bevölkerungszahl zusehends gehoben. Das beruhte sowohl auf dem großen Kinderreichtum als auch auf der Zuwanderung vom Lande her. 1804 hatte nach einer statistischen Erhebung¹⁵ Dinkelsbühl die 5000-Einwohner-Grenze erreicht und die rund 1430 Familien wohnten in 778 Häusern. Damit lag die Volkszahl etwas höher als am Ausgang des Mittelalters. Interessant ist dabei die Verschiebung der Berufsgliederung. Eine Untersuchung, bei der nur auf die traditionellen Gewerbe eingegangen wird, zeigt folgendes Bild: Die ältesten Gewerbe der Grautucher und Loder sind als Handwerk ebenso wie die Barchentweberei gänzlich verschwunden. Ihre Meister wurden im Laufe der Jahrhunderte entweder Tuchmacher oder hatten sich in das seit der Mitte des 16. Jahrhunderts aufgekommene Strickergewerbe eingearbeitet. So findet man im Tuchmacherhandwerk 1804 noch 61 Meister mit 28 Gesellen, 1808 aber nur 17 Meister und 20 Gesellen. Dabei übte mancher Meister sein Handwerk nicht mehr aus und lebte von der üblichen Strickerei. Daraus wird verständlich, daß auch die weiterverarbeitenden Handwerke, z. B. die Tuschscherer nur noch 5 Meister und die Färber 2 Meister hatten. In der Weberei endlich waren 1804 40 Webermeister und 23 Gesellen, während wenige Jahre später nur mehr 33 und schließlich 12 solche Handwerker tätig waren.

Völlig anders stand es mit dem Strickergewerbe. Es hatte sich nachhaltig entwickelt und stand Ende des 18. Jahrhunderts in ansehnlicher Blüte. Kurz nach der Jahrhundertwende werden deshalb 32 Strickermeister mit rund 20 Gehilfen und einige 40 Strumpfwirkermeister mit etwa der gleichen Zahl Gehilfen genannt. Die Meisterrechte waren dabei stets nur personelle Gewerbe-rechte. Nichtsdestoweniger betrieb ein weiterer Teil der Bürgerschaft dieses Handwerk als Heimarbeit, so daß die Gesamtzahl wesentlich höher lag, aber nicht genau zu ermitteln ist. Die historisch-statistische Beschreibung des Rezatkreises von 1807 weiß dagegen von 344 Strumpfwirkern zu berichten, die jährlich 535 Zentner Wolle zu 8024 Dutzend Strümpfen verarbeiteten, zum Teil bereits in Strumpf- und Handschuhmanufakturen. Das Einkommen pro Kopf blieb mit durchschnittlich 88 fl. dennoch niedrig. Jetzt werden auch erst-

mals neben den Handwerkern „industriöse Unternehmen und Fabriken“ genannt, doch lag durchaus handwerkliche und nicht mechanische Arbeit zugrunde. Auch die Tuch- und Arrasgarnmanufaktur eines J. M. Krafft und M. Meyer beschäftigte gegen 400 Menschen, ging aber um 1800 auf 200 zurück und verarbeitete jährlich 845 Zentner Wolle, davon 676 Zentner Arrasgarn (ein gesponnenes und gezwirntes Wollgarn zur Herstellung von Wollfabrikaten). Angeschlossen war eine Teppichfabrik, die aber bald einging.

Entsprechend der wirtschaftlichen Funktion Dinkelsbühls als Markort waren außerdem durchschnittlich 17 Gerber, 37 Schuster, 4 Kupfer-, 8 Nagel- und 13 Hufschmiede, neben 9 Schlossern, 15 Schreibern, 10 Drechslern usw. ansässig. Im ganzen lebten 684 Familien der Stadt vom Gewerbe und Handel. 128 hatten feste Besoldung oder Pension als städtische und staatliche Beamte. Zwischen 97 und 117 Familien lebten vom Tagelohn, die statliche Zahl von 392 Familien vom Ausding und 109 waren Pfründner, zumeist im Spital. Es war also eine bemerkenswert hohe Zahl von über 500 Familien, die auf dem Altenteil saßen. Doch zählten sie keineswegs zu einer rentenverzehrenden Oberschicht, sondern im Gegenteil, ihr Vermögen betrug höchstens 200 fl. Damit waren es eben alte Leute, die sich im Gewerbe oder der Landwirtschaft müde geschafft hatten und nun vom kärglichen Austrag lebten.

Aber auch die Gewerbe- und Handeltreibenden waren durchwegs gering begütert. Über 1000 fl. Haus- und Grundbesitz waren selten; und Landbesitz und Wald, wie ihn Dinkelsbühler Bürger im Mittelalter zahlreich gehabt hatten, fehlten völlig.

Erklärlicherweise vermißt man auch das eigentliche Bauerntum. Das Land in der Stadtmarkung hatte ja während der 800jährigen Geschichte so oft den Besitzer gewechselt, daß es zu einer völligen Zersplitterung, meist mit Klein- und Zwergbauern, kam. Lediglich die Stadtkammer und das Spital blieben reicher begütert. Um die Jahrhundertwende war nun auch wirklich die Markung auf 173 Besitzer verteilt, die teilweise vom Spital, der Stadt und Privatleuten zupachteten und nebenher meist ein Gewerbe ausübten. Der Viehbestand lag bei zwei Kühen (286) und der Jungviehbestand blieb begreiflicherweise sehr schwach. Die Pferde (175) und Ochsen (104) konzentrierten sich auf die paar größeren Anwesen, die das Fuhrgewerbe (21) betrieben oder Bierbrauer (16) und Schankwirte (7) waren. Außerdem hatten von den 33 Bäckern 26 eine Landwirtschaft mit relativ hohen Beständen an Milchvieh und Schweinen, wohl wegen der Brot-, Mehl- und Kleieabfälle. Von den 31 Metzgern hatten gleichfalls 21 Viehhaltung, und sie besaßen ausschließlich den Dinkelsbühler Schafbestand (369). So sieht man deutlich, daß die lebensmittelkonsumierenden Gewerbe auch auf die landwirtschaftliche Versorgungsbasis zurückgriffen. Ganz auffallend ist endlich, daß die Tuchmacher, Tuchscherer, Weber und Stricker praktisch ohne Landwirtschaft waren. Ähnlich stand es mit den Schustern, Schneidern, Drechslern, während bei Küfern, Gerbern und Schmieden die Situation nicht so extrem lag.

Die gesamte Strukturierung zeigt somit, daß Dinkelsbühl eine typische Landstadt war. Ihre wirtschaftliche Bedeutung im beginnenden 19. Jahrhundert bestand also praktisch nur noch im Marktverkehr und Handel mit den wichtigsten Gütern des allgemeinen Bedarfes im Rahmen der städtischen und marktwirtschaftlichen Nachfrage des Hinterlandes. Mit seinem Einzugsbereich reichte es einige Wegstunden in die Runde, wobei der Schwerpunkt

immer noch auf dem heute in Württemberg liegenden Lande lag. Dort hatte die Stadt noch einen Großteil ihres überkommenen Landbesitzes und ihrer Wälder, und dorthin reichte auch noch der Einzugsbereich des Landgerichtes Dinkelsbühl älterer Ordnung. Für einen zentralen Ort höherer Ordnung war jedoch sein Einzugsbereich auch auf heute bayerischem Gebiete nicht sonderlich groß, denn es wurde, wie oben gestreift, nicht nur durch die politische Macht der Oettinger und Brandenburger, mit marktwirtschaftlichen Fruchtsperren und Zollschränken strittig gemacht, sondern man trieb auch mit den Kleinstädten, Märkten und Ämtern Feuchtwangen, Dürrwangen, Aufkirchen, Wassertrüdingen, Mönchsroth und Weitingen eine starke wirtschafts- und Machtpolitik, die Dinkelsbühls Wirtschaftskraft erheblich beeinflusste. So wird verständlich, daß Dinkelsbühls natürlicher Wirtschaftsraum verzerrt war und in erster Linie nach dem heutigen Württemberg auslud, denn dort war in einem weiten Halbkreis ein völlig marktfreies Gebiet und die einzigen Kleinstädte Ellwangen und Crailsheim hatten damals bei weitem nicht die Kraft, dieses Gebiet marktwirtschaftlich an sich zu binden.

Erholen konnte sich Dinkelsbühl erst nach dem Fallen der kleinstaatlichen Territorialgrenzen beim Anschluß an das Königreich Bayern im Jahre 1806. Sein Marktradius dehnte sich kurzfristig aus, erfuhr aber bald eine empfindliche Einbuße, als durch die Grenzziehung zwischen Württemberg und Bayern im Jahre 1810 Dinkelsbühl zur ausgesprochenen Grenzstadt wurde und mindestens $\frac{1}{3}$ seines bisherigen Hinterlandes völlig verlor, denn entsprechend den Zeitverhältnissen war Württemberg bereits „Ausland“. Erst als 1828 diese Zollschränken wieder fielen, eroberte Dinkelsbühl sein Marktgebiet zurück. Dennoch kam die Stadt in keiner Hinsicht mehr über eine zentralörtliche Bedeutung hinaus. Eine gewisse Fernwirkung hatte es nur noch auf der schmalen Grundlage seines Strickereigewerbes, das aber am Ende des 19. Jahrhunderts auch erlosch. Vom Wirtschafts- und Handelsgefüge, wie es für das Mittelalter nachgewiesen wurde, fanden sich im 18. und 19. Jahrhundert deshalb nur mehr bescheidene Bruchstücke.

DRITTER TEIL

VI. Die Bevölkerungsentwicklung seit dem 19. Jahrhundert als Problem der Stadt und ihres Raumes*

Im Rahmen dieser Darstellung ist es nicht möglich, auch noch ein differenziertes Entwicklungs- und Strukturbild der Stadt und ihres Hinterlandes während des gesamten modernen Eisenbahn- und Industriezeitalters zu geben. Die Darstellung beschränkt sich vielmehr darauf, die Probleme dieser Entwicklungsphase an Hand der Bevölkerung als geographischen Gestaltungsfaktor aufzuzeigen. Denn in ähnlicher Weise, wie man z. B. aus dem Rhythmus des Waldes eine Landwirtschaftsgeographie aufbauen könnte oder aus den Industriestandorten eine Industriegeographie, so lassen sich an Hand der Bevölkerungsentwicklung und ihrer Struktur die Probleme des Dinkelsbühler Wirtschaftsraumes gut erfassen, weil der moderne, wirtschaftende Mensch der agrarischen und gewerblichen Wirtschaftsform ebenso wie dem Verkehr das Gefüge gab und damit die Wirtschaftsentwicklung und -struktur bestimmte.

1. Die Bevölkerungsentwicklung des Landkreises

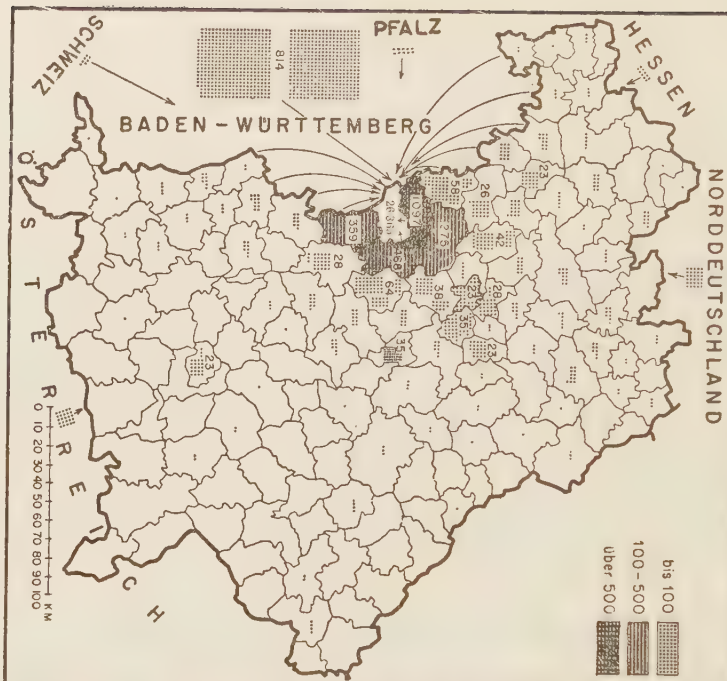
Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war die Bevölkerungszahl dieses damals rein bäuerlichen Landes im wesentlichen durch die natürlichen Gegebenheiten des Raumes, wie die Bodenfruchtbarkeit, die Nebenerwerbsmöglichkeiten in Forstwirtschaft, Bergbau oder Verkehr und die Folgen historischer Entwicklungen innerhalb der Landwirtschaft bedingt, wie sie sich in den Betriebsgrößen, den Besitz- und Vererbungsverhältnissen und der Betriebsstruktur am deutlichsten spiegeln.

Im ersten Drittel des Jahrhunderts läßt sich ein langsames Anwachsen der Bevölkerung feststellen. Dann folgt während eines Menschenalters bis etwa 1870 geradezu ein Bevölkerungsstillstand, der dann bis 1880 einer Bevölkerungszunahme Raum gibt, anschließend aber unaufhaltsam bis 1939 abfällt. Erst die letzten Kriegsjahre und die Nachkriegszeit lassen die Wohnbevölkerung durch die Evakuierten- und Heimatvertriebenen-Zuzüge sprunghaft von 27 651 auf 39 841 anschwellen¹. Und von den letztvergangenen Jahren

*) Obiges und alle nachfolgenden Kapitel beschränken sich darauf, den Landkreis Dinkelsbühl zu erfassen und lassen die angrenzenden Landkreise und insbesondere die württembergischen Gebiete außer acht. Im Gegensatz zu früheren Jahrhunderten und der entsprechenden Darstellung in meiner Arbeit, beschränkt sich, wie die Untersuchung ergab, Dinkelsbühls Wirtschaftsbereich im wesentlichen nur noch auf sein Umland innerhalb des Landkreises. Wenn die Bearbeitung teilweise auf den gesamten Landkreis Dinkelsbühl ausgedehnt wurde, obwohl die östliche Kreishälfte gerade in entscheidenden Merkmalen nicht zum Dinkelsbühler Einflußbereich zählt, so deshalb, weil er eine Verwaltungseinheit darstellt, und darüber hinaus noch keine Arbeiten über den Kreis vorliegen. Endlich möchte ich damit Herrn Senator Dr. Küßwetter für sein stets hilfsbereites Entgegenkommen einen bescheidenen Dank abstaten.

Noch der Volkszählung vom 1.12.1871 waren:

- a 26 365 in Stadt Dinkelsbühl und seinem Landkreis geboren
- b 3 939 sind nach Stadt und Kreis zugezogen
- 30 304 bewohnen Stadt und Kreis



Noch der Volkszählung vom 1.12.1871 waren

- a 32 986 in Stadt und Landkreis geboren
- b 26 365 davon waren in ihnen seßhaft
- 6 621 in andere Teile Boyens weggezogen

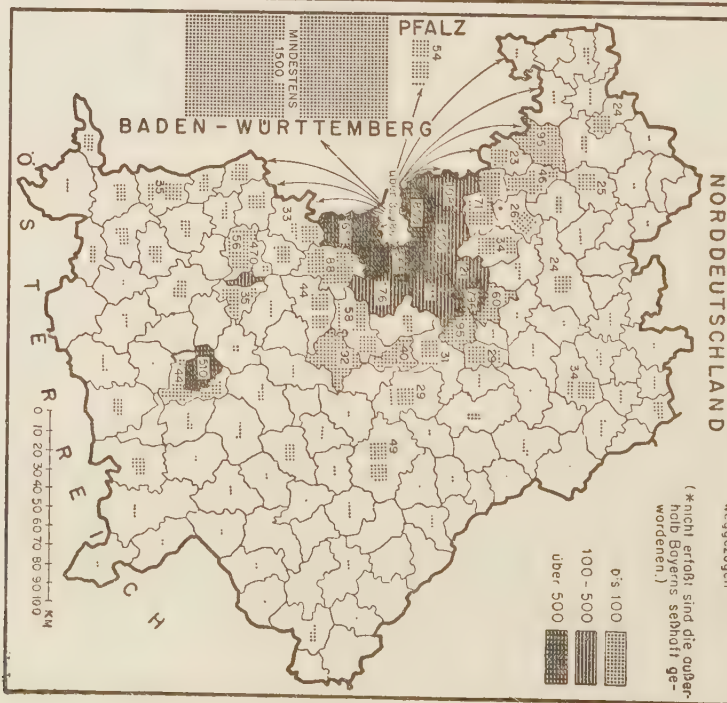


Abb. 6: Die linke Karte stellt die Zuwanderung, die rechte Karte dagegen die Abwanderung der Bevölkerung in Stadt und Kreis Dinkelsbühl dar.

ist aus der Erfahrung zu gut bekannt, daß neuerlich ein unaufhaltsamer Rückgang der Einwohnerzahlen anhält. Aus der Kurve errechnet sich außerdem ein absoluter Bevölkerungsrückgang zwischen 1840 und 1939 von 9,5 % und von 1939 bis 1946 eine Zunahme um 44,1 %, während sich seitdem die Einwohnerzahl des Kreises wieder um 13,25 % vermindert hat. Bei dieser in der Grundtendenz stetigen Bevölkerungsabnahme zwingt sich die Frage sowohl nach einer strukturellen Analyse, wie auch nach einer Begründung auf.

Einen ersten ungefähren Einblick in die Bevölkerungsbewegung gewährt eine Zählung der Bevölkerung nach Geburtsorten aus dem Jahre 1871. Das Ergebnis bringt Abbildung 6; aus ihr ist zu entnehmen, daß damals in Bayern 32 986 Menschen lebten, deren Geburtsorte Stadt oder Kreis Dinkelsbühl waren. Von ihnen blieben 78 % in ihrer Heimat, der Rest von 22 % aber war in weite Teile Bayerns, besonders in den mittelfränkischen Raum abgewandert. Dem stand eine Zuwanderung von 3939 Menschen gegenüber, so daß sich ein absoluter Abwanderungsverlust von 13,5 % aus Stadt und Landkreis errechnete².

Eine weitere Übersicht gibt ein Menschenalter später eine zweite Geburtenstatistik. Nach ihr wurden am 1.12.1900 in Bayern 33 615 Menschen ermittelt, deren Geburtsort Stadt oder Kreis Dinkelsbühl war. Von ihnen waren allein 10 597 (31,5 %) in bayerische Gebiete, besonders die Städte Nürnberg (2100), München (1254) usw. abgewandert. Ihnen stand eine so geringe Zuwanderung gegenüber, daß der absolute Wanderungsverlust damals für den Kreis Dinkelsbühl 26 % betrug. Damit war er in seinem Bevölkerungsverlust hinter dem Kreis Neustadt an der Aisch mit 36 % und Erlangen mit 32 % an dritter Stelle in Mittelfranken³.

Obwohl diese beiden Erhebungen für die Stadt und den Kreis Dinkelsbühl nur unvollständige Zahlen bringen, weil ausschließlich die in Bayern ansässigen Dinkelsbühlener erfaßt wurden, nicht aber die über Bayerns Grenze hinausgewanderten, so zeigen sie doch als wesentliches Ergebnis, daß damals eine sehr starke Bevölkerungsabwanderung nach den aufblühenden Industriestädten eingesetzt hatte.

Um endlich nicht nur mit diesen bruchstückhaften Zahlenbeispielen aufzuwarten, wie sie die beiden Erhebungen über die Geburten darstellen, sondern um die gesamte Bevölkerungsentwicklung bis heute fortlaufend durch genaue Zahlen zu erfassen, wurden die über 10 000 Eintragungen sämtlicher Standesamtsregister der Gemeinden im Landkreis seit dem Jahre 1876 aufgearbeitet. Dabei lag die Überlegung zugrunde, daß neben der schon bekannten Tatsache der Abwanderung auch die Zahlen über die Geburten und die Sterblichkeit und ihr Verhältnis zueinander von Bedeutung sein müssen. Denn ein Sterblichkeitsüberschuß könnte ja z. B. diese historische Bevölkerungsabnahme mitbedingen; andererseits müßte bei einem starken Geburtenüberschuß die absolute Abwanderungszahl enorm hoch gewesen sein. Über die Beantwortung dieser einschlägigen Fragen hinaus aber ist sogar die Möglichkeit gegeben, rechnerisch den absoluten Abwanderungsverlust zu bestimmen, indem man aus der Zahl der lebend Geborenen und der Gestorbenen den Geburtenüber- bzw. -unterschluß von Jahr zu Jahr ermittelt, diesen dann zum jeweiligen Bevölkerungsstand der einzelnen Volkszählungsjahre zuzählt und nun die Differenz aus diesen theoretischen Werten und den Angaben der nachfolgenden Volks-

zählung bestimmt. Die Methode ist absolut sicher, wie Vergleichsberechnungen aus dem letztvergangenen Jahrzehnt, wo sämtliche Unterlagen vorhanden waren, bestätigten.

Bei dieser Auswertungsmethode errechnete sich, trotz der von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zurückgehenden Kinderzahl, aus den Standesamtsregistern der Gemeinden von 1876 bis 1939 ein Geburtenüberschuß von 12 306 Menschen⁴, so daß die Bevölkerung, bezogen auf das Ausgangsjahr mit 30 422 Seelen, theoretisch um 40,5 % (Vermehrungsziffer) auf 42 000 Menschen angewachsen wäre. Mit diesem Bevölkerungsüberschuß lag der Kreis noch bei den biologisch leistungsfähigen Gebieten. Daß in Wirklichkeit die Bevölkerungsentwicklung trotzdem so stark negativ blieb, ist nun eindeutig eine Folge der Abwanderung. Der absolute Wanderungsverlust betrug 15 077 Menschen. Das sind, bezogen auf das Stichjahr 1876, 49,6 % (Wanderungsziffer). Damit hatte der Kreis bis 1939 einen Bevölkerungsschwund von 9,5 % und stand nach Scheinfeld und Neustadt an der Aisch mit an der Spitze der fränkischen Kreise⁵. Schwerwiegend ist es insofern, als der Landkreis während zweier Menschenalter nicht nur seinen gesamten Bevölkerungszuwachs, sondern darüber hinaus noch 2771 Menschen aus seiner Substanz verlor.

Was bis 1939 galt, bewahrheitet sich, abgesehen von der starken Zunahme zwischen 1939 und 1946, seitdem in noch verstärkterem Maße, indem eine unaufhaltsame Wiederabwanderung der Wohnbevölkerung, besonders der Heimatvertriebenen, einsetzte. Durch Registrierung sämtlicher Zu- und Wegzüge aus dem Kreisgebiet ergab sich ein absoluter Wanderungsverlust zwischen 1947 bis 1957 von 10 224 Menschen, von denen etwas mehr als die Hälfte in außerbayerische Gebiete abwanderte. Damit hat der Landkreis Dinkelsbühl augenblicklich mit die höchsten Abwanderungsverluste unter den mittelfränkischen Landkreisen. Dieser fortwährende Verlust, mit einem gewissen Recht als Flucht vom Lande bezeichnet, gab und gibt dem Dinkelsbühler Raum das Gepräge.

Die Ergebnisse der Bevölkerungsbilanz des Kreises lassen sich somit wie folgt programmatisch beleuchten:

1. Die stark absinkende Entwicklungskurve des Kreises steht in völligem Gegensatz zu Mittelfranken und dem Lande Bayern.

2. Es wanderten von 1876 bis 1939 über 15 000 Menschen mehr in kreisfremde Gebiete ab als zu.

3. Umgekehrt erhöhte sich die Bevölkerungszahl in den nachfolgenden sieben Jahren bis 1946 um 12 190 Einwohner, insbesondere durch den Zustrom von Evakuierten und Heimatvertriebenen kurz vor und nach Kriegsende.

4. Seitdem ergab sich ein neuerlicher Abwanderungsverlust von über 10 000 Menschen.

Diese Tatsachen offenbaren sehr verwickelte Probleme, und sie zeigen in Vergangenheit und Gegenwart eine ungeheure Bevölkerungsdissonanz auf, die, abgesehen von den Kriegswirren, nur im außergewöhnlichen Wirtschaftsgefüge des Kreises liegen kann, so daß in der Zukunft in irgendeiner Form endlich eine bessere wirtschaftsgeographische Harmonie geschaffen werden muß, um der Abwanderungsbewegung Einhalt zu tun und ein in guten und schlechten Zeiten befriedigendes soziales Klima zu schaffen. Am wichtigsten

erscheint letzten Endes darum die Frage nach den Gründen, warum es zu dieser außergewöhnlich hohen Bevölkerungsabwanderung kam; ob die landwirtschaftliche Nährfläche des Kreises zu schmal, die Verkehrserschließung zu gering und die Industrieansiedlung zu schwach ist, oder ob es neben den besseren Erwerbsmöglichkeiten in den Großstädten vielleicht auch mangelnde Persönlichkeitsinitiative und andere psychologische Gründe sind, welche die Menschen immer wieder in die Ferne treiben.

2. Der Vorgang der Landflucht

Sie gibt dem gesamten Raum das Gepräge. Aber es lassen sich auch zeitlich, räumlich und in der Intensität des Bevölkerungsrückganges erhebliche Unterschiede feststellen.

Im zeitlichen Verlauf der Abwanderung kommt man zu zwei Haupttypen. Ein Drittel aller Gemeinden erreichte eine höchste Bevölkerungszahl bereits im Jahre 1840 und verminderte seitdem, von einem schwachen Bevölkerungsanstieg um 1880 abgesehen, ununterbrochen und unaufhaltsam seinen Bevölkerungsstand. Hierzu gehören merkwürdigerweise sowohl landwirtschaftlich reiche, mittelbäuerliche Gemeinden, besonders um den Hesselberg, wie auch Dörfer auf schlechten Böden und mit kleinbäuerlicher Struktur. Die restlichen zwei Drittel der Gemeinden hingegen haben parallel mit der Bevölkerungskurve des Kreises ihren Höchststand erst um 1870/80, ein Teil sogar nochmals einen schwachen Anstieg vor und nach dem Ersten Weltkrieg, sinken dann aber bis 1939 stets unter den Bevölkerungsstand von 1840 um 10 bis 30 % ab.

Die allgemeine Bevölkerungsabwanderung erfaßte demnach in den Anfängen keineswegs nur ärmere Gemeinden mit klein- und zwergbäuerlicher Struktur, wenn auch zeitlich zuerst, sondern gerade und in erschreckend hohem Maße auch jene mit guten landwirtschaftlichen Verhältnissen. In den letzten zwei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts wurden sogar sämtliche Gemeinden von der Landflucht mehr oder minder stark erfaßt. Unter dem Zeichen der Industrialisierung und dem lockenden Einfluß des städtischen Lebens verschwinden nun die räumlichen Unterschiede völlig und die Dörfer mit bisher natürlichem Bevölkerungsüberschuß geben diesen umso nachhaltiger ab. Dasselbe gilt für die Jahre nach 1925, wo die Bevölkerung einen zweiten und größten Tiefstand erreichte. Seit 1946 hält die dritte Abwanderungsperiode an. Wann sie zum Stillstand kommt, ist eine Frage der Industrialisierung des Kreises.

Das Phänomen der Landflucht läßt sich aber auch nach geographischen Gesichtspunkten gliedern. Den größten Bevölkerungsrückgang verzeichnen die Gemeinden mit schlechter Verkehrs- und Marktlage um den Hesselberg, denn sie haben seit 1840 einen unaufhaltsamen Bevölkerungsschwund. Sofern es die Siedlungen auf guten Liasböden mit mittelbäuerlicher Struktur betrifft, liegt die Ursache für die Landflucht primär darin, daß ausnahmslos Anerbenrecht herrscht. Damit sind die Geschwister gezwungen, entweder als Knechte auf dem Hof zu dienen oder ihn zu verlassen und in anderen Berufen ein Unterkommen zu suchen. Infolge Gewerbearmut und Verkehrsentlegenheit

des Gebietes aber ist eine entsprechende Erwerbsgrundlage in der Heimat noch nicht möglich. Und weil es sich um wohlhabenderes Bauerntum handelt, besteht die Möglichkeit vielfältiger Ausbildungsmöglichkeiten oder die Erbschaften und Abfindungsgelder sind finanzielle Hilfen für Abwanderung, Neussässigwerden und bessere Erwerbsmöglichkeiten als Handwerker, Facharbeiter, Geschäftsleute usw. in der Stadt, wo sie im „städtischen Bürgertum“ aufgehen. So ist es zu erklären, daß die Bevölkerungsverluste stets zwischen 20 bis 40 % liegen. Verstärkend wirkte sich auch der geringe Geburtenüberschuß und die einsetzende Mechanisierung der Landwirtschaft in den letzten Jahrzehnten aus, wodurch zahlreiche Dienstboten überflüssig wurden. Soweit es sich aber um Rodungssiedlungen mit schlechten Böden, besonders auf dem Burgsandstein handelt, herrschen neben den vielfältigen psychologischen Wurzeln für die Landflucht sehr ernste, objektive Gründe vor. Die geringe Nährfläche bei vorwiegend kleinbäuerlicher Struktur, Anerbensitte und der schmale Spielraum für Nebenerwerb als Handwerker, Waldarbeiter und Tagelöhner führt zu einer starken Übervölkerung ohne Existenzgrundlagen, so daß die Menschen notgedrungen in die Industriestädte, meist als Dienstboten und Arbeiter, abwandern. Hier ist begreiflicherweise der Bevölkerungsschwund am größten und steigt auf 30 bis 60 %.

Günstiger sind die Verhältnisse im engeren Dinkelsbühler Wirtschaftsraum, also dem westlichen Kreisgebiet. Hier liegt der Bevölkerungsrückgang allgemein um 10 % niedriger. Von Einfluß sind ohne Zweifel die Kreisstadt Dinkelsbühl und die seit 1881 eröffnete Eisenbahn und eine sich hieraus ergebende markt- und verkehrsgünstigere Lage der Gemeinden, denn neben der bäuerlichen Wirtschaft bleiben hier noch bessere Erwerbsmöglichkeiten in der Stadt Dinkelsbühl und Pendelarbeiten nach auswärts. Allerdings machte sich hier in einzelnen Gemeinden mit zwerg- und kleinbäuerlicher Struktur (Zwernberg, Dickersbronn, Waldhäuslein, Mönchsroth, Greiselbach usw.) mit der Verkehrserschließung durch die Eisenbahn auch ein erheblicher Sog zur Industrie- und Großstadt bemerkbar, wodurch ein Bevölkerungsrückgang durch Abwanderung bis zu 30 % eintrat.

Trotz dieser eindeutig anhaltenden Bevölkerungsverminderung im Kreisgebiet verzeichnen auch 10 von den 64 Gemeinden eine höhere Bevölkerung als im Jahre 1840. Bezeichnenderweise liegt die Hälfte direkt an der Grenze nach Württemberg, das die Probleme der Industrialisierung und Verkehrserschließung schon frühzeitig erkannt hat. Die anderen, wichtigeren Gemeinden liegen an der nordöstlichen Kreisgrenze (Dürrwangen, Oberkemmathen, Burk, usw.) in Richtung auf Bechhofen. Bei ihnen spielt ganz eindeutig die oben genannte Verwaltungsabhängigkeit keine Rolle, sondern die positive Entwicklung fußt nach meiner Untersuchung auf der Pinselmacherei und Haarzurichterei als kleingewerblich-handwerkliche Industrie. Sie geht aus noch unbekannter Wurzel zuerst auf den Pinselmacher J. C. Bühler und seine Söhne in Königshofen und Bechhofen zurück, weitete sich durch jüdische Händler sehr aus, kam nach Feuchtwangen, Dinkelsbühl und Nürnberg und wurde im besonderen Maße zum tragenden Fundament eines Nebenerwerbs für die ärmliche, kleinbäuerliche Landwirtschaft im Bechhofener Raum. Dadurch wurde offenbar die anhaltende Abwanderung eingedämmt.

Erhielt man bisher einen Einblick in den zeitlichen Ablauf und die regionale Verteilung der Landflucht, so bleibt noch die Frage nach der Richtung der Abwanderung. Leider ist hierüber das Material sehr spärlich und aus der Natur der Sache zahlenmäßig kaum zu erfassen. Für die Jahre vor 1871 und bis 1900 geben jedoch die beiden schon angeführten Gebürtigkeitsstatistiken einen ungefähren Einblick. Nach ihnen wechselten bis 1871 im Zeitraum eines Menschenalters 6,3 % der Geburtsbevölkerung in einen der benachbarten bayrischen Landkreise, während 8,1 % in einen Stadtkreis zogen, davon der größere Teil nach Nürnberg (2,4 %), München (1,4 %) und Augsburg (1,4 %); bezeichnenderweise also schon in stark industrialisierte Gebiete. Die Stadtwanderung des Kreises stieg bis 1900 bereits auf den bemerkenswert hohen Stand von 20 % der Geburtsbevölkerung, davon allein nach Nürnberg 6,3 % und München 3,9 %. Das sind Tatsachen, die die Landflucht deutlich beweisen.

Ergebnis und Problem: Seit dem Verkehrs- und Industriezeitalter haftet die ländliche Bevölkerung im gesamten Landkreis Dinkelsbühl nicht mehr so sehr wie in früherer Zeit an Scholle und Heimat, sondern sie ist in ununterbrochener Bewegung begriffen. Dabei erlebte der Landkreis infolge der starken Abwanderung in die Städte und Industriegebiete eine katastrophale Bevölkerungsschrumpfung. Diese Abwanderung ist zugleich eine Flucht aus der Landwirtschaft und den handwerklichen Berufen. Dabei ergibt sich die Tatsache, daß die Märkte und Städte des Landkreises bis jetzt nicht in der Lage sind, diese Bevölkerungsabwanderung aufzuhalten. Und für Dinkelsbühl, als dem zentralen Ort von landschaftlicher Bedeutung, ergibt sich hieraus das stadtgeographische Problem, inwieweit die Stadt diese bezeichnende Bevölkerungsabwanderung einzuschränken vermochte oder weshalb es ihr bis jetzt noch nicht gelang. Die Ergebnisse sind dann ein Wertmesser für ihre zentralen städtischen Funktionen und die gesamte wirtschaftliche Bedeutung Dinkelsbühls.

3. Die Bevölkerungsentwicklung der Stadt im Spiegel ihrer Wirtschaftsentwicklung

Um für die angeschnittene Problemstellung, nämlich die Stellung Dinkelsbühls im Rahmen dieser Landflucht, brauchbare Ergebnisse zu bekommen, soll versucht werden, in kurzen Zügen die Bevölkerungsbewegung der Stadt im Spiegel ihrer historischen Wirtschafts- und Verkehrsentwicklung zu betrachten. Es lassen sich dann noch weitere neue Schlüsse ziehen über die Rolle, die Dinkelsbühl im Landfluchtproblem und darüber hinaus in seinem gesamten Lebensraum spielte und heute noch hat.

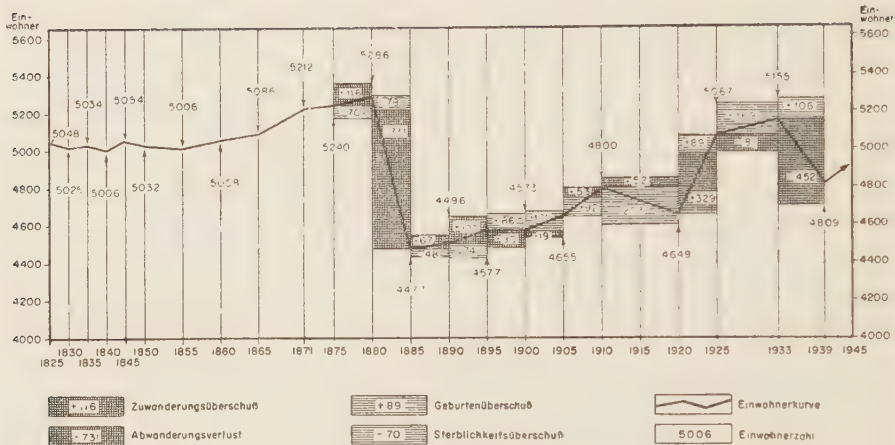


Abb. 7: **Die Bevölkerungsentwicklung Dinkelsbühls.**
(Nach Ständesamtsregister und Adreßbüchern ermittelt.)

Für die Zeit vor 1876 liefern die Dinkelsbühler Intelligenzblätter nur zum Teil brauchbare Angaben, deshalb wurde auf eine graphische Auswertung verzichtet. Bemerkenswert ist der hohe Abwanderungsverlust in den Jahren nach dem Anschluß an das Eisenbahnnetz (1878 Richtung Nördlingen, 1881 Richtung Feuchtwangen).

Eine zergliedernde Betrachtung obiger Bevölkerungskurve zeigt folgendes: am Ende der reichsstädtischen Zeit hatte Dinkelsbühl eine Wohnbevölkerung von Knapp 5000 Einwohnern⁷. Im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts stieg sie infolge natürlichen Bevölkerungswachstums im Einklang mit der Bevölkerungskurve des Kreises langsam an. Zwischen 1827 und 1860 zeichnete sich dann ein Wachstumsstillstand ab. Er war nach den vorhandenen Archivquellen⁸ im wesentlichen eine Folge der damals größeren Sterblichkeit (gegenüber den Geburten) und auch der Auswanderung in andere deutsche Staaten und besonders nach den USA. Wie von einem Fieber erfaßt, verließen in den Hauptwanderjahren zwischen 1851 und 1861 über hundert, zumeist ledige Dinkelsbühler die Stadt, um besseren Zeiten entgegenzusehnen. Erschütternd ist, daß 60 % dieser wagemutigen Auswanderer ledige Frauen zwischen 17 und 34 Jahren waren und nur wenige Familienväter den Sprung ins Ungewisse wagten. Die Zahlen und Namen sind uns erhalten geblieben, über ihre Schicksale schweigen die Akten⁹. Glücklicherweise erlebte Dinkelsbühl gleichzeitig eine anhaltende Zuwanderung vom Lande her, so daß im ganzen der Bevölkerungsstand der Stadt gehalten und um 1880 sogar der höchste Einwohnerstand überhaupt erreicht wurde. Bis zur Jahrhundertwende folgte wieder eine rapide Bevölkerungsverminderung, die dann nach leichtem Anstieg um 1933 einen zweiten und zwischen 1946 und 1954 einen dritten Einwohnerhöchststand erreicht, dem jeweils ein anhaltender Bevölkerungsschwund folgte.

Unter sämtlichen unmittelbaren Städten Bayerns verzeichnete Dinkelsbühl somit als einzige Ausnahme keine Zunahme der Bevölkerung, sondern die Volkszahl nahm gegenüber dem Stande von 1840 bis zum Jahre 1885 um 11 %, bis 1905 um 7 % und bis 1939 noch um 4 % ab¹⁰. Diese traurige Bilanz für 1876 und 1939 als Stichjahre ermittelt, ergab, daß einem äußerst geringen Geburtenüberschuß von kaum 3 % der Bevölkerung von 1876 ein absoluter Abwanderungsverlust von 12 % gegenüberstand und Dinkelsbühls Einwohnerschaft sich deshalb bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges um 9 % verringerte.

Schon aus diesen wenigen Zahlen läßt sich vermuten, daß der Stadt Dinkelsbühl im wesentlichen die wirtschaftliche Entwicklungs- und Entfaltungskraft fehlte und es deshalb zum Bevölkerungsrückgang in der Stadt kam und mithin auch kein nennenswerter Einfluß auf die Bevölkerungsbewegung ihres Hinterlandes spürbar wurde. Doch muß dies im einzelnen sowohl an Hand der Bevölkerungsbewegung und -wanderung als auch mit Hilfe des überkommenen Archivmaterials und der Wirtschaftsentwicklung begründet werden.

a. Periode des beginnenden Industriezeitalters

Die Bevölkerungskonstanz bis 1860 und der folgende leichte Anstieg bis 1880 zeigen trotz des bekannten Geburtenunterschusses und der Auswanderung, daß die Stadt damals noch ein ausgeglichenes Wirtschaftsgefüge besaß, wie es den Landstädten als wirtschaftliche und administrative Mittelpunkte des bäuerlichen Hinterlandes im Umkreis von 3 bis 4 Wegestunden entsprach. Auf dem Lande war das Wirtschaftsleben ja noch kleinräumig, das ländliche Handwerk wurde ebenso wie die Landwirtschaft gebraucht, und die zentrale Landstadt Dinkelsbühl sowie die kleineren Märkte als untergeordnete Wirtschaftszentren, glichen das noch bestehende Marktgefälle aus, so daß Landwirtschaft und Gewerbe, Land und Stadt im ganzen aufeinander abgewogen waren. Sehr anregend für das Aufblühen der Landwirtschaft, die bis Anfang des 19. Jahrhunderts tatsächlich mit grundherrlichen, kirchlichen und anderen Abgaben überlastet war und an Geld- und Kreditmangel litt, waren die Gesetze zur Bauernbefreiung von 1807 und 1808, die bayerische Verfassung von 1818, das revidierte Gemeindeedikt von 1825 und das Gesetz zur Grundentlastung vom 4. 6. 1848. In diese große Zeit der Agrarreform fielen die Aufhebung der Brache und Gemeindegutungen, sowie die Einführung verbesserter Methoden zur Feldbestellung und der Übergang zur Stallfütterung. In den Städten förderten gleichzeitig die Einführung der Gewerbefreiheit und die Gründung von Gewerbe- und Handelsvereinen, Geldinstituten und Kreditanstalten das wirtschaftliche Leben. Endlich waren seit 1828 die Zollschranken nach Württemberg gefallen, und so wurde auch das Hinterland jenseits der nahen Landesgrenze marktwirtschaftlich wieder fest an Dinkelsbühl gebunden. Den sichtbarsten Ausdruck für diese wechselseitigen Anregungen vermitteln die vielseitigen wirtschaftlichen Marktfunktionen in den erhaltenen Aufzeichnungen über Handelsumsätze in den Kornschranken, auf den Viktualienmärkten und das lebhafte Bedürfnis für die damals neu errichteten Märkte. Die seit alters bestehenden sechs Vieh- und Jahrmärkte wurden nämlich auf ein ganzes Dutzend vermehrt und zwei Roß-, drei

Schaf- und zwei Wollmärkte kamen neu hinzu; daneben blieben die allwöchentlichen Getreide- und Schweinemärkte in gutem Schwung¹¹. Dinkelsbühls städtisches Markteinzugsgebiet und sein Nahhandelsbereich erreichten, zusammen mit den günstigen Poststraßenverbindungen jener Jahre (vergl. Abb. 8), für kurze Zeit nahezu die Ausdehnung wie im Mittelalter. Und dennoch war um die Mitte des 19. Jahrhunderts vom revolutionierenden Umbruch des beginnenden Eisenbahn- und Industriezeitalters noch wenig zu spüren. Das lag einmal daran, daß autochthone Wirtschaftsgrundlagen, wie Bodenschätze, Wasserkräfte usw. fehlten, zum andern hatte das Gebiet noch nicht den Anschluß an das sich rasch entwickelnde neue Verkehrsnetz gefunden. Darum stand Dinkelsbühls Handwerk noch in voller Blüte und ergänzte die städtischen Wirtschaftsfaktoren ganz bedeutend.

Neben den üblichen städtischen Gewerben und Handwerksbetrieben zur Marktvorsorgung verdiente dabei im Verlauf des 19. Jahrhunderts das Wollgewerbe eine besondere Würdigung, weil es noch zwischen 1865 und 1881 mit 270 handwerklichen Betrieben und 394 beschäftigten Meistern einen bedeutenden Wirtschaftsfaktor darstellte. Allein das Strumpfwirkergewerbe hatte 1860 noch 165 Stricker, etwas später in 212 Betrieben 289 Vollbeschäftigte. Mit den Nebenerwerbstätigen waren im Wollgewerbe stets gegen 1000 Menschen tätig¹², und ihre Erzeugnisse, vor allem wollene Unterhosen, Kittel, Strümpfe und Mützen, fanden ihren Absatz in den Zollvereinsstaaten, Holland, der Schweiz und Tirol¹³. Auf dieser handwerklichen Betriebsgrundlage mit gewisser Fernwirkung der Erzeugnisse konnte um 1860 als erstes Zeichen beginnender Industrialisierung gleichsam eine mechanische Streich- und Arrasgarnspinnerei Fuß fassen¹⁴. Der Betrieb lief teils mit Wasserkraft, teils mit Dampfkraft, beschäftigte bis 50 Arbeiter und war in der Lage, das Wollengewerbe der Stadt mit mechanischer Spinnwolle und Streichgarn zu versorgen. Auf diese Weise war das Gewerbe von württembergischen Spinnereien unabhängig und auf eine billige, konkurrenzfähige Rohstoffbasis gestellt. Wie sehr das Gewerbe seinerzeit noch im Geschäft lag, bezeugt der Umstand, daß 1863 ein Jude Rosenberger eine Konzession für eine weitere Wollspinnerei und-färberei erhielt; er wanderte aber zwei Jahre später wegen der schlechten Eisenbahnlage nach Nürnberg ab¹⁵. Darüber hinaus existierten ein Dampfsägewerk und 13 Pinselmacherbetriebe mit über 50 Beschäftigten. Unterstrichen wird diese freilich erst spät einsetzende wirtschaftliche Betriebsamkeit noch dadurch, daß die angeführte Bevölkerungszunahme, bis 1880 ausschließlich auf Zuwanderung vom Lande her beruhte¹⁶, denn gleichzeitig und bis 1895 anhaltend, lag die Sterblichkeitsziffer in der Stadt, wie schon Jahrzehnte vorher, immer noch höher als die Geburtenzahl¹⁷.

b. Periode des Eisenbahnanschlusses¹⁸

Seit 1880 aber setzte ein katastrophaler Bevölkerungsschwund ein, der zu 11 % auf dem bekannten Geburtenunterschuß beruhte, denn zwischen 1880 und 1885 verließen 731 Menschen die Stadt Dinkelsbühl, das waren 14 % der Gesamtbevölkerung! Erklären läßt sich das nur aus einer inzwischen völlig veränderten wirtschaftlichen Situation heraus. Und diese war, wie die Archivalien bestätigen, auch tatsächlich eingetreten. Erste Anzeichen dafür

waren um 1870 das Auflassen einiger Viehmärkte, der Roß-, Schaf- und Wollmärkte, wobei man klagte, daß besonders württembergische Käufer wegen der um 1866 errichteten württembergischen Grenzbahnlinie Crailsheim-Ellwangen Dinkelsbühls Viehmärkte weniger besuchen. Besser wird es noch im städtischen Handwerk, besonders dem althergebrachten Wollengewerbe sichtbar. Es klagt bereits 1867 und vor allem um 1875 über schlechten Geschäftsgang und eine scharfe württembergische Konkurrenz, die schon auf mechanischer Basis erheblich leistungsfähiger als die handwerklichen Betriebe in Dinkelsbühl war. Dadurch kam selbstverständlich der Absatz der Wollwaren nach Württemberg zum Stocken, und auf den übrigen Märkten verdrängten besonders Calw und Apolda die Dinkelsbühler Waren. So kam es, daß schon um 1867 oft Hunderte zeitweise ohne Arbeit gewesen sind. Als Folge davon kam auch die mechanische Streichgarnspinnerei in Schwierigkeiten. Sie betrieb schließlich nur noch Lohnspinnerei und mußte in jenen Jahren schon um Stundung der fälligen Rückzahlungen an den Bayerischen Industrialisierungsfonds nachsuchen¹⁹⁾

Zudem war und blieb von Anfang an die Energieversorgung und die Verkehrserschließung schlecht. Die früher zwar ausgenützten Wasserkräfte erwiesen sich für die Mechanisierung und Technisierung als zu gering und die leistungsfähigere Dampfkraft brauchte Massenzufuhren von Kohlen aus Zwickau und Stockheim/Ofr., die mit der Bahn bis Wassertrüdingen kamen und dann über 24 Kilometer per Achse nach Dinkelsbühl gebracht werden mußten²⁰⁾, ein Umstand, der mit aller Deutlichkeit die erschreckend schlechte verkehrsgeographische Situation der Stadt im beginnenden Industriezeitalter charakterisiert. Dinkelsbühl erhielt nämlich erst 1878 den Bahnanschluß, während bereits ein bis zwei Jahrzehnte früher sämtliche Städte um Dinkelsbühl, wie Crailsheim, Ellwangen, Bopfingen, Nördlingen, Oettingen, Wassertrüdingen, Gunzenhausen, Ansbach usw. eine Bahnverbindung hatten. Mit Neuburg/Donau war damals Dinkelsbühl die letzte unmittelbare Stadt Bayerns ohne Bahnanschluß, und das Straßennetz konnte damals in keiner Weise einen Ersatz bieten. Als bedeutendster Gestaltungsfaktor jener Zeit spielte so tatsächlich und nachweislich die Eisenbahn für Dinkelsbühls Wirtschaftsentwicklung die entscheidende Rolle; denn mit ihr wären im ganzen erst die wirtschaftswichtigen Massentransporte, die Mechanisierung der Gewerbe und eine Massenproduktion möglich geworden.

Zum Verständnis der Gesamtentwicklung lohnt sich deshalb, gerade hier über den Rahmen hinaus weiter auszuholen. Die ersten Anfänge eines Dinkelsbühler Interesses für die Eisenbahnfrage gehen schon bis vor die Zeit des Nürnberg-Fürther Bahnbaues zurück. Damals war eine Durchgangslinie Würzburg-Augsburg geplant, die jedoch nie zur Ausführung kam²¹⁾. 1841 setzte sich die Stadt wiederum ein, allerdings vergebens, damit die projektierte Hauptstrecke Augsburg-Nürnberg möglichst nahe über Nördlingen durch das Hesselberggebiet geführt wird, um baldmöglichst einen eigenen Seitenanschluß zu erhalten²²⁾. Ab 1856 bemühte man sich dann um eine Querbahn von Württemberg nach Bayern, die von Stuttgart über Wasseralfingen, Ellwangen nach Dinkelsbühl und weiter nach Nürnberg führen sollte, ein wegen der Geländeverhältnisse im Bereich der Hauptwasserscheide nicht besonders aussichtsreiches Unterfangen. Nachdem durch die württembergische Regierung dieser Plan zugunsten der Linie Stuttgart - Bopfingen - Nördlingen geändert worden

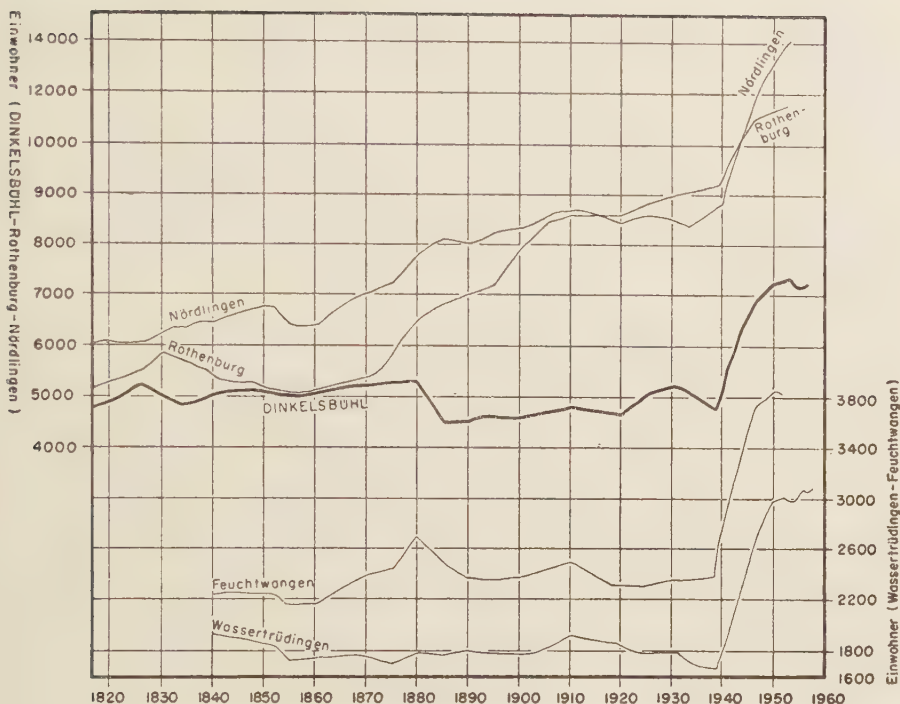


Abb. 9: **Die Bevölkerungsentwicklung benachbarter Städte.**
(Vergl. damit den jeweiligen Eisenbahnanschluß!)

war, erstrebte man 1862 wenigstens den Anschluß an die Nürnberger Hauptlinie in Gunzenhausen. Dabei sollte das Projekt von den Städten Dinkelsbühl und Gunzenhausen in der Hauptsache gemeinsam finanziert werden; und Dinkelsbühl plante darüber hinaus eine Weiterführung nach Crailsheim oder Ellwangen und den Anschluß an die im Bau befindliche württembergische Grenzbahnlinie. Man argumentierte seinerzeit ganz richtig, daß die Querbahn den gesamten Raum wirtschaftlich erschließen würde. Für Dinkelsbühl hätte das eine Belebung des Getreidehandels nach Württemberg, der Mastviehtransporte nach Stuttgart, Straßburg und Frankfurt bedeutet, und der bisher nach Tausenden von Zentnern über Dinkelsbühl geführte Gips aus den Brüchen bei Crailsheim hätte günstiger abgesetzt werden können. Endlich wäre eine Kohlenzufuhr aus Sachsen über Nürnberg nach Dinkelsbühl oder von den rheinischen Revieren her leicht möglich gewesen.

Genehmigt wurde von allen Plänen am 29. 4. 1869 eine Teilstrecke von Wassertrüdingen nach Dinkelsbühl als Staatsbahn. Inzwischen, nämlich 1866, hatte Württemberg entlang der Landesgrenze von Crailsheim bis Ellwangen die Grenzbahnlinie in Betrieb genommen, die nach zeitgenössischen Quellen nun das gesamte wirtschaftliche Einzugsgebiet weitgehend nach dem württembergischen Westen ausrichtete. Gleichzeitig sorgte das benachbarte Württemberg für eine Industrialisierung²³. Dennoch wäre die Bahnverbindung nach Westen nicht ungünstig gewesen. Deshalb wurde 1870 letztmalig das Bahnprojekt Crailsheim-Dinkelsbühl vorläufig vermessen, aber nicht weiter ausgeführt, weil man sich für die Durchgangsstrecke Crailsheim-Ansbach über Dombühl entschied²⁴.

In den folgenden Jahren ging der genehmigte Bahnbau Wassertrüdingen-Dinkelsbühl sehr langsam vorwärts, so daß am 14. 6. 1874 erst 34 000 Gulden in der Bahnstrecke verbaut waren, und der Bau schließlich am 25. 6. 1874 ganz eingestellt wurde²⁵. Dafür sollte die Teilstrecke Nördlingen-Dinkelsbühl gebaut werden. Interessiert war daran in erster Linie Nördlingen, dessen Landtagsabgeordneter Dr. Frickinger einen Plan von 1862 vor dem Parlament wieder aufrollte, den die Städte Rothenburg, Dinkelsbühl und Nördlingen seinerzeit bei der Regierung betrieben hatten, der übrigens 1865 abgelehnt worden war, um eine Linienführung Nördlingen-Rothenburg-Würzburg zu erhalten. Weil sich das ebenso stiefmütterlich behandelte Feuchtwangen 1873 zum Bau einer Lokalbahn nach der Hauptstrecke in Dombühl entschloß, wurde auf einmal Frickingers Plan doch genehmigt. Man sperrte, wie gesagt, die Strecke Wassertrüdingen-Dinkelsbühl und nahm die von Nördlingen nach Dinkelsbühl in Angriff; sie wurde 1878 dem Verkehr übergeben, und 1881 folgte dann die Fortsetzung bis Feuchtwangen²⁶.

Überblickt man rückschauend die vielen unberücksichtigten und abgelehnten Pläne der Stadt Dinkelsbühl, so ist verständlich, daß sie sich sehr zurückgesetzt und wirtschaftlich stiefmütterlich behandelt fühlte. Und die neu geschaffene bayerische Grenzbahnlinie, besonders nach Nördlingen, wurde Dinkelsbühls Wirtschaftsgefüge wenig gerecht, weil nur etwa 10 % seiner Wirtschaftsbeziehungen nach dem Süden gingen²⁷. Zudem lag die Stadt am Rande der aufblühenden Nürnberger und Stuttgarter Industrierräume und hätte durch die gewünschte West-Ost-Linie wesentlich mehr Wirtschaftsimpulse erhalten. Noch entscheidender aber war, daß der Bahnbau und -anschluß für das heimische Wollgewerbe viel zu spät kam und in der Zwischenzeit Dinkelsbühls Wirtschaftsansätze weitgehend zerstört waren. Ein Jahrzehnt später ist das wollverarbeitende Gewerbe auch gänzlich erloschen. Schließlich machte sich mit dem Bahnanschluß eine wirtschaftliche Entleerungserscheinung bemerkbar, denn nun konnten die in ihren Produktionskosten begünstigten Wirtschaftsräume Württembergs und Frankens durch ihre weit fortgeschrittene Industrialisierung auch ihre Kostenvorteile geltend machen. Die industrielle Massenproduktion und Konkurrenz halfen im Grunde genommen mit, das Dinkelsbühler Wollengewerbe und die geringen Industrieansätze in den Jahren nach dem Eisenbahnanschluß zum endgültigen Erliegen zu bringen. So wird verständlich, daß man sich in Dinkelsbühl ein Jahrzehnt später besinnt, welche Maßregeln hätten getroffen werden müssen, um den Zusam-

menbruch des starken Wollengewerbes zu verhindern. An Persönlichkeiten und kommunaler Initiative fehlte es angeblich nicht, dennoch hatte man schon längst vor dem Bahnanschluß versäumt, leistungsfähige Maschinen zu beschaffen, ein Umstand, der ein fragwürdiges Licht auf den Fortschrittsgeist wirft, wobei freilich die Energie- und Rohstoffbeschaffung eine hemmende Rolle bei der Planung spielten. Außerdem fehlte neben echter Persönlichkeitsinitiative auch der maschinell ausgebildete Facharbeiter und Meister, weil der damals noch wohlhabende Handwerkerstand es versäumte, auch rechtzeitig für den entsprechenden Nachwuchs zur Fortführung und Umstellung des Gewerbes zu sorgen; man ließ dagegen bei wenig Kindern die Söhne meistens in andere Berufe abwandern. Weiter waren die wenigen Kraftreserven für die Triebwerke zu gering, und die Kohle als Kraftstoff und Massengut war wegen der außergewöhnlichen Verkehrsverhältnisse lange Zeit zu kostspielig²⁸, und so blieb die völlige Produktionsumstellung auf mechanische Basis bei der schon weit fortgeschrittenen Wirtschaftsentwicklung anderer Räume unwirtschaftlich und darum in einigen mißglückten Versuchen stecken. Dinkelsbühl hatte durch Zufälligkeiten und auch durch eigene Wankelmütigkeit seine Wirtschaftschance wegen des späten Bahnanschlusses verpaßt.

Durch die Eisenbahn aber wurden letzten Endes die gesamten Abwanderungserscheinungen im Dinkelsbühler Wirtschaftsraum in ihrer folgeschweren Entwicklung und Auswirkung sehr beschleunigt. Während das Eisenbahnzeitalter an den Hauptlinien und Verkehrsknotenpunkten zur Bevölkerungsballung und Industrialisierung führte, wirkte sich der sehr späte, leistungsschwache Nebenanschluß statt in einer Intensivierung des Wirtschaftslebens als sehr kräftiger Sog zu den weit entwickelten industriellen Räumen Württembergs und Mittelfrankens hin aus, so daß es zu einer typischen, verkehrsbedingten Entleerungserscheinung führte.

Darum steht heute diesen Industrieräumen mit Menschenballung der Dinkelsbühler Raum noch als Entleerungsgebiet und Menschenreservoir gegenüber. Dabei war doch das eigentliche Ziel des seinerzeitigen Bahnbaues die Entwicklung der unerschlossenen Gebiete, aber man hätte voraussehen können, daß an diesen sehr spät eröffneten Nebenbahnen nur eine durchschnittlich viel geringere Wirtschaftsentwicklung einsetzen konnte, noch dazu, wo man die gesamte Wirtschaftsstruktur des Gebietes kannte und es außer der Landwirtschaft an autochthonen Standortsfaktoren vollkommen fehlte. Damit ist über Dinkelsbühls Wirtschaftsentfaltung im 19. Jahrhundert das Urteil gesprochen. Diesen für die Stadtentwicklung bedeutendsten Einschnitt hatte dabei das Zeitalter der Eisenbahn gebracht. Und nicht einmal die wieder zunehmende Bedeutung des Straßenverkehrs konnte ausgleichend wirken.

c. Periode der Anpassung an die veränderte Wirtschaft

Mit dem Eisenbahnanschluß kamen lediglich für den Handel und die zentralen städtischen Funktionen neue wirtschaftliche Anregungen. Jetzt standen die billigen Massenartikel zur Verfügung und brachten eine Marktbereicherung, so daß Dinkelsbühls marktwirtschaftlicher Radius sich dennoch etwas ausbreitet, das Zentrum des Raumes, aber als typische Landstadt, blieb.

Dadurch kam es bei einem anfangs noch anhaltenden Bevölkerungsschwund durch höhere Sterblichkeit neuerlich zu einer kurzfristigen Binnenzuwanderung und Bevölkerungszunahme²⁹.

Die Vermehrung der Einwohnerzahl bis zum Weltkrieg beruhte endlich auf Geburtenüberschuß bei schwacher Abwanderung. Es festigte sich demnach nur das handwerklich-gewerbliche Leben der Stadt im lokalen marktwirtschaftlichen Bereich und eine so dringend notwendige Industrialisierung unterblieb für weitere 50 Jahre. Dinkelsbühl blieb auch in der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts ohne Industrie, und es behielt nur die zentralörtlichen Marktfunktionen und Verwaltungsaufgaben für den Landkreis bei. Darum fehlte der Stadt die stürmische Bevölkerungszunahme im Eisenbahn- und Industriezeitalter gänzlich, so wie sie z. B. Schwabach, Fürth, Nürnberg usw. durch ihre Industrieansiedlung eigen wurde oder wie sie in geringerem Maße auch Gunzenhausen, Treuchtlingen, Weißenburg, Selb, Marktredwitz, Weiden, Hof, usw. erfuhren, die durch den Eisenbahnverkehr als wesentlichen Gestaltungsfaktor einen Aufschwung erlebten. (Vergl. damit Abb. 9).

Daß nach der Weltwirtschaftskrise in den Jahren zwischen 1933 und 1939 bei einem Geburtenüberschuß von 106 Menschen dennoch ein Abwanderungsverlust von 452 Menschen blieb (10 %), geht auf die Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen, die Vollbeschäftigungspolitik und Rüstungskonjunktur des 3. Reiches zurück, wodurch das Fehlen von erträglichen Erwerbsmöglichkeiten in der schwach industrialisierten Kleinstadt neuerlich bestätigt wird. Umgekehrt brachte die Masse der im und nach dem letzten Kriege nach Dinkelsbühl gekommenen Bevölkerung zweifelsohne neue wirtschaftliche Impulse, verbunden mit einer Industrieansiedlung, als deren Folge man die Stabilisierung bzw. das Anwachsen der Wohnbevölkerung ansehen kann.

d. Zusammenfassung

Das Ergebnis über Dinkelsbühls Bedeutung im Spiegel seiner Bevölkerungs- und Wirtschaftsentwicklung und der Landflucht des Kreises ist also folgendes: aus günstigen handwerklichen und marktwirtschaftlichen Verhältnissen, administrativen und kulturellen Funktionen, die bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts gehen, wurden nach dem Einsetzen und Entfalten des Eisenbahn- und Industriezeitalters Stadt und Hinterland zu einem bevölkerungsgeographischen Entleerungsgebiet ersten Ranges. Eingespannt in diese Bevölkerungsabwanderung hatte die Stadt Dinkelsbühl ebensowenig wie die übrigen Märkte des Kreises die Kraft, diese anhaltende Wanderflut einzudämmen, geschweige denn zum Stillstand zu bringen. Der Grund ist im wesentlichen in einer negativen Wechselwirkung des Raumes mit dem zentralen Ort Dinkelsbühl zu sehen. Der Raum bot durch seine geographische Randlage zwischen sich stürmisch entwickelnden Industrieräumen Württembergs und Mittelfrankens, bar jeglicher autochthoner Wirtschaftsfaktoren und

allein auf die teilweise ärmliche Landwirtschaft gestützt, nur ungenügende Lebensmöglichkeiten. Verstärkend wirkte noch die historisch bedingte Besitzzersplitterung in zwerg- und mittelbäuerliche Höfe, die damit verbundene Überbevölkerung und der hieraus resultierende Bevölkerungsdruck des flachen Landes.

Die Stadt Dinkelsbühl als zentraler Ort war hingegen durch das Fehlen von bodenständigen Industrierohstoffen zur Industrialisierung und raumwirtschaftlichen Entfaltung allein auf die Verkehrsentwicklung und die vorhandenen zahlreichen Arbeitsreserven angewiesen. Beide aber kamen nicht zum Tragen, und zwar deshalb, weil die Verkehrserschließung durch die Eisenbahn, als dem damals wichtigsten Gestaltungsfaktor, so spät erfolgte, daß das starke, an sich entwicklungsfähige Wollengewerbe den Anschluß an die Mechanisierung verpassen mußte. Es wurde deshalb auf den fremden Märkten vollständig verdrängt, wodurch das Gewerbe zum Untergang verurteilt war. Jetzt blieb auch keine Möglichkeit mehr, die Arbeitsreserven des Hinterlandes wirtschaftlich zu erfassen. So wirkte die Verkehrserschließung auf das hiesige Gewerbe statt anregend völlig vernichtend, denn nun war auch der engere Markt der billigen Massenproduktion gewerblicher Güter erschlossen, der dann auch dem auf Ausfuhr arbeitenden Wollengewerbe nicht nur wirtschaftlich, sondern auch psychologisch den Gnadestoß gab. Damit blieb Dinkelsbühl bar jeglicher Industrialisierung, so daß der Stadt außer den lokalen Marktfunktionen und Verwaltungsaufgaben keinerlei Wirtschaftskräfte eigen blieben, die anziehend auf das Hinterland gewirkt hätten und die ungewöhnliche Menschenabwanderung verhinderten. So wurde dieser bayerrische Grenzraum zu einem Entleerungsgebiet der Bevölkerung und blieb es bis in die Gegenwart.

Welche ungeheuer wertvolle Bevölkerungs- und Wirtschaftssubstanz dabei seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Stadt und Land verloren gingen, belegen folgende Zahlen aus der Statistik:

Über 50 Prozent der Abwanderer waren Erwerbspersonen unter 30 Jahren, und die alten erwerbsunfähigen Personen blieben notgedrungen im Kreis zurück, so daß die Soziallasten anstiegen und es auch in Zukunft zu einer weiteren Vergreisung der Bevölkerung kommen muß, ganz abgesehen von den übrigen Folgeerscheinungen. Von den alljährlich aus dem Kreis abwandernden Personen waren heutzutage 67 % Erwerbstätige, und nur der kleine Rest von 33 % waren Familienangehörige, Frauen, Kinder usw., also Leute ohne einen Hauptberuf. Aber auch die Frauen, ebenso wie die Kinder müssen als erheblicher Verlust in Rechnung gesetzt werden, denn häufig ist auch die Frau erwerbstätig und mit den Kindern gingen wesentliche Arbeitsreserven verloren. Endlich wirkte sich diese Entvölkerung auch im geringeren Geld- und Vermögensvolumen aus, das wieder beachtenswerte Wirtschaftsfolgen hat. Verdeutlicht könnte das sowohl an der Steuerleistungsfähigkeit, wie auch an dem Vermögensvolumen, der Kaufkraft der Bevölkerung usw. werden.

Aber ganz abgesehen von diesen wirtschaftlichen, finanziellen und sozialpolitischen Verhältnissen, ist umgekehrt die Tatsache der anhaltenden Bevölkerungsabwanderung ein bemerkenswerter Gradmesser für das wirtschaftliche

Eigengewicht des Dinkelsbühler Raumes und seine gewerbliche Entwicklung. Sie läßt eindeutig darauf schließen, daß die Gesamtstruktur des Kreises heute noch eine landwirtschaftliche sein muß. Im Rahmen der kommunalen Verwaltung sollte deshalb erhöhte Sorge getragen werden, um den Wanderungsverlusten ein Ende zu bereiten. Die Schlüsselstellungen müssen dabei die Städte Dinkelsbühl und Wassertrüdingen übernehmen.

4. Die gegenwärtige Bevölkerungsdichte und wirtschaftliche Struktur des Kreises

Durch die Evakuierten- und Heimatvertriebenen zuzüge während und nach dem Krieg stieg die Bevölkerungsdichte des Landkreises von 67,5 E/km² im Jahre 1939 auf 97,5 E/km² im Jahre 1946 und sank bis 1957 wieder auf 85 E/km² ab³⁰. Im Rahmen der Nachbarkreise liegt damit die Bevölkerungsdichte relativ hoch.

Von Gemeinde zu Gemeinde ergeben sich jedoch erhebliche Gegensätze in der Bevölkerungsdichte. Sie hat ihre Ursache sowohl in der verschiedenen Bodenfruchtbarkeit und dem Waldanteil als auch in der gewerblichen Entwicklung, die demnach die natürliche Eignung für die agrarische Landnutzung, wie auch für die industriellen Standorte widerspiegelt. Eine weitere Erklärung der Bevölkerungsdichte gibt darüber hinaus die in die Karte eingezeichnete Wirtschafts- und Bodenstruktur sowohl des Kreises als auch der einzelnen Gemeinden. Die Karte läßt auch erkennen, daß der Kreis bis auf die zentralen Orte heute noch überwiegend landwirtschaftlich ausgerichtet ist.

Erwerbspersonen insgesamt		Land- und Forstwirtschaft.		Industrie Handw. Bau.		Hand-, Verk.- Geldw. usw.		Öffl. Dienst u. Dienstleist.	
1939	1950	1939	1950	1939	1950	1939	1950	1939	1950
16200	19700	66%	51%	21%	33%	5%	7%	8%	9%

Die Tabelle zeigt die prozentuale Verteilung der Erwerbspersonen und Ihre Veränderung im Landkreis Dinkelsbühl von 1939 bis 1950. Gegenwärtig ist nach vorsichtigen Schätzungen der Anteil der in Handwerk und Industrie beschäftigten Personen weiter angestiegen, so daß der Landkreis bereits zu den gemischtwirtschaftlichen Kreisen zählt, in denen der Anteil der in Land- und Forstwirtschaft tätigen Erwerbspersonen unter 50% liegt.

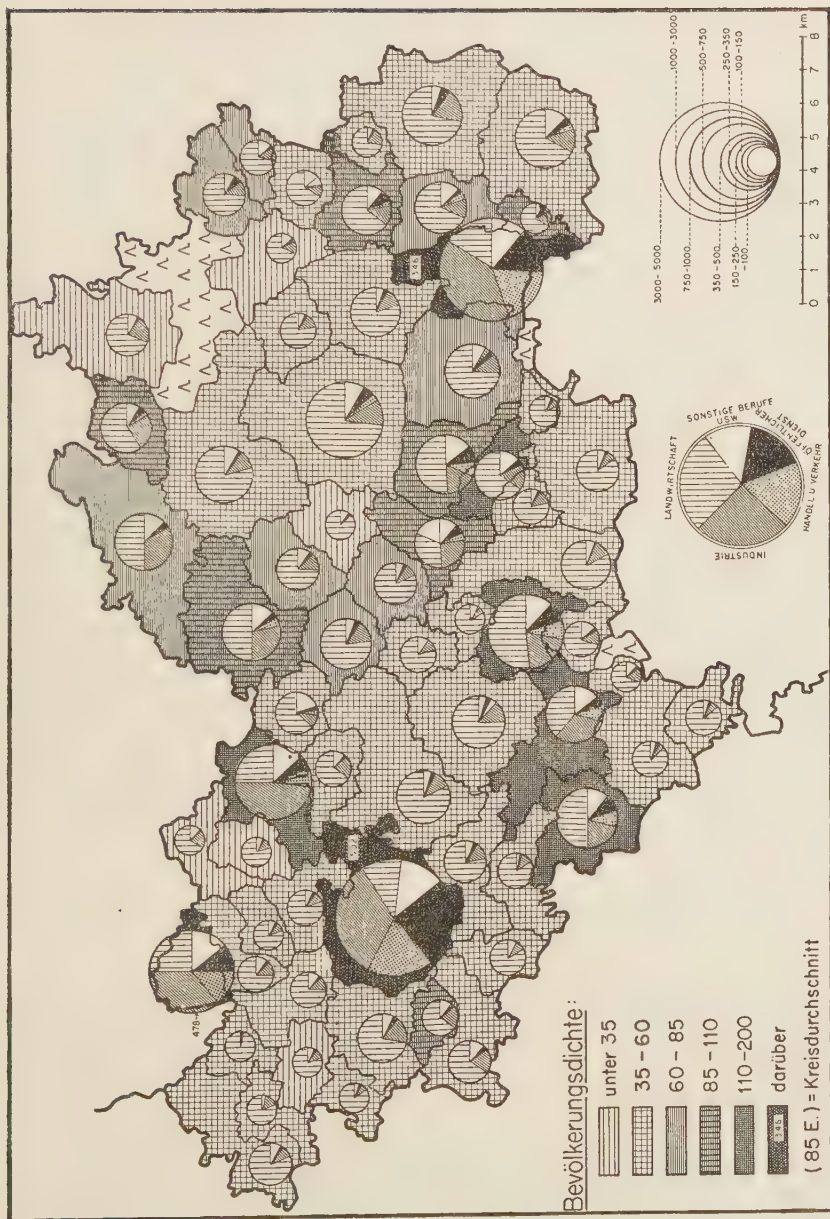


Abb. 10: Bevölkerungsdichte und Wirtschaftsstruktur der 64 Gemeinden im Landkreis Dinkelsbühl.

Man durfte vor dem 2. Weltkrieg den Landkreis mit vollem Recht als ein vornehmlich landwirtschaftlich strukturiertes Gebiet bezeichnen, weil $\frac{2}{3}$ aller Erwerbspersonen landwirtschaftlich tätig waren und die Landwirtschaft damit für 14 106 Menschen (51 % der Wohnbevölkerung) die Grundlage war. Der Kreis hatte aber bis 1950 durch die zunehmende gewerbliche Tätigkeit seinen wirtschaftlichen Schwerpunkt soweit verändert, daß nur noch 13 363 Menschen (= 34 % der Wohnbevölkerung) in der Land- und Forstwirtschaft ihre Existenzgrundlage hatten und der Anteil von Erwerbspersonen aus dem Wirtschaftsbereich Handwerk und Industrie erheblich anstieg. Freilich nahm, absolut gesehen, die Zahl der landwirtschaftlichen Erwerbspersonen nur um 654 Personen ab, dafür hat sich aber die Zahl der in Industrie, Handwerk und Baugewerbe Beschäftigten nahezu verdoppelt. Dadurch wird der sich anbahnende Vergewerblichungsprozeß besonders unterstrichen.

Heute zeigt bereits eine größere Anzahl von Gemeinden eine ansteigende gewerbliche Bevölkerung. Sie fallen im wesentlichen zusammen mit jenen Orten, die wegen ihres zwerg- und kleinsäuerlichen Besitzes schon vor dem letzten Kriege einen gewissen Anteil Arbeiter aufwiesen, während die Orte mit guten Böden und mittelbäuerlichen Betrieben noch weitgehend reine Agrargemeinden sind.

Den Löwenanteil des Vergewerblichungsprozesses haben jedoch nicht die Landgemeinden zu verzeichnen, sondern die beiden Städte Wassertrüdingen und Dinkelsbühl mit ihrem Bevölkerungsanstieg und ihrer Industrieentwicklung seit Kriegsende.

Während es vor dem Kriege noch keine eigentliche Industriearbeiterschaft gab, hatte sich diese Gruppe bis 1950 deutlich entwickelt und wird mit der Industrialisierung an Zahl weiter zunehmen. Leider fehlen bis jetzt neueste statistische Erhebungen, so daß es unmöglich ist, exakte Zahlen zu bringen. Nach meinen Ergebnissen aber dürfte sich inzwischen das Verhältnis zwischen Landwirtschaft und Gewerbe im Kreis so verschoben haben, daß er wahrscheinlich nicht mehr zu den überwiegend bäuerlichen Kreisen gehört, sondern zu einem gemischtwirtschaftlichen, in dem die landwirtschaftlichen Berufstätigen zwar noch weit überwiegen, aber allein vielleicht nur noch 48,5 % der Erwerbstätigen ausmachen.

5. Die Gliederung der Bevölkerung von Dinkelsbühl nach Wirtschaftsabteilungen

Die gesamte berufstätige Bevölkerung Dinkelsbühls setzte sich 1950³¹ zu 45 % aus Arbeitern, 22 % aus Beamten und Angestellten und zu 33 % aus selbständigen Erwerbspersonen und mithelfenden Familienangehörigen zusammen. Damit erhöhten sich die beiden ersten Berufsgruppen gegenüber dem Jahre 1939 nur um 3 bzw. 2 % und zeigen damit ein ziemlich indifferentes Bild der Arbeitsverhältnisse.

Um nicht nur ein zutreffendes Bild der Berufsstruktur zu erhalten, sondern aus dieser auch die besonderen städtischen Funktionen gegenüber dem Lande abzuleiten, ist es zweckmäßig, die Wirtschaftsgruppen näher zu betrachten. Nach der Statistik machen die in Land- und Forstwirtschaft Beschäftigten nur noch 10 %, in Industrie und Handwerk zusammen 35 %, im Versicherungs-, Geld-

und Verkehrswesen 17 %, im öffentlichen Dienst 26 %, und die selbständigen Berufslosen 12 % aus. Einen noch klareren Maßstab für die städtischen Funktionen erhält man, wenn die Erwerbspersonen bei der Ermittlung in einer Wirtschaftsabteilung der sogenannten „zentralen Berufsgruppen“ zusammengefaßt werden, unter denen man solche versteht, die sowohl für das städtische Leben, als auch für die Beziehungen zum Hinterlande bezeichnend sind. Zu ihnen gehören auf jeden Fall die Wirtschaftsgruppen Handel und Verkehr, öffentlicher Dienst und Dienstleistungen, aber auch ein erheblicher Teil der im Handwerk aufgeführten Erwerbstätigen, z. B. die der Lebensmittelversorgung, des Gaststättengewerbes, der Brauereien, aber auch der persönlichen und kulturellen Bedürfnisse. Damit machen diese „zentralen Berufe“ auf jeden Fall weit mehr als die Hälfte aus, so daß für Dinkelsbühl echte Zentralität nachgewiesen werden kann. Die bestimmende Note erhält es aber bezeichnenderweise durch die „öffentlich Bediensteten“; während der Anteil der im „Handel, Geld- und Verkehrswesen“ Beschäftigten gerade noch den Durchschnitt im Vergleich mit anderen Städten hält, ist der Anteil der Industriebeschäftigten noch relativ sehr gering.

Darin kommt schon jetzt zum Ausdruck, daß die Kleinstadt Dinkelsbühl im wesentlichen ein Verwaltungsmittelpunkt ist, mit Behörden, Schulen, sanitären und sozialen Einrichtungen. Die Funktionen als Handels- und Marktzentrum hingegen sind sekundärer Natur und werden sehr durch den Behördenverkehr angeregt, sind aber im ganzen nicht stark genug, einen ständigen Marktbereich von mehr als 15 km Umkreis zu erobern. Es fehlt der Stadt zudem auch die bevorzugte Verkehrslage als Knotenpunkt und Durchgangsstation für Eisenbahn- und Straßenverkehr. Am schwächsten aber ist derzeit noch die Funktion als Industriezentrum. Diese allgemeine Charakterisierung des Dinkelsbühler Wirtschaftsgefüges und die damit verquickten Wirtschaftsabteilungen und zentralen Funktionen werden im folgenden näher betrachtet.

VII. Der Lebensraum Dinkelsbühls und die Funktion der Stadt in der Gegenwart

Schon bei den Betrachtungen vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert zeigte sich als ein wesentliches Ergebnis, daß der Einfluß der Naturbedingungen und der raumwirtschaftlichen Beziehungen geradezu entscheidend für die funktionellen Erscheinungen des gesamten Organismus „Stadt“ und sein äußeres Bild ist. Sie schreiben dem Menschen heute bis zu einem gewissen Grade noch Art und Ausmaß seines wirtschaftlichen Handelns vor, so daß die Stadt mit ihrem Raum auch in der Gegenwart eine teils aktive, teils passive mannigfaltige Verflechtung hat und eine lebendige Einheit bildet. Aber erst durch das Erfassen dieser wirtschaftlichen Struktur wie auch der Einflußbereiche und Einflußrichtungen der Stadt in diesem Raum kann die Vielfältigkeit der Wechselbeziehungen zu einer Gesamtschau führen. Darüber hinaus sollen dabei einige weitere, von der mittelalterlichen Gesamtschau verschiedene stadtgeographische Probleme erörtert werden.

1. Die Grundzüge der Landwirtschaft und ihre Struktur²²

Nach der Statistik von 1950 ergab sich, daß das Wirtschaftsleben des Dinkelsbühler Raumes im wesentlichen noch von der Land- und Forstwirtschaft getragen wird. Die Gründe dafür wurden in früheren Kapiteln aufgezeigt. Dabei bliebe noch zu untersuchen, in welcher Weise sich diese bodenständige Grundlage heute im gesamten Wirtschaftsleben äußert und welche Möglichkeiten vorhanden sind, eine intensivere Wirtschaftsstruktur als die jetzige zu entwickeln, d. h. in erster Linie zur Industrialisierung überzugehen, um Stadt und Land gemeinsam zu fördern. Darum muß der Landbau ausführlicher als sonst üblich betrachtet werden, weil er Wesentliches beiträgt, die Gegebenheiten und Möglichkeiten für Bevölkerung und Wirtschaft zu erkennen.

a. Verteilung und Art der land- und forstwirtschaftlich genützten Flächen

Wie schon hervorgehoben, kann der Dinkelsbühler Raum in das Keuperland und die südlich und östlich angrenzenden Liasflächen gegliedert werden. Ihre naturräumlichen Bedingungen machen das Gebiet aber keinesfalls in allen Teilen zu einem gesegneten Bauernland. Das beweisen einerseits schon die mittleren Hektarerträge, welche noch nicht den Durchschnitt Mittelfrankens erreichen, andererseits die gesamten übrigen landwirtschaftlichen Verhältnisse. Einen sicheren Hinweis für die recht unterschiedlichen Oberflächenformen und Bodenarten gibt der Anteil und die Verteilung von Wald (30 %), Acker- (37 %) und Grünland (29 %), wonach das Gebiet vornehmlich landwirtschaftlich genützt wird. Als Schwerpunkte bäuerlicher Wirtschaft heben sich dabei die Liasflächen heraus. Besonders um den Hesselberg, wo die land-

wirtschaftliche Nutzfläche über 80 % beträgt. Die kleinen Hardtwäldchen als letzte Reste einstiger Almendewälder fallen dort nicht ins Gewicht, sondern unterbrechen das flache Land in willkommener Weise. Der Grund für diese ausschließliche agrarische Nutzung ist die gute Beschaffenheit der Liasflächen, deren Bodenzahlen nach der Reichsbodenschätzung stets zwischen 40 und 60 liegen. Auch das Blasensandsteindreieck westlich von Dinkelsbühl, sowie einzelne Gemeinden auf Unterem Burgsandstein, wie Wolfertsbrunn, Langensteinbach, Sittlingen usw. haben mehr als $\frac{1}{3}$ ihrer Wirtschaftsfläche unter agrarischer Nutzung. Aber in den südlichen, nördlichen und östlichen Randgebieten des Landkreises ist der Anteil der landwirtschaftlichen Nutzfläche wegen der unfruchtbaren, sandigen oder sehr schweren Keupersandsteinböden mit 40 bis 60 % relativ gering. Damit hat der Dinkelsbühler Raum zwei stark verschiedene Wirtschaftszonen.

Ebenso, wie schon der Anteil der Nutzfläche an der Wirtschaftsfläche, so spiegelt auch der Anteil des Acker- und Grünlandes die Oberflächenverhältnisse, den Bodenaufbau und seine Güte wider. Deutlich tritt neuerlich das Liasland in Erscheinung, wo der Anteil des Ackerlandes bis über 60 % ansteigt. Innerhalb des Kreises ist dieser Prozentsatz hoch, im Vergleich zu anderen Kreisen Mittelfrankens jedoch ausnehmend gering. Diese Tatsache befremdet, weil man gerade bei den guten Liasböden einen hohen Anteil Ackerland erwartet. Daß demgegenüber die Dauergrünlandfläche mit 37 bis 47 % im Liasland so starken Anteil hat, ergibt sich nämlich daraus, daß die Liasböden sehr schwer sind und daher allgemein einer leichten Feldbearbeitung entgegenstehen. Darüber hinaus neigen sie wegen der Undurchlässigkeit zu stauender Nässe. In Tiefenlagen, besonders in den flachen Fluß- und Bachtälern und selbst den kleinsten Wasserrinnsalen, sind der Grundwasserspiegel und die Bodenfeuchtigkeit schon so groß, daß diese Böden, auch bei guter Entwässerung, als Ackerland ausscheiden und nur als Grünflächen nutzbar sind.

Ein ähnliches Bild wiederholt sich auf den Böden des vorgelagerten Burgsandsteins. Da seine untere Abteilung zahlreiche zwischengelagerte Ton- und Lettenschichten aufweist, fallen diese tonigen Böden als Ackerland aus. Das Grünland beträgt deshalb um oder über 50 % und selbst in Hanglagen und auf Höhen sind ganze Flurteile Dauergrünland, weil solche wasserstauenden Schichten anstehen. Etwas günstigere Bedingungen haben nur die Böden auf der Blasensandsteinfläche, wo der Ackerlandanteil dann stets über 50 % liegt. Sehr erhöht wird allerdings der Wiesenanteil wieder durch die flachen Talauen von Wörnitz, Sulzach und ihren zahlreichen Nebenflüssen. Wegen ihres geringen Gefälles, der reichlichen Wasserführung und ihrer häufigen Überschwemmungen nach größeren Niederschlägen und während der Frühjahrs- und Herbstmonate sind diese Flächen als Ackerland vollkommen unbrauchbar und tragen meist Sauergraswiesen.

Der Dinkelsbühler Raum mit hoher Quell- und Gewässerdichte und seinen außergewöhnlichen Boden- und Wasserverhältnissen besitzt dadurch, zusammen mit dem Landkreis Feuchtwangen, den höchsten Grünlandanteil aller mittelfränkischen Kreise und das bemerkenswerte Verhältnis von 5:4 zwischen Acker- und Grünland. Dieser Tatbestand wirkt sich, wie später noch nachgewiesen wird, entscheidend auf die gesamte landwirtschaftliche Struktur und besonders die Viehhaltung aus. Darüber hinaus steht die Landwirtschaft

in einem dauernden Kampf gegen das Grundwasser. Nicht nur die Wiesen bedürfen einer Entwässerung, sondern auch das Ackerland ist vielfach noch dränierungsbedürftig. An Güte ist das Dauergrünland mittelmäßig und besteht zum Teil aus zur Versauerung neigenden Wiesengründen; dennoch sind die Rohfuttererträge absolut und pro ha die höchsten von Mittelfranken.

Zusammenfassend bestätigt auch ein entwicklungsgeschichtlicher Rückblick bis 1883 mit der ersten vergleichbaren Registrierung der Bodennutzung³³ die wesentlichen Tatsachen. Der Waldanteil hat bis heute flächenmäßig seine Ausdehnung behalten, und die landwirtschaftliche Nutzfläche erfuhr nur eine geringfügige Einbuße. Außerdem zeigt sich eine wiederholte Schwankung im Prozentverhältnis zwischen Ackerland und Grünland. Seit 1883 erhöhte sich dabei der Anteil der Wiesen an der landwirtschaftlichen Nutzfläche um 16,4 %³⁴. Allerdings haben gegenwärtig die Weideflächen um fast 50 % abgenommen. Ob diese Ausweitung des Dauergrünlandes eine günstige Entwicklung ist, bleibt dahingestellt. Verständlich ist sie in neuerer Zeit aber insofern, als sich durch den kriegsbedingten Ausfall von menschlichen und tierischen Arbeitskräften, von Maschinen und Düngemitteln eine gewisse Tendenz zur extensiven Viehwirtschaft unter teilweiser Verstärkung auch des Feldfutterbaues auf den Ackerflächen zwangsläufig ergab. Endlich mußte wegen der Boden- und Wasserverhältnisse ein wesentlich weitergehender Umbruch von Wiesenland zu Ackerland erst erhebliche finanzielle Schwierigkeiten überwinden.

b. Die Anbaugewächse und ihre räumliche Verteilung

Die natürlichen Grundlagen schränken von vorne herein die Auswahl der Feldfrüchte ein. So fehlen eigentliche Sonderkulturen, und unter den üblichen Fruchtarten begünstigen sie lediglich den Getreide- und Hackfrucht-bau.

Innerhalb des Ackerlandes dient der größte Teil, nämlich 58 bis 71 %, dem Getreidebau. Die räumliche Verteilung deckt sich wiederum in erster Linie mit dem geologischen Untergrund und der ihm zugehörigen Bodenqualität. Deutlich bevorzugt sind, auch wegen des geringen Reliefs, die Liasplatten und der flächenbildende Blasensandstein. Den geringsten Getreidebau haben deshalb verständlicherweise die Gemeinden auf dem Burgsandstein.

Aber erst eine Übersicht der verschiedenen Getreidearten, ihre Verbreitung und Flächenanteile zeigen erhebliche Gegensätze und gestatten ganz klar die Bodengüten herauszufinden. Das Gebiet des stärksten Roggen- und gleichzeitig geringsten Weizenanbaues ist der Raum vom Nordosten bis Südwesten im Boden um Dinkelsbühl. Es sind jene Gemeinden, wo die dürrtigen Burgsandsteinböden anstehen oder, wie bei Greiselbach, Wilburgstetten, Halsbach, Haßlach, Wassertrüdingen usw., die Fluren auf den Talsanden und Lehmen von Wörnitz, Sulzach und ihren Zuflüssen liegen. Sie schließen damit nicht nur die sandigsten, sondern zumeist auch die höchstgelegenen und klimatisch rauhesten Gebiete ein. Dieser Raum ist von Natur aus ein Roggenland. Sehr klar tritt das bei einem Rückblick bis 1883 zutage, denn damals lag die Roggenbaufläche noch 25 % höher. Wegen seiner besseren Erträge um 17 Dz/ha wird heute fast nur Winterroggen angebaut, der zusammen

mit dem nicht in nennenswertem Maße vorhandenen Sommerroggenanbau, 17,4 % des Ackerlandes ausmacht. Umgekehrt spiegelt der Anteil des Weizenanbaues an der Ackerfläche (Kreisdurchschnitt 17,5 %) sehr deutlich die Bodengüte wieder. Sein Schwerpunkt liegt auf dem Liasboden um den Hesselberg, wo stets über 20 % der Ackerflächen mit Weizen bestellt werden und mit 20 bis 24 Dz/ha auch die höchsten Erträge anfallen.

Geringer ist die Weizenfläche auf den Blasensandsteinböden im Wechsel mit Roggen. Dennoch sind beide Weizengebiete in der Lage, über den Eigenbedarf hinaus zur Marktlieferung zu erzeugen, während die übrigen Teile des Dinkelsbühler Raumes nur so viel Weizen tragen, wie zu ihrer innerbetrieblichen Selbstversorgung erforderlich ist. Vor dem letzten Krieg war der Anbau noch wesentlich geringer, weil nur dort Weizen gebaut wurde, wo die Bodenqualität es wirklich gestattete. Umgekehrt sind in der letzten Zeit besonders die Hesselberggegenden zu einem verstärkten Weizenanbau übergegangen, nicht zuletzt durch Verwendung besserer Zuchtgetreidesorten. Wie beim Roggen so wird auch hier die Winterfrucht weitaus bevorzugt.

Weizenfähiger Boden ist aber auch gerstenfähig. Während Gerste in den Kriegs- und Nachkriegsjahren durch den Zwang zum verstärkten Anbau von Brotgetreide erheblich zurückging, läßt sich nun, im Kräftespiel der freien Marktwirtschaft, eine vorzügliche Entfaltung des Gerstenanbaues erkennen, der 15 % der Ackerflächen einnimmt. Gegenwärtig erzeugen sämtliche Gemeinden um den Hesselberg auf 18 bis 33 % ihres Ackerlandes Sommergerste mit einem Durchschnittsertrag von 19 Dz/ha. Dadurch entstand nach dem Kriege wieder ein geschlossenes Gerstenanbaugbiet, dessen Gesamterzeugung in erster Linie als Braugerste auf den Markt gelangt. Die entsprechende Wintergerste, die höhere Erträge abwirft, und gut zur Fütterung geeignet ist, wird kaum angebaut.

Der Haferanbau mit 11,5 % (Kreisdurchschnitt) der Ackerfläche verteilt sich über den gesamten Dinkelsbühler Raum wesentlich gleichmäßiger als Roggen, Weizen und Gerste. Nur auf den besten Böden des Lias tritt er des Sommergerstenanbaues wegen mehr zurück, während er besonders in den lehmig feuchten Burgsandsteinböden bis über 15 % der Ackerfläche einnimmt. Höher wird der Anteil nicht, weil er sowieso nur zu Futterzwecken dient. Er verringert sich von Jahr zu Jahr durch den geringeren Pferdebestand, so daß seine Erträge im allgemeinen nur den Bedarf zur Selbstversorgung decken.

Im Gegensatz zum Getreidebau, dessen Intensität entsprechend den Bodengüten von den peripheren Teilen des Dinkelsbühler Landes zum Zentrum immer geringer wird, stellt der innere Raum und seine westlichen Gebiete mit schlechtesten, meist sandigen Böden und rauhem Klima die Hauptgebiete für die Kartoffeln. Doch eignen sich die Burg- und Blasensandsteinböden wegen ihrer hohen Bodennässe, durch Lettenschichten verursacht, nicht immer sonderlich gut. Man sieht auch deutlich, wie der Kartoffelanbau in den letzten nassen Jahren sich immer mehr auf die trockenen Sandböden beschränkte, während die Futterrüben auf schwereren Böden gepflanzt wurden. Im ganzen macht der Kartoffelanbau 15,5 % (Kreisdurchschnitt) des Ackerlandes aus. In zunehmendem Maße werden in den letzten Jahren auch Zuckerrüben (0,4 %) angebaut, aber ihre Fläche könnte auf den schweren Böden sehr gut noch wesentlich erweitert werden. Gerade durch die Errich-

tung neuer Zuckerfabriken wird der Anbau sehr gefördert, aber auch die Bauern haben durch den Anfall von hoher Blattmasse und die Rücklieferungen aus der Fabrik, wie Schnitzel und Melasse, den Wert der Zuckerrübe langsam erkannt.

Neben der Rübenherzeugung dienen die Kartoffelerträge in erster Linie zu Futterzwecken, versorgen darüber hinaus den eigenen Bedarf an Speisekartoffeln des gesamten Gebietes und reichen in guten Jahren noch zur Belieferung kreisfremder Märkte. Ein Zuschußbedarf ist auch in schlechten Jahren nicht vorhanden.

c. Die Landbauzonen

Sie treten aus der Hauptverbreitung dieser Feldfrüchte als deutlich gegliederte Zonen heraus. Zur besseren Charakterisierung und Vervollständigung wurden Gruppen von Anbaugewächsen als Feldpflanzengemeinschaften zusammengestellt, wie sie in den einzelnen Landstrichen überwiegen.

Im östlichen Raum um den Hesselberg übertrifft die Weizen-Gersten-Luzerne-Feldpflanzengemeinschaft als typischer Indikator für bessere Böden an Fläche weitaus die Feldpflanzengemeinschaft Roggen-Kartoffel-Rotklee bzw. Klee gras³⁵. Umgekehrt überwiegen um Dinkelsbühl und westlich davon Roggen-Kartoffel-Klee, während die Wiesen- und Weideflächen in beiden Bereichen gegenüber dem Ackerland nahezu flächengleich sind. Dadurch wird der Hauptteil des engeren Dinkelsbühler Raumes auch landwirtschaftlich klar und eindeutig dem Bereich des Keupersandsteingebietes zugewiesen, ebenso wie es auch der starke Waldanteil bestätigte. Und die Landwirtschaft zeigt darüber hinaus nur die typische Anpassung an die naturräumliche Gliederung und ihre Ausstattung, wie sie in früheren Kapiteln geschildert wurde. Entsprechend dieser Zweiteilung in Keuper- und Liasland ist die bäuerliche Kulturlandschaft die kausale Folge von Relief- und Bodenverhältnissen, während das Klima mit seinen weitgehend einheitlichen Zügen sich auf die Anbauverhältnisse kaum differenzierend auswirken kann. Ebenso wenig ist von einem Einfluß der Stadt Dinkelsbühl auf die Anbauverhältnisse oder betriebswirtschaftliche Struktur zu verspüren. Weder in stadtnahen noch in stadtfernen Zonen zeigt sich eine Veränderung. Das ist verständlich, denn Dinkelsbühl ist als Verbrauchs- und Marktzentrum viel zu klein, als daß es eine agrargeographische Gliederung, etwa entsprechend den Thünenschen Kreisen, herbeiführen könnte.

d. Die Viehzucht

Nachdem die vorstehende Verteilung der Kulturarten nach Ackerland und Grünland zeigte, daß der Wiesen- und Weideanteil fast so hoch ist wie die Ackerfläche (4:5), muß bei dieser sehr hohen Raufutterbasis zwangsläufig eine überdurchschnittlich starke Viehdichte erwartet werden. Tatsächlich spielt die Viehhaltung eine entscheidende Rolle und ist für diesen Raum charakteristisch. Sie bildet, besonders bei den Kleinbetrieben, die Haupteinnahmequelle, während die Erlöse aus dem Feldbau zurücktreten.

Mit 97 Stück Rindvieh je 100 ha landwirtschaftlicher Nutzfläche steht der Kreis in der Viehhaltung und Milchleistung in der Spitzengruppe von Mittelfranken. Wie überall in Franken, wird auch hier das gelbe Frankenvieh gehalten, daneben gewinnt das Herdbuchvieh immer mehr Bedeutung. Eine stattliche Anzahl von Zuchtbetrieben und der Tierzuchtverein Ansbach wirken dabei fördernd auf die Güte des Viehbestandes. Allerdings sollte neben der bisher üblichen und ausschließlichen Stallfütterung und -haltung die Weidewirtschaft mehr Boden gewinnen. Auch dient das Rindvieh im gesamten Raum noch nicht ausschließlich zur Zucht und Milchgewinnung. Vielmehr wird fast $\frac{1}{3}$, besonders in den vielen kleinbäuerlichen Wirtschaften, auch als Zugvieh verwendet, was sich wiederum in der Milchleistung auswirkt. Man strebt aber allgemein danach, Traktoren einzusetzen. Darüber hinaus könnte der Viehbestand und seine Leistung im Vergleich mit anderen mittelfränkischen Spitzengebieten gesteigert werden, wenn man sich bemühte, neben der an sich ausreichenden Rauhfuttermenge die Strohfütterung abzuschwächen und einen Nährstoffausgleich durch verstärkten Ackerfutterbau und die Anlage von Gärfuttersilos zu schaffen.

Die Schweinehaltung ist entsprechend der kleinbäuerlichen Struktur in normalen Zeiten sehr bedeutend. Ein räumlicher Vergleich der Schweinedichte auf die einzelnen Gemeinden bezogen, zeigt keine besonderen Gesetzmäßigkeiten, denn es gleichen sich die Futterbedingungen sowohl auf den Keuperböden als auch im Liasland aus. Hier wirkt neben dem geringen Kartoffelanbau der vermehrte Rübenanbau und die Gerste ausgleichend, dort liegt durch den intensiven Kartoffelanbau eine ausreichende Nahrungsbasis zugrunde. Und endlich gewährt die Viehhaltung der Klein- und Mittelbauern mit ihrem Hauptgewicht auf der Fleisch- und Milchwirtschaft durch den reichlichen Magermilchanfall gute Schweinemast. Darüber hinaus zeigte sich in den letzten Jahren im Kleinbetrieb immer mehr, daß Schweinezucht und -mast lohnender als Getreideanbau und -verkauf sind, deshalb gehen immer mehr Getreide und Hackfrüchte „über den Schweinemagen auf den Markt“. Auf diese Weise verbessern die Betriebe mit sandigen Böden ihre finanzielle Lage ganz wesentlich. Und mit durchschnittlich 110 bis 114 Schweinen auf 100 ha landwirtschaftlicher Nutzfläche liegt der Dinkelsbühler Raum innerhalb der fränkischen Kreise mit an der Spitze. Volkswirtschaftlich aufschlußreich ist hingegen die Umrechnung der Schweinedichte auf die Bevölkerung des Kreises, wobei 860 Stück auf je 1000 Einwohner zählen und deshalb der Schweinemarkt in Dinkelsbühl bedeutend ist. Dabei stehen nicht die Kleinbetriebe an der Leistungsspitze, sondern sie sind etwa leistungsfähig gleich mit den mittelbäuerlichen Betrieben. Demnach sollte die Schweinehaltung noch mehr angeregt und in Verbindung mit der Erweiterung des Hackfruchtbaues intensiviert werden. Und die größeren Betriebe können in gleichem Maße fortschreitend, wie in den letzten Jahren, den Aufzuchtbedarf an Ferkeln für den Raum selbst übernehmen und decken. Dann wären Marktzufuhren aus Württemberg nicht mehr in dem Umfange wie bisher erforderlich. Widerstände gegen diese betriebswirtschaftliche Entwicklung kommen allerdings von der arbeitstechnischen Seite, da eine Ausweitung des Hackfruchtbaues das Dauergrünland mit der damit verbundenen Großviehhaltung nicht einschränkt. Dessen sehr hoher Anteil an der landwirtschaftlichen Nutzfläche bringt aber

mit der Heuernte die Arbeitsspitze. Gleichzeitig aber müßten, klimabedingt, die Hackfrüchte betreut werden, was aus begreiflichen Gründen nicht möglich ist. So wird hier die Arbeitskraft zum begrenzenden Faktor in der Landwirtschaft.

Die Schafhaltung ist mit zunehmender Intensivierung und Rationalisierung seit dem letzten Jahrhundert bis auf 4000 zurückgegangen, konnte aber bis 1900 auf eine sehr alte Tradition zurücksehen. Das liegt insbesondere daran, daß die Gemeindefutungen abgelöst wurden und damit Weidearmut entstand. Außerdem verzichteten die Bauern im Zuge der Modernisierung der Wirtschaftsform auf die althergebrachten Hutungsgerechtsame in Flur und Wald, und endlich spielen die gedrückten Preise der Einfuhrwolle eine ebenso große Rolle. Ein größeres Schafzuchtgebiet liegt nur noch um den Hesselberg.

Die Pferdehaltung, die Ziegen- und Geflügelzucht, haben keine Sonderstruktur, so daß sie unerheblich sind.

Bezüglich der Viehhaltung kann damit festgehalten werden, daß der Dinkelsbühler Raum einen außergewöhnlich hohen Viehbestand hat, dessen Grundlage der Wiesenreichtum ist. Aber auch hier, wie schon bei den Landbauzonen, lassen sich keinerlei stadtbedingte Formen der Agrarwirtschaft feststellen. Einzig die drei bedeutenden Teichgüter in der Stadt selbst, die sogar zu den größten Bayerns zählen und sehr bekannte Brut- und Zuchtbetriebe sind, waren in ihrer Entstehung ganz eindeutig stadt- und verbrauchsorientiert. Denn ohne den Bedarf der Stadt an Fischen als Fastenspeise ließe sich die ehemals sehr ausgedehnte mittelalterliche Teichwirtschaft um Dinkelsbühl kaum befriedigend erklären.

e. Die Betriebsgrößen und ihr Einfluß auf die wirtschaftliche Struktur

Bisher wurden lediglich die Auswirkungen der verschiedenartigen natürlichen Gegebenheiten in Rechnung gezogen. Dagegen erschienen weder besitzrechtliche Verhältnisse, noch die Betriebsgrößen der Höfe. Sie aber bestimmen die Art der Bewirtschaftung und die landwirtschaftliche Intensität sehr wesentlich. Außerdem ergab sich aus der bekannten Bevölkerungsentwicklung und heutigen Wirtschaftsstruktur, daß die Landwirtschaft von jeher nicht nur ein Wirtschaftszweig unter anderen, sondern der umfassende Lebensbereich des größeren Bevölkerungsteiles war, weil sie als Bauern mehr oder minder hauptberuflich in der Landwirtschaft tätig sind. Darum erscheint es auch aus diesem Grunde angebracht, den Agrarraum nach den Betriebsgrößen und ihren Einflüssen auf die ackerbaulichen Verhältnisse und die bäuerliche Sozialstruktur zu betrachten. Welche Wechselwirkungen endlich zwischen der Stadt und dem bäuerlichen Hinterlande bestehen, dessen zentraler Marktort sie ist, sollen die nachfolgenden Ausführungen zeigen.

Heute ist das Land ausschließlich bäuerlicher Eigenbesitz, und da auch Großgrundbesitz fehlt, spielt das Pachtland mit 6 % nur in Orten mit größerem Gemeindeeigentum und starker Güterzersplitterung eine untergeordnete Rolle³⁰.

In Dinkelsbühl sind seit dem letzten Jahrhundert in zunehmendem Maße Verkäufe und vor allem Verpachtungen der Grundstücke aus privater Hand zu verzeichnen. Das liegt aber daran, daß sich der Zwerg- und Kleinbesitz nicht mehr rentiert, die Felder aber nebenberuflich kaum bewirtschaftet werden können. Demzufolge werden die Grundstücke als Pachtland größeren Wirtschaften überlassen, die dadurch leistungsfähiger werden. Eine besondere Ergänzung ist auch der Besitz der Dinkelsbühler Stiftungen, die in unmittelbarer Stadtnähe sehr billiges Pachtland vergeben.

Die Auswahl der Betriebsgrößen erfolgte nach der landwirtschaftlichen Nutzfläche (LNFL) ohne Waldanteil, weil sich der Arbeitsablauf im Sommerhalbjahr ausschließlich nach der landwirtschaftlichen Nutzfläche regelt, da die Waldarbeit zumeist in den Winter fällt und außerdem die bäuerlichen Wirtschaften keinen großen Waldanteil haben. Allerdings erfahren solche Höfe mit Waldbesitz eine erhebliche Wertsteigerung und haben aus dem Holzverkauf ein zusätzliches Einkommen. Aber bei den finanzschwachen Kleinbetrieben hat nur $\frac{1}{4}$ unbedeutenden Wald, bei den Mittelbetrieben jedoch die Hälfte³⁷, so daß letztere wesentlich wirtschaftlicher sind.

Versucht man, die bäuerlichen Gemeinden nach den Betriebsgrößen und ihrer Sozialstruktur zu ordnen, so lassen sich deutlich folgende Gruppen unterscheiden (vergl. Abb. 11).

1. Reine Bauerndörfer mit mittelbäuerlicher Struktur ohne wesentlichen Anteil von Kleinbesitz und Großbauern mit einer häufigsten Betriebsspanne zwischen 10 bis 20 ha Nutzfläche. Hierzu gehören wenige Gemeinden.

2. Die meisten Gemeinden des Kreises haben klein- (2 bis 5 ha) und mittelbäuerliche (5 bis 20 ha) Mischstruktur. In ihnen ist gesundes Bauerntum mit ausreichender Ackernahrung neben Kleinbesitz vorhanden, der eine Familie nur knapp ernährt und bereits Nebenerwerbsmöglichkeiten oder Intensivkulturen zur Hebung seines sozialen Niveaus dringend braucht.

3 Die Städte und Gemeinden Dinkelsbühl, Wassertrüdingen, Aufkirchen, Dürrwangen, Schopfloch, Weitingen und Orte mit teilweise günstigerer Arbeitsmarkt- und Verkehrslage haben vorwiegend zwerg- (0 bis 2 ha) und kleinbäuerlichen (2 bis 5 ha) Besitz. Hier sind es in der Hauptsache nebenberufliche Landwirte, Geschäftsleute, Handwerker, Tagelöhner usw. Es nimmt deshalb nicht wunder, daß von diesen Siedlungen mit völlig unzureichender Ackernahrung zum überwiegenden Maße die Auspendler nach Dinkelsbühl und die Wochenpendler und Saisonarbeiter für den Nürnberger und Stuttgarter Raum stammen. Endlich schufen die besonderen Nachkriegsbedingungen mit der verstärkten Industrialisierung den bislang kaum bekannten Typ des Arbeiter-Kleinbauern. Auf diese Weise führen nun schon die Dörfer einen Teil ihrer Bevölkerung dem industriellen Arbeitsmarkt zu. Der bäuerliche Gesamtcharakter des Landes wird aber bislang noch nicht stärker beeinflusst (vergl. Abb. 10 mit 11).

Das ausschlaggebende Element für die Struktur des Raumes bleibt somit das Klein- und Mittelbauerntum als die tragende Schicht der Landwirtschaft. Daß es zu diesem hohen Anteil solcher Betriebsgrößen kam, ist keine Folge der anderswo häufig geübten Realteilung, denn hier ist seit dem Mittelalter geschlossene Vererbung des ländlichen Grundbesitzes als Folge der grundherrlichen Verfassung üblich. Ins Bauernland teilten sich neben der Reichsstadt Dinkelsbühl die Stifte Ellwangen und Feuchtwangen, die Bistümer

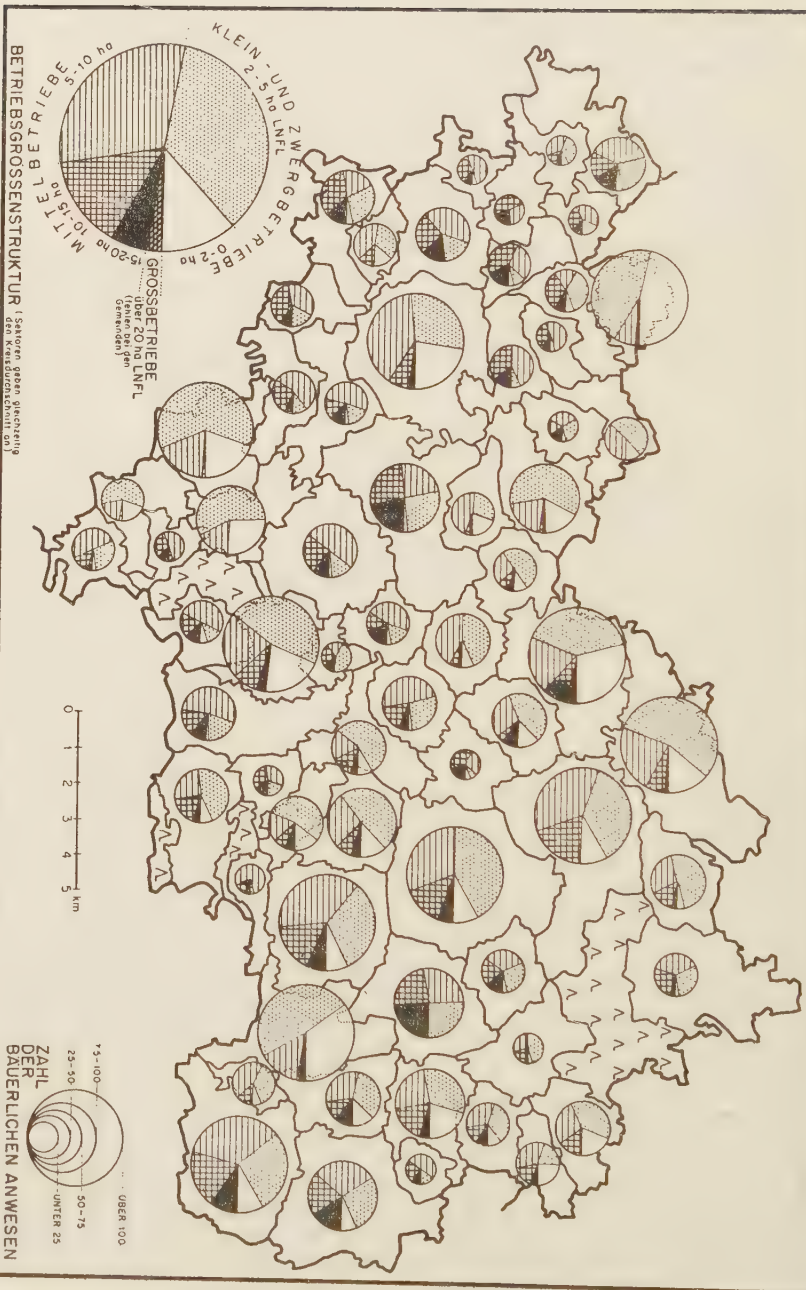


Abb. 11: Die Größe der bäuerlichen Anwesen und ihr prozentualer Anteil innerhalb der Gemeinden des Landkreises Dinkelsbühl.

Augsburg und Würzburg, die Grafen von Oettingen, die Markgrafen von Brandenburg und andere Grundherrschaften. Darum konnte es auch zu keiner bäuerlichen Arrondierung kommen, sofern man nicht, wie für das Spital nachgewiesen, bestrebt war, wenigstens mittelbäuerliche Betriebe mit ausreichender Ackernahrung zu erhalten. Insofern ist der geschichtlich bedingte Einfluß Dinkelsbühls auf die Betriebsgrößen nicht von der Hand zu weisen.

Die Betriebsgrößen bestimmen auch die Arbeitsverfassung und die Intensität des landwirtschaftlichen Betriebes selbst. Das drückt sich darin aus, daß es zum größten Teil reine Familienbetriebe ohne fremde Hilfskräfte sind. Je kleiner dabei die Betriebe werden, um so arbeitsintensiver sind sie, denn die Familie steht ja nach wie vor arbeitsmäßig zur Verfügung; und davon hängt die jeweilige Wirtschaftsintensität in hohem Grade ab. Weil der klein- und mittelbäuerliche Betrieb in erster Linie nach dem Grundsatz der Selbstversorgung wirtschaftet, wird das Anbauverhältnis von jenen Feldfrüchten bestimmt, die dem Eigenbedarf dienen, wie Roggen, Weizen und besonders Hackfrucht und Futterpflanzenbau für die Viehhaltung, denn mit Vieh- und Fleischproduktion ist die Selbstversorgung auf jeden Fall sichergestellt und sind die Arbeitskräfte der Familie am besten ausgenützt. Darüber hinaus wirkt sich der sehr hohe Viehbesitz auf das Milchvolumen aus. Viehwirtschaft, neben Getreide- und Hackfruchtbau ist über die Selbstversorgung hinaus deshalb die Haupteinnahmequelle der kleinen bäuerlichen Betriebe. Erst in zweiter Linie und durch den finanziellen Aufstieg der Industriearbeiter und die freie Marktwirtschaft angeregt, setzte sich auch in den bäuerlichen Wirtschaften eine kräftige Rationalisierung durch, so daß die klein- und mittelbäuerlichen Höfe jetzt marktwirtschaftlich mehr in Erscheinung treten. Aber auch das gelingt nur bei der Viehhaltung und den Hauptfeldfrüchten, während Spezialkulturen wie Feldgemüse, Hopfen, Obst usw. völlig ausfallen. Das hat zur Folge, daß der Dinkelsbühler Kleinbauer seinen Betrieb nicht weiter intensivieren³⁸ und über ein bescheidenes Einkommen und entsprechenden Lebensstandard nicht hinauskommen kann, sofern er nicht ein Handwerk oder andere Dienste als Nebenerwerb hat.

Wie katastrophal aber die Besitzgrößen im Verhältnis zu den Nebenerwerbsmöglichkeiten im Kreise sind, zeigt folgende Tabelle, bei der die Jahre 1862 und 1949 zugrunde gelegt sind³⁹:

Größenklassen nach LNFL.	Jahr	Betriebs- zahl	ohne Nebenerwerb		mit Nebenerwerb	
			Zahl	%	Zahl	%
0 — 1 ha	1882	1370	243	17,74	1127	82,26
	1949	187	73	38,61 **	91 *	61,39
1 — 2 ha	1882	681	182	26,72 **	499	70,27
	1949	274	183	66,79 **	80 *	33,21
2 — 5 ha	1882	1347	588	43,7 **	759	56,3
	1949	1350	1106	81,9 **	207 *	18,1
5 — 10 ha	1882	898	610	67,9	287	32,1
	1949	1165	1097	95,0	39 *	5,0
10 — 20 ha	1882	719	569	79,1	150	20,9
	1949	748	719	96,1	7 *	3,9
über 20 ha	1882	—	—	—	—	—
	1949	79	56	70,8	— *	29,2

Anm.: * Der Rest der jeweiligen Betriebe ist in öffentlicher Hand oder verpachtet und wurde nicht erfaßt. Deutlich tritt die Verminderung des Zwerg- und Kleinbesitzes in Erscheinung.

** müßten demnach vegetieren oder gar verhungern.

Danach waren 1882 im Zwerg- und Kleinbesitz 30 %, 1949 sogar 75 % ohne Nebenerwerb. Allerdings muß berücksichtigt werden, daß von den ehemaligen Zwergbetrieben kaum mehr 20 % existieren, während die 1350 Kleinbetriebe durch Rationalisierung ihr Einkommen verbesserten und meist hauptberuflich bewirtschaftet wurden. Dasselbe gilt von den Mittelbetrieben, die um 10 % zunahmen und deshalb 1882 zu 72 %, 1949 sogar zu 94 % hauptberuflich bewirtschaftet wurden.

Diese Zahlen verdeutlichen besonders klar, daß beim Kleinbauerntum das Realeinkommen gering und infolgedessen die Kaufkraft dieses Teiles der Bevölkerung und ihre marktbelebende Wirkung für Dinkelsbühl sehr schwach ist. Auf der Hand liegt auch, daß eine zusätzliche Arbeitsmöglichkeit geschaffen werden muß, um den niederen Lebensstandard zu heben.

Auf diese Tatsachen ist im wesentlichen zurückzuführen, daß seit drei Generationen ein erheblicher Bevölkerungsanteil, dem die Landwirtschaft keine Erwerbs- und Entwicklungsmöglichkeiten bieten kann, in die nahen gewerblichen Wirtschaftsräume von Stuttgart und Nürnberg abwandert, die bis heute bedeutende bevölkerungsgeographische Zuwanderungsräume sind. Schon allein wegen dieser Arbeitskräfteabwanderung, bei der zumeist der aufgeschlossener Teil der Landbevölkerung erfaßt wird, konnte es zu keiner dauerhaften gewerblichen Ansiedlung und Entwicklung kommen. Freilich versagten gleichzeitig auch Dinkelsbühl und die übrigen Märkte, die, ohne ausreichende Industrie nur einen schwachen Arbeitskräftebedarf aus ihrem unmittel-

telbaren Hinterland hatten. Dabei könnte auf ganz erhebliche, jetzt brach liegende oder wegziehende Arbeitsreserven zurückgegriffen werden. Durch Ansiedelung und Förderung einer arbeitsorientierten, rohstoffarmen Industrie würde Dinkelsbühl als zentraler Ort ein weites Hinterland strukturell tiefgreifend beeinflussen und mit ihm eine wirtschaftliche Einheit werden, in der die Stadt die beherrschende Stellung einnähme. Gegenwärtig aber ist ihr Einfluß auf die wirtschaftliche Struktur der Umgebung, angefangen bei der Nutzungsform der Ackerflur für die städtische Marktbelieferung und der Viehhaltung bis zur Ausnützung der ländlichen Arbeitsreserven in der städtischen Wirtschaft nur sehr wenig spürbar, weil die Intensität der Wirtschafts- und Arbeitsbeziehungen gesetzmäßig von der Größe und Bedeutung der Stadt, besonders als Industrie- und Verkehrsstandort, abhängt.

2. Die landwirtschaftliche Marktleistung des Raumes und seine Beziehungen zur Stadt

Nach der Betrachtung über den Landbau, seine Struktur und die verschiedenen Produktionsbedingungen bleibt als Frage, wie hoch die landwirtschaftlichen Erträge und die Marktleistung sind. Letztere ergibt sich nach Abzug des bäuerlichen Eigenbedarfes; stellt man schließlich die Gesamtbevölkerung mit in Rechnung, dann lassen sich ungefähre Angaben über die Höhe der Marktüberschüsse machen, die in kreisfremde Gebiete gehen.

Die Marktleistung und Kaufkraft aber sind nicht nur für die ländlichen Betriebe selbst, sondern auch für die Art und Intensität der gesamten wirtschaftlichen Verflechtung zwischen dem Lande und der Stadt Dinkelsbühl wesentlich.

Durch die mittelmäßige natürliche Ausstattung und die klein- bis mittelbäuerlichen Betriebsgrößen liegen die ha-Erträge beim gesamten Feldbau, mit Ausnahme der Hackfrüchte, stets unter dem Durchschnitt Mittelfrankens. Hingegen steht der Kreis Dinkelsbühl wegen der guten Futterbasis bei der Viehhaltung und -leistung in der mittelfränkischen Spitzengruppe.

Allerdings ist die Bevölkerungsdichte verhältnismäßig hoch, so daß ein Großteil der Erzeugung als Eigenbedarf verbraucht wird und nur ein mittelmäßiges Marktangebot vorliegt⁴⁰.

Weil aber bis auf die Stadt Dinkelsbühl keine größeren Verbrauchszentren bestehen, geht jedoch der weitaus größte Teil des Marktangebotes über die Kreisgrenzen in andere Gebiete. Über den Dinkelsbühler Handel, besonders die „Baywa“ und die Firma Bestelmeier, werden dabei rund 15 000 dz Roggen, 15 000 dz Weizen, 10 000 dz Gerste, 4000 dz Hafer und 12 000 dz Kartoffeln nach auswärts verhandelt. Brotgetreide geht fast ausschließlich an die Großmühlen in Württemberg und im Nürnberg-Fürther Raum; mit Gerste werden die Großbrauereien Nürnbergs beliefert, und Weizen kommt, neben kleineren Mengen Roggen, ins Rheinland, Ruhrgebiet und nach West-Berlin.

Fruchtart	1953		1954		1955		1956	
	Ertrag		Ertrag		Ertrag		Ertrag	
	dz/ha	insg. dz	dz/ha	insg. dz	dz/ha	insg. dz	dz/ha	insg. dz
Winterroggen	18,8	45 145	24,8	59 826	18,7	44 221	20,0	45 220
Sommerroggen	17,1	1 978	20,8	3 720	18,9	2 583	17,9	2 005
Winterweizen	21,3	55 295	17,0	24 861	21,5	51 841	23,5	55 822
Sommerweizen	18,1	1 484	18,8	7 080	19,4	3 166	19,8	2 873
Wintergerste	20,4	612	19,0	200	22,3	490	21,5	516
Sommergerste	20,5	42 339	22,3	54 231	20,5	41 980	22,6	47 130
Hafer	18,4	32 756	22,7	39 810	19,3	32 365	21,4	37 153
Spätkartoffeln	214,0	467 933	187,8	425 222	169,7	372 226	274,2	605 744
Zuckerrüben	286,3	4 008	284,0	7 384	304,5	9 135	349,4	16 422
Futterrüben	273,9	221 585	275,0	216 462	348,1	278 838	408,8	344 593
Klee *	65,7	75 292	70,2	96 665	56,2	76 488	62,6	76 043
Luzerne *	75,1	17 874	86,6	25 287	60,6	15 695	64,1	11 470
Dauerwiesen *	60,8	596 570	66,5	652 867	61,4	603 022	61,6	611 019
Ackerwiesen *	59,1	2 778	61,3	2 820	59,4	3 029	63,8	3 956

* Ertrag als Heu gerechnet

Die Ernteerträge im Landkreis Dinkelsbühl

Der Wiesenreichtum macht den Kreis nicht nur zu einem Gebiet intensiver Viehwirtschaft, sondern auch besonders hoher Marktleistung für Nutzvieh, für Milcherzeugung und die Herstellung von Molkereiprodukten, während der Fleischanfall nur durchschnittlich ist. Besonders hoch ist daher auch die Marktleistung an Milch, die im westlichen Kreisgebiet ab 1958 ausschließlich durch die Zentralmolkerei Dinkelsbühl verarbeitet wird. Bisher wurde jährlich eine Menge von rund 5,5 Millionen kg Frischmilch zugeliefert, die sich aber in den nächsten Jahren durch Auflösung kleinerer Molkereien auf rund 8 Millionen kg erhöhen wird. Die Buttererzeugung ist dementsprechend hoch, und 85 %, das sind rund 140 000 kg Butter, werden alljährlich an die Milchzentrale Nürnberg geliefert. Käse und Quark hingegen werden nach Aalen und Stuttgart verschickt. Wenn somit, im ganzen gesehen, die Marktleistung im Vergleich mit anderen Kreisen nur durchschnittlich ist, so bleibt der Landkreis Dinkelsbühl dennoch ein agrarisches Überschußgebiet.

Wie schon erwähnt, muß die Stadt Dinkelsbühl als erstes Markt- und Handelszentrum angesehen werden, wiewohl ihr in der östlichen Landkreishälfte Wassertrüdingen als ein natürlicher Gegenspieler mit ähnlichem landwirtschaftlichen Einzugsbereich gegenübersteht. Das ergibt sich schon aus der Tatsache, daß Dinkelsbühl als „größtes Verbrauchszentrum“ des Kreises auf die Zufuhr einer beachtlichen Menge von Nahrungsmitteln angewiesen ist. Darüber hinaus hat es in seinen Märkten, besonders den vielen Nutzviehmärkten, eine weitere natürliche Anziehungskraft für das landwirtschaftliche Hinterland, und schließlich sind die landwirtschaftlichen Lagerhäuser, Braue-

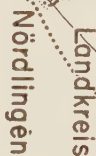
reien, Viehgroßhändler, der Schlachthof, die Zentralmolkerei, die landwirtschaftlichen Beratungsstellen und die Tierärzte, sowie der Anschluß an das Bahnnetz und verschiedene Transportunternehmen weitere Voraussetzungen. Über den Handel mit landwirtschaftlichen Bedarfs- und Verbrauchsgütern hinaus bestehen endlich noch vielfältige Beziehungen der Landwirtschaft zu den nichtagrarischen Wirtschaftszweigen in der Stadt. Erinnert sei an den Klein- und Einzelhandel, das Gaststättengewerbe usw. Schließlich kommen aus dem agrarischen Hinterland gut ein halbes Tausend Arbeitskräfte, welche in der Stadt einen Nebenerwerb finden oder hauptberuflich tätig sind und ihre Landwirtschaft nur nebenbei betreiben. Sie schaffen saisonweise oder ganzjährig im Gaststättengewerbe, Fremdenverkehr, Privathaushaltungen oder im Handel, den verschiedenen Handwerken, dem Baugewerbe, und den neu errichteten Industriebetrieben und stehen dadurch zum größten Teil in Lohnarbeit.

Wie weit nun tatsächlich die Versorgungsbeziehungen der Stadt reichen, das bäuerliche Hinterland marktwirtschaftlich nach Dinkelsbühl orientiert ist und die Stadt selbst ausstrahlt, ist bei der einfachen Strukturierung des Wirtschaftsraumes und der beschränkten Reichweite nicht schwierig zu erfassen. Auch stören keinerlei Einflüsse zentral gelenkter Versorgungsplanungen, wie sie für Großstädte nötig sind. Der städtische Versorgungsbereich wurde an Hand des Milcheinzugsgebietes, der Fleischanlieferung, des ständigen Einzugsgebiets der Wochen- und Viehmärkte und des Wirtschaftsbereiches der Dinkelsbühler Lagerhäuser festgelegt. Andererseits wurden Erhebungen durchgeführt über die Reichweite der Dinkelsbühler Güter für den vorwiegend landwirtschaftlichen Verbrauch und täglichen Bedarf, um damit im ganzen den Wirtschaftsraum der Stadt abzugrenzen.

Die Auswertung zeigt folgendes Ergebnis (vergl. Abb.12): Die zentralen Funktionen der Stadt für das vornehmlich landwirtschaftliche Hinterland sind selbstverständlich vorhanden, aber die Reichweite der Versorgungsbeziehungen der Stadt mit den Gütern der landwirtschaftlichen Produktion ist mit durchschnittlich 10 bis 12 km Radius nicht sonderlich groß. Die Gründe für diesen geringen Umfang des Wirtschaftsraumes liegen in sehr verschiedenen Bereichen.

Bestimmend ist zuerst die Tatsache, daß Dinkelsbühl mit 7300 Einwohnern, von denen 490 Personen in der Landwirtschaft ihren Lebensunterhalt finden, als Verbrauchszentrum nur einen der Stadtbevölkerung proportionalen landwirtschaftlichen Güterbedarf hat, der innerhalb des umgrenzenden Bereiches reichlich gedeckt werden kann. Zum anderen fehlen der bis vor kurzem industriearmen Stadt die Nahrungsmittel verarbeitenden Großbetriebe, welche landwirtschaftliche Erzeugnisse eines weiten Raumes aufnehmen könnten. Darum bleiben lediglich die Beziehungen als Markt- und Handelszentrum übrig, deren Einflußbereich im umschriebenen Radius schon abklingt. Gerade hieran zeigt sich gleichzeitig, wie das bäuerliche Wirtschaftsgebiet auch durch benachbarte Orte beeinflusst wird, denn im weiteren Umkreis bis 20 km liegen die Städte Crailsheim, Ellwangen, Nördlingen, Gunzenhausen, Feuchtwangen, Wassertrüdingen usw., die infolge ihrer wirtschaftlichen Größe und als Verwaltungszentren ähnlichen Ranges Einflußbereiche gleicher Größe und Ordnung geworden sind und keinesfalls als Wirtschaftsplätze niederer Ordnung bezeichnet werden können, so daß Dinkelsbühls Marktbereich im wesentlichen durch sie begrenzt wird.

●Feuchtwongen



A horizontal scale bar with tick marks at 0, 10, and 20 km.



- 1 Marktgebiet von Dinkelsbühl
- 2 Marktgebiet von Feuchtwangen
- 3 Marktgebiet von Wassertrüdingen
- 4 Marktgebiet von Ellwangen
- 5 Marktgebiet von Crolsheim

— Landesgrenze nach Württ.

Londkreisgreze

**Einzugsgebiet der Zentral-
molke- und Dinkelsbühl**

Einzugsgebiet für landwirtschaftliche Produkte (Getreide, Hackfrüchte)

Einzugsgebiet für die Dinkelbühler Schweine- und Rindviehmärkte

Versorgungsbereich mit zentralen Gütern durch die Stadt Dinkelsbühl (Eisenwaren, Textilien, landwirtschaftliche Geräte, Wogen, Geschirr)



Abb. 12: Das engere Dinkelsbühler Marktgebiet.

Außerdem wurde ganz offenkundig, daß über die ökonomischen Gesichtspunkte hinaus hauptsächlich politische, verwaltungstechnische und soziale Einflüsse allenthalben durchbrechen und den Vorrang vor der ökonomisch bedingten Wirtschaftsgliederung des Raumes haben und somit die Intensität und Reichweite wechselseitiger Beziehungen zwischen Stadt und Hinterland verwischen. Im Gegensatz zu früheren Verhältnissen werden diese Tatsachen heute schon äußerlich in der Abgrenzung der einzelnen Einkaufsbereiche der im 20. Jahrhundert entstandenen „Baywa-Lagerhausverwaltungen“ von Dinkelsbühl, Wassertrüdingen, Feuchtwangen, Nördlingen und den entsprechenden Genossenschaften in Württemberg sichtbar, wo aus verwaltungstechnischen Gründen scharf abgegrenzte Einzugsbereiche festgelegt wurden. Dabei ist die Landesgrenze ganz klar ausgeschieden, wodurch Dinkelsbühls natürliches Einzugsgebiet in Württemberg völlig abgeschnitten wird. Nur private Unternehmen, die in ihren Umsätzen nur Bruchteile der „Baywa“ aufweisen, greifen über die behördliche Regelung hinaus. Noch deutlicher wird der Verwaltungseinfluß beim Milcheinzugsgebiet von Dinkelsbühl, das, bis auf Schönbronn/Wtbg., an der Landesgrenze und den Feuchtwanger und Nördlinger Kreisgrenzen gänzlich aufhört. Den Anfang zu dieser Entwicklung machte die Zwangsbewirtschaftung während und nach den beiden Kriegen, die bekanntlich auf der Basis von Verwaltungseinheiten durchgeführt wurde. Als dann die freie Marktwirtschaft sich wieder einspielte, wurden besonders die auf württembergischem Gebiet inzwischen aufgebauten Milchstellen beibehalten und die verkehrstechnischen Unzulänglichkeiten so wesentlich verbessert, daß heute die Verwaltungsgrenzen diesbezüglich Wirtschaftsgrenzen sind. Auf ähnlicher Grundlage beruht die Abriegelung des Schlachtvieheinzuges, deren Grenze sich auch erst während der Kriege herausbildete. Gegenwärtig liegen außerdem die Vieh- und Fleischpreise in Württemberg höher als im angrenzenden Bayern, so daß verständlicherweise etwa die Hälfte alles Schlacht- und Nutztviehes nach Württemberg verkauft wird, wobei Dinkelsbühl keine Handelsvermittlerin größeren Stiles mehr ist. Ein ähnliches Wirtschaftsgefälle läßt sich auch beim Getreideaufkauf, dem Holzhandel usw. feststellen, weil auch in diesen Wirtschaftszweigen die Verkaufserlöse grundsätzlich höher liegen und finanzielle Erwägungen eine beachtliche Rolle in der freien Marktwirtschaft spielen. So wurde das gesamte marktwirtschaftlich ehemals eindeutig nach Dinkelsbühl gehörende württembergisch-bayerische Grenzland der Stadt teilweise entfremdet und an eine Verbesserung der Verhältnisse ist wirtschaftlich kaum zu denken. Günstiger liegen nur noch die Einzugsbereiche für Vieh und Ferkel bei den allmonatlichen Märkten. Hier zeigt sich am ehesten noch der herkömmliche traditionelle Einzugsbereich bis weit nach Württemberg hinein, aber nur, weil auf den Märkten durch das große Angebot und die entsprechende Nachfrage, besonders durch württembergische Käufer, wesentlich vielfältigere Handelsmöglichkeiten bestehen. Und dennoch wurde auch hier von Jahrzehnt zu Jahrzehnt der Einzugsbereich kleiner und die Marktbeschickung schwächer. Schuld an dieser Entwicklung ist eine allgemeine Tendenz zur Dezentralisierung der Marktbeziehungen, besonders durch die modernen Verkehrsmittel und die andere Art des Handels. Schlachtvieh z. B. wird praktisch nur noch vom Stall weg gekauft, andere Viehgeschäfte werden ausgeschrieben, und die Nutztvielmärkte von Dinkelsbühl und anderen benachbarten Städten sanken durch den seit dem zweiten Weltkrieg errichteten

Zuchtvieh-Zentralmarkt in Ansbach mit über 1000 Stück Viehausschreibung praktisch zur Bedeutungslosigkeit herab. Ähnliche Erscheinungen durchsetzen den übrigen landwirtschaftlichen Handel, der in früheren Zeiten ausschließlich den zentralen Orten zufiel, heute aber beschaffen die vielen neu errichteten Raiffeisen- und Darlehenskassen in allen größeren Ortschaften des flachen Landes von den Sämereien über die Düngemittel, Geräte, Fahrzeuge bis zu den Kohlen, Baustoffen etc. alles. Dabei kommen diese Güter meist waggonweise direkt von den Hauptzentralen oder durch deren Vermittlung von den Werken, Hütten usw. Schätzungsweise 60 % des Güterumsatzes geht auf diese Weise dem Dinkelsbühler Handel verloren.

In derselben Größenordnung wie der gebende Wirtschaftskreis ist deshalb das von der Stadt mit Gütern versorgte Hinterland. Dinkelsbühl ist noch arm an Industrien und die vorhandenen Werke sind so spezialisiert, daß sie mit ihren Erzeugnissen auf das unmittelbare Hinterland mehr oder weniger gar nicht ausstrahlen, sondern in die Weite wirken und bis in überseeische Kontinente die Waren absetzen. Das Schwergewicht der Stadt mit seinem Hinterland liegt marktwirtschaftlich deshalb, abgesehen von den Märkten, auf seinen Ladengeschäften, Großhandelsbetrieben und landwirtschaftlichen Handelsbetrieben. Durch sie deckt die bäuerliche Bevölkerung ihren Bedarf und wird das ländliche Gewerbe mit Lebens- und Genußmitteln, Textilien, Leder, Farben usw. versorgt. Abgesehen von einzelnen Geschäften, die mit ihrem Warenabsatz, sporadisch bis in 50 km streuen, läßt sich aber keinesfalls ein ausgreifendes und dauerndes Einzugsgebiet über den aufgezeichneten Raum hinaus erkennen, so daß man in allen Wirtschaftsbeziehungen zwischen Stadt und Land eine ganz erhebliche Markschrumpfung erkennen kann. Begründet wird dies neben dem schon Dargelegten ganz allgemein dadurch, daß sich gerade auch in den rein ländlichen Gemeinden Handelsbetriebe, Filialen und Großversandhäuser eingeführt haben, welche die Kundschaft mit Lieferautos oder per Post betreuen, wodurch Funktion und Marktradius der zentralen Orte erheblich im Schwinden sind, was auf eine allgemeine Dezentralisierung als moderne Wirtschaftserscheinung hinausläuft. In Dinkelsbühls Wirtschaftsleben wirkt sich das u. a. darin aus, daß die Viktualienmärkte, wie auch die Jahrmärkte kaum mehr von den Bauern zum Ein- und Verkauf beschickt werden und bedeutungslos sind. Der Stadt werden demnach durch das moderne Verkehrszeitalter, in dem es auf dem Lande keine marktnahen- und -fernen Gebiete mehr gibt, ihre Märkte vollkommen beraubt. Das ist eine nicht zu überschende moderne Wirtschaftserscheinung, unter der die Landstädte bis zur Größe kleinerer Mittelstädte in zunehmendem Maße zu leiden haben, sofern ihnen weitere Eigenkräfte über die Marktfunktionen hinaus, wie Industrie, Verkehrsgunst, besondere Verwaltungsaufgaben usw., fehlen. Darum darf nicht mehr wie früher, der „Markt“ als typische Funktion eines zentralen Ortes angesehen werden. Selbstverständlich bleibt ein Teil dieser Marktaufgaben erhalten, verlagert sich aber in die Ladengeschäfte.

Allgemein ist damit deutlich zu erkennen, daß im 20. Jahrhundert Dinkelsbühls Wirtschaftsgebiet sehr stark schrumpfte und heute praktisch nur noch die westliche Kreishälfte umfaßt. Dabei sind die alten Absatz- und Marktbeziehungen der ländlichen Bevölkerung, wie sie sich früher im Markteinzugsbereich abzeichneten, weitgehend verloren gegangen und halten sich

in einem bescheidenen, durch die klein- und mittelbäuerliche Struktur bedingten Rahmen. Wesentlich verursacht wird dies durch einen sich stürmisch anbahnenden neuen Wirtschaftsstil, der versorgungstechnisch einerseits durch die bäuerlichen Genossenschaften auf dem Lande und andererseits durch die Versandhäuser der Großstädte eingeleitet wurde, durch die modernen Verkehrsmittel wesentlich gefördert wird und eine Dezentralisierung des Handels bedingt, obwohl mit dem erhöhten Lebensstandard gleichzeitig die Güternachfrage sehr gestiegen ist und marktbelebend wirken sollte. Hierbei werden die Kleinstädte in versorgungstechnischer Hinsicht immer mehr entwertet und den Großstädten direkt untergeordnet.

3. Handwerk und Industrie

Wurde bisher versucht, Struktur und Bedeutung der Landwirtschaft im Rahmen des Dinkelsbühler Wirtschaftsraumes darzustellen, so soll nun kurz auf die schon wiederholt angeschnittene gewerbliche Struktur eingegangen werden.

a. Das Handwerk

Nach der Kreisstatistik von 1950 waren 51 % der Erwerbspersonen in Land- und Forstwirtschaft, aber nur 33 % in Industrie und Handwerk tätig. In der Stadt Dinkelsbühl aber führten letztere als stärkste Wirtschaftsgruppe mit 35 %. Dabei bleibt offen, ob in Stadt und Kreis die Industrie oder das Handwerk die führende Rolle einnehmen; das läßt sich aber aus der letzten Handwerkszählung von 1949 abschätzen, nach welcher der Kreis die höchste handwerkliche Betriebsdichte⁴¹ innerhalb Nordbayerns hatte und das Handwerk der Industrie zahlenmäßig ebenbürtig war. Darüber hinaus nahm es damals eine Spitzenstellung in der Zahl der Beschäftigten (Beschäftigungsdichte) ein und steht auch heute noch erheblich über dem Landes- und Bundesdurchschnitt. Die Bedeutung dieser gewerblichen Berufsgruppe erfordert es deshalb, ihr eine gewisse Beachtung einzuräumen.

Innerhalb des Kreises hat die Stadt Dinkelsbühl die Schlüsselstellung, denn in ihr sind gut $\frac{1}{5}$ aller Handwerksbetriebe des Kreises ansässig und die Betriebsdichte betrug 1957 30 auf 1000 Einwohner. Schon damit ist schlaglichtartig beleuchtet, daß in der Stadt Dinkelsbühl das Handwerk nicht nur eine tragende Rolle spielt, sondern auch besonders günstige Voraussetzungen für die Existenz von Handwerksbetrieben da sind. Zur Klärung dieser außergewöhnlichen Struktur muß das Dinkelsbühler Handwerk in seiner Zusammensetzung, nach seinen örtlichen Verhältnissen und seiner Gebundenheit an den Wirtschaftsraum kurz betrachtet werden.

Als erste Gruppe sind die Nahrungsmittel- und Bekleidungshandwerke, die der persönlichen Dienste (Friseur, Kosmetiker usw.) und das Reparaturhandwerk des täglichen Bedarfes zu nennen. Sie sind für Dinkelsbühl nicht weiter typisch, denn ihre Stärke und Verbreitung richtet sich im ganzen nach der Einwohnerzahl, denn sie befriedigen die Grundbedürfnisse wie Nahrung, Kleidung, Reparatur usw. und stehen deshalb zur Bevölkerungszahl in einem festen Verhältnis.

Die zweite Gruppe der Handwerksbetriebe sind jene, die für andere Wirtschaftszweige, besonders die ansässige Industrie, als Zulieferungshandwerke arbeiten. Hierher gehören neben einigen größeren Schreinereien die in Dinkelsbühl ansässigen handwerklichen Haarzurichtereien, Drechslereien, Pinsel- und Bürstenmacher-Kleinbetriebe⁴².

Die dritte Gruppe der Handwerksbetriebe sind jene, die die zentrale Marktlage der Stadt bevorzugen, sowohl aus Gründen der Nachfrage und der Kapitalgrundlage, als auch wegen der Möglichkeit, in einem möglichst großen Wirtschaftsbereich tätig zu sein. Genannt seien hier in erster Linie das gesamte, auch im Landkreis sehr starke Bauhandwerk und die Baunebenberufe. Hier liegt die Stadt über dem üblichen Raumdurchschnitt und hat ein starkes Einzugsgebiet aus den „Maurerdörfern“ Schopfloch und Dürrwangen, daneben aus Halsbach, Hohe Schwärz, Wilburgstetten usw. Aber auch die landwirtschaftlich orientierten Handwerke, besonders die Landmaschinenhandwerke, Reparaturwerkstätten, Auto- und Hufschmieden, Stellmacher usw. tragen zur Betriebsdichte wesentlich bei. Sie ist in Dinkelsbühl deswegen so hoch, weil das landwirtschaftliche Hinterland eine klein- bis mittelbäuerliche Struktur hat und der Einzugsbereich relativ groß ist. Weil nun alle drei Handwerksgruppen gleichzeitig vorkommen und sich gegenseitig überlagern, kommt es zur oben errechneten, außergewöhnlich hohen Betriebsdichte.

Übersieht man nun auch die räumliche Verteilung der Handwerksdichte, so erkennt man einerseits, daß Dinkelsbühl zwar ein Schwerpunkt ist, andererseits, daß die Siedlungen in einem Kranz um die Stadt weit unter dem Durchschnitt liegen. Die Gemeinden Seidelsdorf, Segringen, Langensteinbach, Knittelsbach, Neustädtlein usw. haben nur 5 bis 6 Handwerker, umgerechnet auf 1000 Einwohner, während die von Dinkelsbühl ferner liegenden Gemeinden stetig ansteigende Betriebs- und Beschäftigungszahlen aufweisen und im Einflußbereich der Stadt Wassertrüdingen wieder abnehmen⁴³. Demnach wirkt Dinkelsbühl als Wirtschafts- und Verwaltungsmittelpunkt wie ein Sog und erzeugt im Umkreis ein handwerkliches Vakuum, das natürlich Dinkelsbühl selbst zugute kommt. Umgekehrt zeigt es sich, daß das bäuerliche Hinterland das städtische Handwerk noch stark beschäftigt.

Diese hohe Betriebsdichte des ansässigen Handwerks wirft aber auch weitere Probleme auf, insbesondere schon, weil die Beschäftigungsdichte entsprechend der Betriebsdichte höher sein müßte. Demnach kommen also viele Einmann-Betriebe vor, und das ist bezeichnend für das Weitere, nämlich die geringe Leistungsfähigkeit, die niederen Umsätze und das entsprechende Gewerbesteueraufkommen. Letztere liegen unter dem bayerischen Durchschnitt. Das aber bedeutet, daß ganz abgesehen von der geringeren Kaufkraft der Bevölkerung, den niedrigeren Materialkosten usw., das Handwerk, verglichen mit anderen Kreisen, gewissermaßen überbesetzt ist. Hierfür ist letzten Endes entscheidend, daß es um 1949 in Stadt- und Landkreis noch keine entsprechenden größeren Industriegebiete gab, die neue und bessere Beschäftigungsmöglichkeiten boten, und es fehlte so teilweise der Zug zur Industriearbeit. Damit verbunden ist das mühselige Aufrechterhalten der vielen unterbeschäftigten Handwerksbetriebe, sofern nicht eine Abwanderung in die Industriegebiete erfolgt.

Zusammenfassend kann deshalb gesagt werden, daß die schon früher erörterte Bevölkerungsabwanderung und die jetzt aufgezeigte, überdurchschnittliche Handwerksdichte auf dasselbe Problem hindeuten, nämlich auf die dringend notwendige Industriedurchsetzung von Stadt und Kreis Dinkelsbühl.

b. Die Industrie

Vor dem Kriege war der Kreis fast industrielos. Heute haben sich die Verhältnisse durch Neuansiedlung bedeutend gebessert, wenngleich sie im ganzen gesehen noch in bescheidenen, aber hoffnungsvollen Anfängen stehen. Die Grundlagen bilden die handwerklich ausgerichteten Pinselfabriken und die Haarzurichtereien entlang der Dinkelsbühl-Feuchtwanger Kreisgrenze mit den Orten Dürrwangen, Großohrenbronn, Dentlein, Burk, Langfurth, Wieseth und Bechhofen. Dabei nimmt auf diesseitigem Kreisgebiet der Markt Dürrwangen mit sieben größeren Feinhaarzurichtereien und mehreren Handwerksbetrieben und zusammen 250 Beschäftigten den ersten Platz ein, und im Feuchtwanger Gebiet ist es der Markt Bechhofen mit einem Dutzend mittlerer Pinselmacherbetriebe. Zwischen beiden Märkten mit einseitiger Spezialisierung liegen die übrigen Orte als gewerbliches Mischgebiet. Diese Industrien sind ausschließlich arbeitsorientiert und behaupten sich durch einen Stamm traditionsgebundener Arbeiter, die nebenher zumeist kleinbäuerliche Wirtschaften haben und der badisch-württembergischen Industrie-Strukturierung nahe stehen. Insgesamt finden gegen 800 Vollbeschäftigte und eine erhebliche Zahl Heimarbeiter ihr Auskommen. Ein zweites Zentrum mit ähnlichen Betrieben ist Dinkelsbühl, nur beschäftigt es kaum die Hälfte an Arbeitskräften. Das große Zweigwerk der Nürnberger Pinselfabriken A. G. in Schopfloch hatte ähnliche Bedeutung, doch stellte es nach dem Kriege den Betrieb ein. Aus der Vorkriegszeit ist nur noch ein Holzverarbeitungsbetrieb in Wilburgstetten mit 100 Mann Belegschaft erwähnenswert. Die paar weiteren Industriebetriebe sind Neuansiedlungen in Schopfloch, Wassertrüdingen und Wilburgstetten. Strukturell am bedeutendsten sind endlich das Zweigwerk der weltbekannten Firma Schwarzkopf-Hamburg in Wassertrüdingen, mit 500 Mann Belegschaft, und einige Dinkelsbühler Betriebe, auf die näher eingegangen wird.

Sie treten im Straßenbild überhaupt nicht in Erscheinung, weil sie kleiner sind und nur einen geringen Maschinenpark benötigen. Das eigentliche Industriegelände, nach dem Kriege mit enormem Kostenaufwand durch die Stadt erschlossen, liegt jenseits der Talaue, abseits der Altstadt und verkehrsgünstig zur Eisenbahn. Nachdem Dinkelsbühl sein „Industriezeitalter“ erst nach 1945 erlebte, erübrigt sich eine Gliederung nach Industriestandorten.

1. Zur Nahrungs- und Genußmittelindustrie zählen lediglich die Brauerei Gehring & Höhenberger und die Brauerei Hauf. Zwar können beide Betriebe selbst nicht auf eine reiche und alte Tradition zurückblicken, um so mehr aber das Bierbrauereigewerbe als solches. Bis um die Wende zum 19. Jahrhundert waren in Dinkelsbühl 20 Brauereien⁴⁴. Gegen Ende des Jahrhunderts verminderten sie sich jedoch auf die Hälfte. Als das Aufkommen der Großbetriebe sich anbahnte, zwang dies zu weiteren Zusammenschlie-

Bungen und andere mußten den Betrieb einstellen. Heute gehören die beiden Mittelbetriebe mit ihren über 70 Beschäftigten zu den größten Brauereien des Zollamtsbezirkes Rothenburg. Sie beliefern die Wirtschaften in einem Umkreis von über 20 km, doch geht auch Bier nach Württemberg. Die Braugerste entstammt vornehmlich dem nahen Hesselberggebiet mit vorzüglichen Sorten, während der Hopfen entweder über Spalt oder den Nürnberger Großmarkt bezogen wird. Sonst kam es neben kleinen Mühlenbetrieben zu keiner Nahrungsmittelindustrie.

2. Als weitere, rohstoffgebundene Industriegruppe sind die Holzverarbeitenden Betriebe zu nennen, die wenigstens zu einem Teil auf die ausgedehnten Waldungen der Umgebung zurückgreifen. Die bedeutendste Fabrik ist das Säge- und Hobelwerk Staufinger & Söhne mit dem Sitz in Wilburgstetten. Das Sägewerk Dürr in Dinkelsbühl hat seit einiger Zeit die Produktion eingestellt. Seine Betriebskapazität ermöglichte eine Belegschaft bis zu 100 Arbeitern, ging aber in den letzten Jahren sehr zurück. In ähnlich schwierige Lage kam die Möbelfabrik Braun mit ehemals über 60 Arbeitern. Letztere war nicht nur Bau- und Möbelschreinerei, sondern auch Zulieferungsbetrieb für die Radiofirma Grundig. Eine gewisse Betriebserweiterung und Stabilisierung hingegen war bei der Holzwarenfabrik Teufel KG festzustellen. Das Werk hat gegen 100 Mann beschäftigt und fertigt Pinsel- und Bürstenstiele für die Dinkelsbühler und Bechhofener Pinselindustrie, sowie Werkzeuggriffe für württembergische Firmen. Bei dieser geringen Zahl leistungsfähiger Werke, in denen fast nur Männer arbeiten, ist die Neuan siedlung der Frank en mö bel G. m. b. H. sehr begrüßenswert. Daß Dinkelsbühl als neuer Standort gewählt wurde, geht insbesondere auf Privatinitiative und die günstige Arbeitsmarktlage zurück. Das Werk arbeitet seit Ende 1957 mit etwa 100 Mann Belegschaft, hat aber seine eigene Betriebskapazität noch nicht ausgeschöpft. Gefertigt werden Einzeilmöbel in Großserien, die ihren Absatz in Süddeutschland und dem Ruhrgebiet finden. Die Nadelhölzer als Rohstoff kommen aus der Umgebung, die Harthölzer, besonders Buche, aus dem Odenwald und Spessart.

3. Der bedeutendste Zweig der Dinkelsbühler Industrie befaßt sich mit der Verarbeitung von Borsten und Haaren. Auch er erhielt seinen entscheidenden Impuls erst durch die Ansiedlung neuer Unternehmen als Heimatvertriebenen-Betriebe.

Die Hutfabrik Peschel KG. hatte vor dem Kriege in Schöna u-Neutitschein CSR das Stammwerk. Durch ihre Qualitätserzeugnisse hatte sie Weltruf und versorgte insbesondere den westeuropäischen Markt, während das rumänische Zweigwerk Südosteuropa und Rußland belieferte. Bei jeglicher Mittel, aber beseelt von dem Willen, eine neue Hutfabrik aufzubauen, kam der Unternehmer nach Dinkelsbühl, wo er tragbare Standortverhältnisse, besonders aber das entsprechende Wasser zur Verfügung hatte. Den ersten, zwar veralteten Maschinenpark konnte man bald von englischen Geschäftsfreunden erwerben. Somit war die Grundlage für die Neuentwicklung geschaffen, die nun, aus bescheidenen Anfängen heraus, wieder zu einem ansehnlichen Werk mit etwa 200 Beschäftigten heranwuchs. Trotz dieser hoffnungsvollen Entwicklung ist noch nicht $\frac{1}{6}$ des Belegschaftsstandes von vor dem Kriege erreicht. Davon trifft nur etwa $\frac{1}{10}$ auf ausgesprochene Facharbeiter, die meist aus der alten Heimat stammen, während 20 %

angelernete Arbeitskräfte zum Bedienen der zahlreichen Maschinen und der Rest Hilfsarbeiter sind, die sich zu $\frac{1}{2}$ aus Frauen zusammensetzen. Der Betrieb verfügt auch über ein eigenes Kohlekraftwerk zur Dampf- und Energieerzeugung und über moderne Betriebsanlagen. Die Rohstoffbasis sind ausschließlich Haare von Nagetieren. Insbesondere werden Hasenhaare, Zahn- und Wildkaninchenhaare sowie Biberhaare verarbeitet. Sie kommen teilweise aus Deutschland, zum überwiegenden Teil aber müssen sie aus ganz Westeuropa importiert werden. Die Produktion beschränkt sich auf Herrenhüte und Damenstumpen. Letztere werden als Halbfabrikate an Großfirmen und Modesalons in ganz Deutschland weitergegeben. In den letzten Jahren gelang es auch wieder, in Exportgeschäfte nach den USA und die nordischen Staaten einzutreten. Obwohl durch die verschärften Konkurrenzverhältnisse, besonders Englands, kaum die einstmalige Exporthöhe von 85 % der Produktion wieder erreicht werden kann. Schwierigkeiten machen insbesondere die außerordentlich hohen Kosten für die Energiegewinnung und die erhebliche Überproduktion der deutschen Hutfabriken, ganz abgesehen von der hutlosen Mode.

Die mechanische Borstenzurichterei Seiler & Cie. war, mit der früheren Stammfirma Carl Garitz, in Beuthen/Niederschlesien ansässig, wo im nahe gelegenen Neusalz/Oder die erste Borstenzurichterei entstand. Schon damit ist das Schicksal eines weiteren Unternehmers umrissen, dessen Firma vor dem Kriege als eine der bedeutendsten Borstenzurichtereien Deutschlands Weltruf hatte und zu 80 % ins westliche Europa und nach Übersee exportierte. Die Standortwahl dieses Betriebes im Jahre 1949 gründet sich auf der günstigen Lage nahe dem Zentrum der mittelfränkischen Pinselindustrie. Der Betrieb ist völlig auf die Reinigung und Zurichtung von Schweineborsten spezialisiert, wie sie in der Pinselindustrie zur Herstellung von Borstpinseln vielseitige Verwendung finden. Auch dieses Werk hat in den wenigen Jahren Aufbauarbeit mit 160 Betriebsangehörigen den Vorkriegsstand bei weitem noch nicht erreicht. Von der Belegschaft sind etwa $\frac{1}{10}$ ausgesprochene Facharbeiter, deren Nachwuchs im Werk selbst herangebildet wird. Die Mehrzahl, nämlich 70 %, entfällt auf angelernete Arbeiter zum Bedienen der Maschinen und für allerlei Handarbeiten. Für spezielle Borstenanfertigung sind u. a. auch eine Reihe von Fertigungsprozessen vorgesehen, die in Heimarbeit ausgeführt werden, so daß laufend etwa 30 Arbeitskräfte zusätzliche Beschäftigung finden. Diese besondere Struktur ermöglicht u. a. auch den Spitzenbedarf an Arbeitskräften abzufangen. Das Schwergewicht der Rohstoffbasis liegt auf rohen deutschen Schweinehaaren. Während ehemals in erster Linie die wesentlich besseren russischen und polnischen Schweineborsten eingeführt und für den Inland- und den Weltmarkt zugerichtet wurden, treten gegenwärtig aus politischen Gründen Einfuhren aus den östlichen Ländern zurück. Durch einen fachmännischen Aufbau, intensive Mechanisierung und Rationalisierung ist inzwischen eine sehr hohe Produktionsziffer erreicht worden, die dem Weltmarktbedarf an deutschen Borsten angeglichen ist. Demzufolge exportiert die Firma bis zu 60 % nach Westeuropa, Nord- und Südamerika. Starke Konkurrenz entsteht neuerdings durch Japan und China, die sowohl auf der Rohstoffbasis wie auch in den Arbeitslöhnen wesentlich günstiger liegen; sie lassen auf dem Weltmarkt nur noch eine geringe Ausweitungsmöglichkeit zu.

Neben diesem mittelgroßen Betrieb werden auch durch mehrere handwerkliche Betriebe Haare und Borsten zugerichtet. Doch sind sie in ihrer Leistungsfähigkeit sehr gering.

Die Bürsten- und Pinselmacherei ist als Vorläufer der heutigen Pinselindustrie ein bereits aus dem Mittelalter urkundlich in Dinkelsbühl bekanntes Handwerk. Am Ende der reichsstädtischen Zeit betrieben zwei Bürstenmacher dieses Gewerbe und seit der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts führte sich das Gewerbe der Pinselmacher in Dinkelsbühl selbst ein. Mit großer Wahrscheinlichkeit ist dabei anzunehmen, daß dieser neue Gewerbezug von der Bechhofener Gegend hierher kam⁴⁵. 1852 wurde für das angewachsene Bürsten- und Pinselmachergewerbe eine eigene städtische Gewerbeordnung verfaßt, und 1886 sind es bereits 11 „Pinselfabrikanten“, 1894 24 Pinsel- und 5 Bürstenmacher, die in mehreren gewerblichen Betrieben arbeiten. Dazu wurde 1898 die Filiale Schopfloch der „Vereinigten Pinselfabriken Nürnberg“ aufgehoben und kurzfristig nach Dinkelsbühl verlegt⁴⁶. Sie beschäftigte Ende des Jahres 61 Arbeiter. Heute sind es in Dinkelsbühl 4 Industriebetriebe und mehrere Einmann-Handwerksbetriebe mit einer Belegschaft von gut 250 Arbeitern.

Je nach Art des Produktionsprogrammes greifen die Betriebe vornehmlich auf Borsten oder Haare zurück. Am meisten wird Schweineborste je nach Art und Güte, Steifheit oder Elastizität, Länge und Farbe sowie ihrer Herkunft verarbeitet. Bei der Qualität und Länge der Borsten kommt es dabei auf die Rasse des Tieres, das Alter, die Fütterung und ganz besonders auf das Klima an. Im allgemeinen sind die russischen, polnischen und chinesischen Borsten von bester Qualität, weil die Aufzucht vorwiegend im Freien geschieht und die Klimabedingung extrem ist. Die besten deutschen Schweineborsten kommen aus Niedersachsen und Oberbayern. Sie sind unter allen Borsten die feinsten und geschmeidigsten, dennoch sind auch hier die Qualitätsunterschiede so groß, daß die Preisspanne zwischen 0,50 und 5 DM je Kilo liegt. Diese vielfältigen Sorten werden zur Herstellung der verschiedensten Borstpinsel verwendet. Weiter werden Tierhaare vielseitig gebraucht, z. B. Bären-, Roß-, Ziegen- und Rinderhaare, hier besonders die Haare aus den Ohren geschlachteter Tiere, die gesammelt und wegen ihrer Seltenheit und vorzüglichen Qualität sehr begehrt sind. Rotmarderhaare, Wiesel-, Iltis- sowie Fehhaare sind wunderbar fein, zart und elastisch, von bester Qualität jedoch sind die Dachshaare. Sie bleiben zur Herstellung von Rasierspinneln und feinsten Haarpinseln eine überaus wertvolle und unentbehrliche Haarart. Die Preise pro kg liegen teilweise über 10 000 DM. Spezialpinsel aus diesem hochwertigen Material werden als Malerspinnel für Künstler, Schrift- und Porzellanmaler, in der Fototechnik zu Retuschierarbeiten und in der optischen Industrie verwendet. Daneben spielen Pflanzenfasern wie Fibre, Piasava und Kokosfasern eine weitverbreitete Rolle als Ersatzstoffe für einfachere Bürsten und Pinsel. Ihnen stehen neuerdings ergänzend die vollsynthetischen Kunstfasern zur Seite. Auch das Holz inländischer und ausländischer Herkunft wird vielfältig zu Bürstenhölzern, Pinselstielen und -griffen verarbeitet. Ebenso wie bei den Borsten entwickelte die chemische Industrie ebenbürtige und ergänzende Kunstharze.

Die älteste Pinselfabrik, noch aus dem Jahre 1878, ist die Firma Dauerschmidt (Inh. L. und E. Wirner). In ihrem Produktionsprogramm werden gegenwärtig zu 70 % deutsche Borsten, daneben Roß- und Kuhhaare sowie Fibre zu Industrie- und Handwerkspinseln verarbeitet. Beliefert wird in erster Linie der inländische Markt, aber auch mit Ägypten und der arabischen Welt bestehen Geschäftsverbindungen.

Die Pinselfabrik Sauer & Brümmer KG. wurde 1899 als Fabrik für Feinhaarpinsel gegründet, die heute noch einen wesentlichen Teil der Produktion ausmachen. 1952 wurde die Erzeugung von Malergeräten angegliedert, und seit 1955 arbeitet ein neuer Zweigbetrieb, die „Esbe-Plastic-Dinkelsbühl“, an der Herstellung von Kunststoffverpackungen. Die Neuartigkeit und Entwicklungsfähigkeit der Herstellung synthetischen Verpackungsmaterials auf vollautomatischem Wege bringt es mit sich, daß der erforderliche Automaten-Maschinenpark in betriebseigener Entwicklungsarbeit erst vorangetrieben werden muß. Bezüglich der vollsynthetischen Rohstoffe besteht enge Zusammenarbeit mit den Farbwerken Höchst. Die Erzeugnisse gehen zum größten Teil auf den deutschen Markt, während besonders Feinhaarpinsel auch exportiert werden. Hier ist für verschiedene Spezialerzeugnisse sogar noch eine Expansionsmöglichkeit vorhanden.

Die Pinselfabrik Gebr. Schabert entstand 1908 durch Eigeninitiative des Seniorchefs, H. Schabert, als Borstenzurichterei, und bereits 1909 nahm man die Pinselfabrikation auf. Das Herstellungsprogramm des gut fundierten Betriebes, mit etwa 100 Arbeitnehmern, umfaßt sowohl Gebrauchspinsel für das Handwerk als auch in großem Umfange Feinhaarpinsel.

Die Firma Hiltner war mit ihrem Stammwerk bis in den Krieg hinein in Nürnberg beheimatet. Es wurde aber während der Luftangriffe auf Nürnberg völlig zerstört, und durch die bedingungslose Kapitulation gingen auch das Zweigwerk in Stockport/England und das Kapital im Werk „The Vulfix Shaving Brush Co.Ltd.“ in Manchester als deutsches Auslandsvermögen an den englischen Staat über. Damit traf auch diese Spezialfirma für Rasierpinsel von Weltruf ein ähnliches Schicksal wie die neu angesiedelten Heimatvertriebenen-Betriebe. Die Firma verdient eine besondere Würdigung, weil sie in der Geschichte des Rasierpinsels die älteste Spezialmärkte „thermos“ auf den Weltmarkt brachte und durch eigene Patente in der Neuartigkeit der Fassung einen völligen Umschwung der Rasierpinselfabrikation bedingte. Sie war auch die erste Firma, die in ihrer Fabrikation die Verwendung von Kunstharzen einführte. Heute ist der Betrieb infolge der völligen Kapitalzerstörung relativ klein und stellt ausschließlich Rasierpinsel aus den verschiedensten Haaren her, die zum größten Teil auf den Weltmarkt kommen.

Das Charakteristische dieser Pinselindustrie ist nun, daß sie trotz Einführung modernster Maschinen im ganzen sehr stark handwerkliche Züge trägt und es trotz der Entwicklung von Spezialmaschinen noch nicht gelungen ist, die Pinselmacherei völlig zu mechanisieren. Bei der Herstellung der Pinsel, besonders der Rasier- und Feinhaarpinsel, beruht die gesamte Produktion noch auf handwerklichem Können und jahrzehntelanger Erfahrung, denn viel Geschick und noch mehr Gefühl sind erforderlich, um zum Beispiel die natürliche Krümmung der Borste bzw. Haare zur Formung auszunützen. Im Zeichen der Rationalisierung und Technisierung kam es ledig-

lich zu einer Spezialisierung und damit Vereinheitlichung der Produktion. Dadurch wurde die Arbeitsaufgabe der einzelnen Arbeiter viel kleiner und einfacher, gleichzeitig verkürzte sich selbstverständlich die Dauer jedes Arbeitsganges. Es hatte zur Folge, daß nun ungelernte Arbeitskräfte zur Verrichtung der verschiedensten Teilvorgänge herangezogen werden konnten. Heute schaffen in den Betrieben neben 25 % Facharbeitern vorwiegend angelernte weibliche Arbeits- und Hilfskräfte. Trotzdem spielt die menschliche Arbeitskraft im Pinselmachergewerbe als „Produktionsmittel allseitiger Verwendbarkeit“ die bedeutendste Rolle und übt durch ihre manuelle Fähigkeit einen entscheidenden Einfluß auf die Art und Qualität der Produktion aus. Dennoch kann die Pinselindustrie nicht allein als arbeitsintensiver Industriezweig angesehen werden, denn die Arbeitsintensität, d. h., die Wertsteigerung durch die Verarbeitung des häufig überaus teuren Rohstoffes ist gerade bei den Qualitätserzeugnissen so gering, daß von einer hochwertigen Veredlungsindustrie nicht immer gesprochen werden kann. Bei den einfachen Pinselarten aber liegen Lohnanteil und Rohstoffpreise in annähernd gleichem Verhältnis, so daß der Intensitätsfaktor höher liegt. Hingegen ist dieses Gewerbe in Dinkelsbühl und im mittelfränkischen Raum über die historischen Grundlagen hinaus rein arbeitsorientiert. Und durch die Facharbeitertradition und das Übermaß einer anlernbaren Arbeitskräfte-Reserve ist die Industrie dieses Raumes noch existenz- und konkurrenzfähig. Denn bei der schlechten Lage sowohl zu den norddeutschen und ausländischen Rohstoffgebieten, wie auch zu den Absatzmärkten des westfälischen Industriegebietes und der deutschen Überseehäfen erhöht sich die Bedeutung der Transportkosten. Das müssen die niedrigeren Arbeitslöhne weitgehend ausgleichen. Auf dem Weltmarkt setzt darüber hinaus ein spürbares Preisdumping von seiten Chinas und Japans ein, und die übrigen europäischen Staaten entwickelten ihre Industrien auch in Richtung einer stärkeren Pinselindustrie, so daß die Weltmarktlage für deutsche Erzeugnisse wahrscheinlich schlechter wird. Demgegenüber nimmt der deutsche Export in Borten möglicherweise noch etwas zu.

4. Die Textilindustrie ist eigentlich Dinkelsbühls ältestes städtisches Gewerbe, brachte im Mittelalter die Stadt zu einer hohen Blüte und wirkte bis Ende des 19. Jahrhunderts nach. Dennoch ist bezeichnend, daß die heutige Textilindustrie keinerlei Tradition hat und an keinen überkommenen Handwerkerstamm anknüpfen konnte. Was heute an Textilwerken ansässig ist, sind Neuerwerbungen. Die Firma C. Weh, mit rund 120 Mann Belegschaft, siedelte 1949 in Dinkelsbühl und nahm bald darauf die Produktion in Nylon- und Perlon-Damenstrümpfen auf. Unlängst schränkte sie den Betrieb weitgehend ein. Das Rohmaterial Perlon ist ausschließlich deutsches Erzeugnis.

Nach modernsten technischen und gewerbehygienischen Gesichtspunkten entstand Ende 1957 der Zweigbetrieb Dinkelsbühl der Böhne Morgenröcke, M. Uebel KG. Neben den Bemühungen der Stadtverwaltung waren in erster Linie betriebswirtschaftliche Gründe für die Ortswahl dieser Berliner Firma maßgebend. Neben der Arbeitsmarktlage liegt, entsprechende Verkehrserschließung vorausgesetzt, die Stadt nämlich in der Mitte zwischen den süddeutschen Auslieferungslagern und Absatzgebieten, wie Nürnberg, München, Stuttgart und Frankfurt. Die Fabrikation beschränkt sich zur Zeit nur auf Morgenröcke als Spezialerzeugnis, das in Fließbandarbeit gefertigt wird.

Infolge der kurzen Anlaufzeit und langwierigen Anlernverhältnisse ist die geplante Betriebskapazität von 250 Mann Belegschaft noch lange nicht erreicht.

Seit Mai 1958 nahm auch die Firma G. Habelt als erste Kleiderfabrik Dinkelsbühls mit rund 75 Arbeitnehmern die Produktion auf. Mit modernsten Maschinen wird serienweise Sport- und Kinderbekleidung gefertigt. Rationelle Arbeitsmethoden verbunden mit umsichtiger und fachmännischer Leitung stellten in den wenigen Monaten den Betrieb bereits auf sehr gediegene Grundlagen. Hauptabsatzgebiete sind süddeutsche Großstädte und das Ruhrgebiet.

5. In der lederverarbeitenden Branche schafft die Schuhfabrik *Vogelsang* und spezialisierte sich auf Sportschuhe und Gebrauchsstiefel. Außerdem befindet sich ein Rohleder-Veredelungsbetrieb der Firma *Schmidt* aus Nürnberg im Aufbau. Seit Jahren sehr erfolgreich arbeitet die Handschuhfabrik *Schröder & Schmid*. Der Stammbetrieb war in Karlsbad und schaffte sehr vielseitig, in der Hauptsache auf Export. Nach Enteignung und Ausweisung setzte die Firma aus sehr bescheidenen Anfängen heraus die bekannte Karlsbader Tradition fort. Was dazu bewog, Dinkelsbühl als Standort zu wählen, war der Umstand, daß ein Teil der früheren Heimarbeiter durch die Nachkriegswirren im Gebiet um den Hesselberg angesiedelt wurde. Nun schaffen schon nahezu 500 Heimarbeiter für den Betrieb in einem Gebiet, das von Rothenburg bis Donauwörth reicht. Außerdem liefern Zwischenmeister, die auf Verlagsbasis anfertigen lassen, und so kommt es, daß selbst im Notstandsgebiet des Bayerischen Waldes über 100 Leute beschäftigt werden, und der Betrieb *Schröder & Schmid* wegen dieser sozialen Struktur besonderer Erwähnung bedarf. Zieht man dabei noch in Rechnung, daß neben der bäuerlichen Bevölkerung 70 % Heimatvertriebene Erwerb finden, dann kann man getrost übersehen, wenn die Fabrik für die Sanierung des Dinkelsbühler Arbeitsmarktes nicht so sehr in Erscheinung tritt. Immerhin beschäftigt der hiesige Betrieb, in dem die Roh- und Endfertigung erfolgen, gegen 40 Mann. Verarbeitet werden besonders türkische und afrikanische Rohwaren und Fertiglleder aus England. Im Gegensatz zu den Handschuhfabriken zum Beispiel in Erlangen und Günzburg liegt das Schwergewicht auf modischen, eben den besagten Karlsbader Handschuhen. Sie gehen überwiegend nach den USA, der Schweiz usw., aber auch auf den inländischen Markt.

6. Die Kleisenenindustrie ist zufallsbedingt in Dinkelsbühl ansässig geworden und kann, ähnlich wie die übrigen Industriezweige, lediglich die Arbeitskraft marktwirtschaftlich in die Waagschale werfen. Mit 25 Mann Belegschaft ist die Firma *Fleischmann* nur noch als Teilbetrieb ansässig. Das Hauptwerk arbeitet seit Jahren in Nürnberg und zählt mit 500 Betriebsangehörigen zu den ersten Spielwarenfabriken. Mit rund 25 Arbeitnehmern stellt die Firma *Kuhn* Blechwaren, Kanister usw. für bedeutende württembergische Werke her und ist im wesentlichen ein Zulieferungsbetrieb. Die Firma *Rommelsbacher* endlich fertigt elektrische Kleinherde und Kochplatten.

c. Das Gesamtbild der Dinkelsbühler Industrie

Überblickt man abschließend die Industrie der Stadt Dinkelsbühl, so fällt auf, daß die Industrialisierungsperiode erst nach 1945 eingesetzt hat. Dabei verdankt ein großer Teil der gegenwärtig bestehenden Unternehmen seinen Standort den verworrenen Kriegs- und Nachkriegsereignissen mit all ihren

Zufälligkeiten und in jüngster Zeit auch der Initiative der Stadt- und Landkreisverwaltung. Lediglich die traditionsbedingte Pinselindustrie war natürlicher Raumfaktor für die Neuansiedlung einer weiteren Pinselfabrik und einer mechanischen Borstenzurichterei. Sonst aber führte es zu einem Konglomerat von ganz verschiedenen Betrieben, denen ein produktionsbedingter Zusammenhang fehlt.

Wenig einheitlich und ungerichtet erscheinen auf den ersten Blick auch die geographischen Beziehungen zu den Absatz- und Zulieferungsgebieten. Bis auf die Holzbearbeitungsbetriebe, die in ihrem Absatz deutlich an den engeren Raum gebunden sind, werden sämtliche übrigen Betriebe durch ihre Weiträumigkeit des Rohstoff- und Absatzmarktes häufig bis über den deutschen Binnenmarkt hinaus charakterisiert. Damit sind die Entfernungen zu den Rohstoffräumen wie auch zu den Konsumräumen sehr beträchtlich. Diese Ungunst dieser Standortsvoraussetzungen wirkt sich jedoch nur auf das wenig benötigte Massengut Kohle stark aus, sonst sind die Gewichtsverlustanteile von Rohstoff zu Fertigprodukt in gut tragbaren Grenzen, und ebenso fallen die Versandkosten der leicht zu befördernden, nur geringen Raumanteil benötigenden Fertigwaren preislich weniger ins Gewicht. Um voll konkurrenzfähig zu sein, muß demnach ein ausgleichender Faktor vorhanden sein, und das ist die jetzt noch billigere Arbeitskraft. Wenn sich weiterhin die Gesamtkostenanteile etwa zu $\frac{1}{2}$ bis $\frac{2}{5}$ auf den Rohstoffmaterialaufwand belaufen, das andere $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{5}$ auf den Arbeitskostenanteil, so erscheint es einleuchtend, daß bei dieser beachtlichen Arbeitsintensität die entscheidende Basis für die Konkurrenzfähigkeit vorhanden ist.

Gemeinsam ist demnach die Standortgrundlage einer arbeitsorientierten Industrie. Zwar hängt die Holzindustrie in gewissem Sinne noch ursächlich mit der Rohstoffgrundlage zusammen, hat sich aber doch schon weitgehend von der heimischen Rohstoffbasis losgelöst. Sonst können aber sämtliche größeren Industrieunternehmen lediglich den beträchtlichen Überschuß an Arbeitskräften des Dinkelsbühler Raumes ausnützen, die sonst entweder ungenutzt brach liegen bleiben oder aber Erwerbsmöglichkeiten im mittelfränkischen oder württembergischen Industrieraum suchen. Es bedurfte deshalb neben den übrigen zufallsbedingten Momenten bei der Standortwahl auch sehr wagemutiger Unternehmerpersönlichkeiten, die allein auf dieser Grundlage ihre Industriebetriebe nach dem Kriege neu aufzubauen gedachten. Krisenzeiten können sich nämlich hier besonders früh und schwer bemerkbar machen. Vorteilhaft für diese arbeitsorientierten Industrien, wie sie in Dinkelsbühl angesiedelt sind, ist, daß es infolge innerbetrieblicher Mechanisierung und Rationalisierung möglich bleibt, ungelerntes Personal zu verwenden. Inwieweit die natürliche Intelligenz der Menschen im Vergleich mit anderen Gebieten besser oder schlechter ist, kann nicht beurteilt werden. Sie spielt aber eine gewisse Rolle, denn verständlicherweise können manche Industriezweige aus Mangel an Fachkräften Dinkelsbühl als Standort nicht wählen. Vorteilhaft für die Betriebe selbst, aber nachteilig für den Arbeitsmarkt wirkt sich andererseits aus, daß die Dinkelsbühler Betriebe wegen ihrer Produktionsstruktur die ungelerten Frauen als Arbeitskräfte in gleicher Weise beschäftigen können wie Männer und deshalb Frauenarbeit vielfach bevorzugt wird. Sämtliche größeren Betriebe haben deshalb einen wesentlich höheren Anteil Frauen als Männer. Daß in der Handschuhfabrikation darüber hinausgehend zu 96 %

Frauen, vornehmlich als Heimarbeiterinnen, ihren Verdienst finden, ergänzt die Arbeitsmarktlage in hervorragender Weise nicht nur allgemein wirtschaftlich, sondern auch als eine fruchtbare soziale Erscheinung. Sie vermag der männlichen Arbeitskraft selbstverständlich nicht den Vorrang zu geben, sondern konnte in erster Linie Heimatvertriebene unterbringen und verdient damit auch soziologisch eine Beachtung. Bei Neuansiedlung von Betrieben wäre sehr begrüßenswert, wenn Komplementärindustrien im Dinkelsbühler Raum angesetzt würden, um auch den Männern entsprechende Beschäftigungsmöglichkeiten zu bieten, ein Auspendeln zu verhindern, der stetigen Abwanderung entgegenzutreten und brachliegende Arbeitskräfte mit Nachdruck zu erfassen. Empfehlenswert ist abschließend, krisenstabile, kapitalkräftige Mittel- und Großunternehmen für Zweigbetriebserrichtung zu gewinnen und die ländlichen Arbeiter selbst auch zur bodenständigen Eigenbesitzbildung anzuregen, um bei Arbeitslosigkeit und in Krisenzeiten ein erträgliches soziales Klima zu sichern.

d. Die Pendelwanderung

In dem gleichen Maße, wie nach dem Kriege Dinkelsbühl zur oben beschriebenen Industrieansiedlung und -entwicklung strebte, veränderte sich auch die bisherige Struktur der erwerbstätigen Bevölkerung und neue Beziehungen der arbeitenden Bevölkerung zwischen Wohn- und Arbeitsort bahnten sich an, denn die Industrien mobilisierten die Arbeitsreserven und brachten sie an neue Arbeitsorte. Darüber hinaus hat auch die große Zahl der Flüchtlinge eine wesentliche Umschichtung hervorgerufen, denn mit ihrer Vertreibung von Heimat und Arbeitsplatz wurden viele zwangsweise zu berufsfremden Arbeitskräften oder mußten, wegen der Unmöglichkeit, ihren Beruf auszuüben, zu Pendelwanderern werden, die entweder täglich oder zum Wochenende einen bisweilen sehr weiten Arbeitsweg auf sich nehmen. Darum kann man gerade das Anwachsen der Pendelwanderer, ihre Pendelrichtung und ihre Auswirkung auf den Landkreis und besonders die Stadt Dinkelsbühl geradezu als einen Gradmesser für ihre zentralen Funktionen ansehen.

Für den Landkreis und die Stadt ergibt sich dabei folgendes Gesamtbild: nach der Statistik von 1939⁴⁷ pendelten 245 Arbeitskräfte (= 1,5 % der Erwerbstätigen) von ihrer Wohngemeinde zur Arbeit in eine andere Arbeitsgemeinde ein (= Einpendler). Die meisten wechselten dabei täglich lediglich innerhalb des Kreises zwischen Wohn- und Arbeitsort, und ein kleiner Rest kam von außerhalb des Kreises, darunter 37 aus Württemberg. Zentrum der Einpendler war die Stadt Dinkelsbühl, in der 123 Auswärtige (= 5,5 % der Erwerbspersonen, davon 77 aus dem Kreis und 24 aus Württemberg) ihre Arbeit nahmen. Umgekehrt aber pendelten 382 (= 2,4 % der Erwerbspersonen) von ihren Wohngemeinden im Kreis in andere Gemeinden aus (= Auspendler). Die Hälfte von ihnen nur in eine andere Gemeinde des Kreises, mehr als 200 über die Kreisgrenze nach Württemberg, Ansbach und dem Nürnberger Industrieraum. Demnach arbeiteten über 1 % der Erwerbspersonen außerhalb des Kreises. Werden die Saisonarbeiter, z. B. die Schopflocher und Dennenloher Maurer usw., mit eingerechnet, so haben damals schätzungsweise 2 bis 2,5 % außerhalb des Kreises ihr Brot gesucht. Die

sehr geringe Pendelbewegung als solche, wie auch der relativ hohe Anteil der Auspendler überhaupt, sind Zeichen für die nahezu rein agrarische Wirtschaftsstruktur und das Fehlen von Industrien, die die Arbeitskräfte zu fesseln vermochten.

Im Jahre 1950, also nach Aufnahme des Flüchtlingsstromes und der Industrieansiedlung, betrugen die Auspendler 968 (= 4,9 % der Erwerbspersonen, darunter 484 Flüchtlinge), wovon 228 über die Kreisgrenze gingen⁴⁸. Die Einpendler betrugen dagegen 923 (= 4,7 % der Erwerbspersonen, darunter 441 Flüchtlinge), von denen 183 aus den angrenzenden Landkreisen kamen und fast ausschließlich industriellen oder handwerklichen Berufen zugehörten, so daß der Auspendlerüberschuß von 0,2 % auffallend gering wurde. Gegenüber der Vorkriegszeit verzeichnet der Kreis damit im ganzen eine Auspendlerzunahme von 153,4 % und eine Einpendlerzunahme sogar von 276,7 %, und steht dadurch in der Zunahme an 4. Stelle Mittelfrankens⁴⁹.

Diese Zahlen bestätigen einerseits, daß der ehemals nahezu industrieloze, aber handwerklich fundierte Landkreis in das erste Stadium der Vergewerblichung eingetreten ist und nun das für diese Phase sprunghafte Ansteigen der Pendelbewegung zeigt, während altentwickelte Industriegebiete kaum eine Steigerung der Pendelwanderung erfuhren; andererseits wurden erstmals die auf dem bäuerlichen Lande stillliegenden Arbeitsreserven mobilisiert und zu nützen begonnen⁵⁰.

Das Hauptverdienst fällt dabei den beiden Städten Dinkelsbühl und Wassertrüdingen zu. Der Einpendleranteil stieg bei Wassertrüdingen von 41 im Jahre 1939 auf 279 und bei Dinkelsbühl von 123 auf 394 (= 9 % der Erwerbspersonen), von denen 327 aus dem Landkreise selber stammen, 31 aus dem Kreis Feuchtwangen, 29 aus Württemberg usw. Hierin zeigt sich deutlich, daß sowohl Dinkelsbühl, als auch Wassertrüdingen zu zentralen Orten auch der beginnenden Pendelwanderung wurden.

Bis zum Jahre 1957 hatte sich die tägliche Pendelwanderung im Landkreis weiter entfaltet. Eine genaue statistische Erfassung erforderte sehr viel Vorarbeiten aus den Gewerbesteuer-Ausgleichserhebungen. Darum wurde sie nur für Dinkelsbühl ausgeführt. In der Stadt nahmen ohne die öffentlich Bediensteten rund 1860 unselbständige Arbeitskräfte am gewerblichen Leben teil. Von ihnen lebten rund 1030 in Dinkelsbühl und 830 Beschäftigte, unter ihnen etwa 300 Heimarbeiter, waren von auswärts. Als Einpendler blieben demnach 530 Berufstätige, das waren 30 % der unselbständigen Arbeitnehmer. Als Auspendler, vorwiegend Wochenpendler, konnten 68 ermittelt werden; in Wirklichkeit dürften es gegen 100 bis 110 sein.

Interessanterweise haben die Pinselfabriken und Haarzurichtereien je 30 %, die Hutfabrik 27 %, die Textilfabriken 25 % ihrer Beschäftigten als Einpendler vornehmlich als an- oder ungelernte weibliche Kräfte. In den holzverarbeitenden Betrieben stieg der Pendleranteil auf 50 % und im Baugewerbe sogar auf 72 % der Beschäftigten. Im Gegensatz zu den erstgenannten Betrieben überwiegen hier die gelernten und ungelernten männlichen Arbeitskräfte bei weitem.

Das Einzugsgebiet der täglichen Pendelwanderung schließt mit der Landesgrenze nach Württemberg nahezu hermetisch ab, sicherlich als eine Folge der wesentlich stärkeren Vergewerblichung des württembergischen Gebietes und der günstigen und äußerst zweckmäßigen Verkehrserschließung bis in

die Grenzgemeinden. Zudem werden allgemein höhere Löhne bezahlt, so daß es nicht lohnend erscheint, in den bayerischen Raum einzupendeln, sondern vielmehr das Auspendeln nach Württemberg bei uns noch recht häufig ist.

Gegen die Landkreise Feuchtwangen und Nördlingen hin fällt das Einzugsgebiet praktisch noch mit den Kreisgrenzen zusammen, aber nicht als Folge administrativer Bedingungen, großer Entfernung, Verkehrsentlegenheit oder des Einflußbereichs benachbarter Städte, sondern nur, weil der Arbeitskräftebedarf für Dinkelsbühl noch im lokalen Radius gedeckt werden kann. Die Gewerbe und Industrien von Dinkelsbühl haben noch keine größere Reichweite entfaltet. Das zeigt sich gerade auch im Osten, wo die Einzugsgebiete gegen Wassertrüdingen und den Bechhofener Raum sich klar abgrenzen. Der größte Teil der Einpendler kommt aus Orten mit ausgesprochen kleinbäuerlicher Struktur, wo neben den minderwertigen Böden auch bei intensiver Bewirtschaftung keine ausreichende Existenzgrundlage vorhanden ist. Die noch ausbaubedürftigen industriellen Erwerbsmöglichkeiten in Dinkelsbühl hingegen gestatten auch eine Weiterführung der Landwirtschaft als Nebenerwerb, so daß gerade diese Arbeiterbauern den Schwankungen der industriellen Konjunktur und den saisonbedingten Bauarbeiten nicht bedingungslos ausgeliefert und krisenbeständige Arbeiter sind, die besonders zu Besitzbildung auf dem Lande angeregt werden könnten. Solch eine aufgelockerte Mischung von Landwirtschaft und Industrie sowie der Industriearten untereinander mit gesundem Bedarf an männlichen und weiblichen Facharbeitern und Hilfskräften könnte eine Entwicklung in Richtung des badisch-württembergischen Industriebildes den gesamten Dinkelsbühler Raum wirtschaftlich sehr fördern. Auf diese Weise verändert sich die wirtschaftliche Struktur der dörflichen Gemeinden, aber auch neue Wege der Industrieansiedlung sind möglich, die mithelfen können, die ständige Abwanderung vom Lande mit all ihren bekannten Folgen aufzuhalten. Außerdem käme es durch die Industrialisierung des Landes auch zu einer Dezentralisierung und Verlangsamung der Menschenballung und des Anwachsens der Industriestädte mit all ihren bevölkerungspolitischen, sozialen, gesundheitlichen und verkehrsgeographischen Problemen.

Für Dinkelsbühl speziell würden aber durch zweckentsprechende Industrieansiedlung und die damit verbundene berufliche Pendelwanderung die wirtschaftlichen und kulturellen Funktionen wesentlich gestärkt, die nicht nur zur Gesamtbelebung beitragen, sondern auch den gegenwärtig schrumpfenden Wirtschafts- und Marktbereich neu erschlossen und ausweiteten.

3. Die kulturellen und Verwaltungsfunktionen der Stadt

a. Schulen und kirchliche Organisationen

Schon die Betrachtung über die Landwirtschaft und die Gewerbe zeigte in wechselnder Stärke die zentralen Funktionen der Stadt und ihren Einflußbereich ins Hinterland. Sie finden eine abschließende Ergänzung in administrativer und kultureller Hinsicht.

Eine Fülle von Obliegenheiten kommt dem Kreiskrankenhaus, den 3 Stadtapotheken und den ansässigen Ärzten zu, unter denen die zehn Fachärzte im Dienst der Stadtbevölkerung und des Hinterlandes eine bedeutende Rolle

spielen. Wie schon die Wirtschaftsbeziehungen den Lebensraum abgrenzten, so rundet das Gesamtbild des Gesundheitswesens die zentralörtliche Bedeutung Dinkelsbühls weiter ab, und es entspricht der sanitäre Bezirk recht gut dem eigentlichen Wirtschaftsraum. Diese Umgrenzung wird dadurch unterstrichen, daß Wassertrüdingen im Osten des Kreises als eigenes Zentrum mit Krankenhaus usw. sich immer mehr Geltung verschafft und nicht eigentlich Dinkelsbühl untergeordnet ist, sondern immer mehr ebenbürtig zu werden strebt. Nicht unerwähnt soll in diesem Rahmen auch das fast 700 Jahre alte Bürgerhospital zum „Heiligen Geist“ bleiben, dessen segensreiche „Einrichtungen“ bei den Bürgern und der Stadtverwaltung auch heute unbestritten sind, obwohl sein Ausstrahlungsbereich im Mittelalter wegen der ganz anderen sozialen Verhältnisse weit über 20 km ins Hinterland reichte.

Schließlich zeichnen sich ähnliche Einzugsbereiche auf schulischem Gebiet ab. Über die Volksschule Dinkelsbühl, der Teile der Nachbargemeinden eingegliedert sind, baut sich mit weitem Einzugsbereich die Verbandsberufsschule auf. Sie erfaßt mit 1500 Schülern nicht nur den ganzen Landkreis Dinkelsbühl, sondern auch die westliche Hälfte des Kreises Feuchtwangen und reicht infolgedessen weit über das Marktgebiet hinaus. Damit deckt sich im wesentlichen der Einzugsbereich der Schüler für die Oberrealschule und das Gymnasium, wenn man von den Insassen des städtischen Schülerheimes absieht, die infolge von Zufälligkeiten aus ganz Franken und Schwaben kommen. Mit 500 Schülern stellen die beiden Vollanstalten immerhin einen beachtlichen kulturellen Faktor dar. Ergänzt werden sie durch eine im Aufbau begriffene private Handelsschule, durch deren Eröffnung eine willkommene Ergänzung für die Nachwuchsausbildung in der sich anbahnenden industriellen und wirtschaftlichen Gesamtentwicklung geschaffen wurde. Auch der Ausbau der Kreislandwirtschaftsschule mit angegliedertem Wohnheim ist erfreulich für das weitere Hinterland. Ihre Besucherfrequenz fußt nahezu ausschließlich auf auswärtigen Ackerbau-Schülern der Landkreise Dinkelsbühl und Feuchtwangen. Obwohl die beiden letzten Schulen eine gewisse Sonderstellung einnehmen, ergänzen sie die Bedeutung Dinkelsbühls als kulturellen Mittelpunkt. Von ihm heben sich gleichrangig die Schulbezirke Ellwangen, Crailsheim, Nördlingen, Gunzenhausen und des übergeordneten Ansbach ab. Die Stadt erfreut sich auch eines regen kirchlich-religiösen Lebens. Die evangelisch-lutherische Bevölkerung betreuen zwei Pfarrämter und das Dekanat. Die katholischen Einwohner werden von einem Benefizium und einem Pfarramt mit angeschlossenem Kreisdekanat betreut. Während die östliche Kreishälfte schon zum Dekanatsbezirk Wassertrüdingen gehört, greift das katholische Dekanat in die Nachbarkreise hinein.

Damit erschöpft sich im wesentlichen die Bedeutung Dinkelsbühls in kultureller Hinsicht, denn das seit einiger Zeit angesiedelte Burgschauspiel Dinkelsbühl beschränkt sich im wesentlichen auf den Besucherring innerhalb der Stadt, versorgt aber durch Gastspiele auch die benachbarten Städte. Den Austausch politischer, wirtschaftlicher und kultureller Nachrichten, sowie die Förderung solcher Beziehungen übernimmt die lokale Tagespresse. Heute umfaßt die „Dinkelsbühl-Wassertrüdingen-Kreiszeitung“ mit ihrer Verbreitung praktisch das gesamte Landkreisgebiet und hat eine Auflagenhöhe von fast 3000 Stück. Ähnlich hoch ist die der „Fränkischen Landeszeitung“, die redaktionell eigentlich aus dem Dinkelsbühler „Wörnitzboten“ hervorging. Ihr

Verlagsort ist jetzt aber Ansbach, und sie hat als Kopfzeitung nun ein wesentlich größeres Verbreitungsgebiet. Im ganzen erkennt man aber auch hier, daß das kulturelle Ausstrahlungs- und Einzugsgebiet Dinkelsbühls abhängig ist von bestimmten Gesetzmäßigkeiten der Bevölkerungszahl und der Nachbarschaftslage zu anderen Städten.

b. Verwaltung

Nach dem rein zahlenmäßigen Anteil der öffentlich Bediensteten (22 %) an der Gesamtbevölkerung muß Dinkelsbühl als Verwaltungsstadt angesehen werden. Und tatsächlich haben wegen der wirtschaftlichen Größe die meisten Berufsorganisationen und Verbände des Kreises in Dinkelsbühl ihre ständige Vertretung. Auch die drei Geldinstitute, „Stadt- und Kreissparkasse“, „Volksbank“ und „Bayerische Hypotheken- und Wechselbank“, ergänzen die kommerziellen Funktionen sehr wesentlich. Sie werden ganz wesentlich durch das Landratsamt mit Neben- und Außenbehörden, das Bezirksschul- und Gesundheitsamt, das tierärztliche und landwirtschaftliche Amt und die Polizeiinspektion des Kreises ergänzt. Ihre Dienstbereiche sind durch Verwaltungsverordnungen mit der Landkreisgrenze scharf umrissen. Während demgegenüber das staatliche Forstamt nur die westliche Kreishälfte umfaßt, schließen einzelne Behörden, nämlich das Amtsgericht, das Finanzamt, und die Arbeitsamt-Nebenstelle mit ihren Dienstbereichen Teile oder den ganzen Nachbarkreis Feuchtwangen als Aufsichtsbehörden ein. Trotzdem aber fehlen Dinkelsbühl eine Reihe staatlicher Behörden, wie Vermessungsamt, Zollamt, Straßen- und Flußbauamt usw., die ihre Sitze in Ansbach als dem Verwaltungszentrum höherer Ordnung haben. Im ganzen hat Dinkelsbühl aber doch wenigstens alle normalen Verwaltungsfunktionen der Kreisstufe, deren z. B. Feuchtwangen, Crailsheim, Ellwangen zum Teil entbehren. Dieses Überschneiden und Abweichen der Verwaltungsfunktionen aber ist ein typisches Beispiel für den heterogenen Bau der gesamten Verwaltungseinrichtungen und -grenzen, die teilweise nicht im mindesten auf das natürliche Wirtschaftsgefüge Rücksicht nehmen.

Vergleicht man abschließend die räumliche Ausdehnung der verwaltungsmäßigen und kulturellen Einflußbereiche, so ergibt sich, daß Dinkelsbühl in dieser Hinsicht einen über seinen wirtschaftlichen Lebensraum hinausgehenden Einzugsbereich hat und deshalb als Verwaltungsstadt niederster Ordnung, nämlich der Kreisstufe, anzusehen ist. In dieser Richtung besteht auch die Möglichkeit, der Kleinstadt Dinkelsbühl weitere Funktionen zu geben. Innerhalb des Kreises besteht eine typische Zweigliederung, deren Schwerpunkt zwar Dinkelsbühl ist, aber in Wassertrüdingen ein Nebenzentrum hat, wie es auch im wirtschaftlichen Rahmen der Fall ist. Die Zweiteilung geht verwaltungsmäßig teilweise bis weit in das Spätmittelalter zurück, wo dem autonomen reichsstädtischen Territorium das brandenburgische Kastenamt Wassertrüdingen mit Nebenstellen gegenüberstand und dessen Nachfahre bis 1862 der Landgerichtsbezirk Wassertrüdingen war. Auf ihn gehen die Amtsgerichtsnebenstelle, das evangelische Dekanat usw. zurück. So blicken in den wechselnden Verwaltungsgrenzen neben wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen auch noch historische Einflüsse durch. Es wäre dennoch

ein Segen, wenn bei einer Verwaltungs-Neugliederung auch eine Neufestlegung der Grenzen durchgeführt würde, denen naturräumliche und wirtschaftsgeographische Einheiten zugrunde lägen, dabei ist besonders der württembergische Grenzbereich zu überprüfen.

c. Stadt des Fremdenverkehrs

Was Dinkelsbühls Ruf am weitesten verbreitet und seinen Namen neben den Schwesterstädten Rothenburg und Nördlingen zu einem Begriff gemacht hat, ist sein mittelalterliches Stadtbild, dem in seiner Geschlossenheit und Harmonie in der Tat nur wenig Gleichwertiges zur Seite gestellt werden kann. Hierzu kommen die traditionelle „Kinderzeche“ und die bekannte „Knapenkapelle“, die beide weitere Anziehungspunkte sind.

Einen zahlenmäßigen Überblick über Dinkelsbühls Stellung im Fremdenverkehr während der letzten Jahrzehnte gibt nachstehende Erhebung:

		Fremdenanmeldungen		Übernachtungen		Fremdenbetten
		insges.	Ausländer	insges.	Ausländer	
a	1930	15 468	1217	18 885	1 419	—
b		46 000	—	59 000	—	—
a	1933	13 000	597	15 949	658	—
b		43 000	—	55 000	—	—
a	1935	21 478	1220	25 536	1 375	—
b		53 000	—	65 000	—	—
a	1937	26 720	—	36 728	—	712
b		73 000	—	95 000	—	1 600
a	1950	13 504	—	21 216	—	398
b		37 000	—	54 000	—	800
a	1951	21 466	—	32 568	—	400
b		38 000	—	63 000	—	800
a	1952	22 412	—	31 029	—	400
b		44 000	—	74 000	—	800
a	1953	24 968	—	32 608	—	419
b		53 336	—	83 418	—	920
a	1954	28 916	—	41 800	—	480
b		50 000	—	72 599	—	720
a	1955	31 920	—	45 160	—	580
b		69 000	—	91 275	—	812
a	1956	31 309	—	46 406	—	685
b		83 000	—	109 933	—	944
a	1957	32 700	—	49 100	—	685
b		85 000	—	111 758	—	1040

a = Dinkelsbühl, b = Rothenburg

Es zeigt sich, daß der Fremdenverkehr gegenüber den Vorkriegsjahren wesentlich zugenommen hat und auch die Belegung seit dem Kriegsende zeitlich schneller erfolgte als in den Vorkriegsjahren. Außerdem überrascht während der letzten Jahre das Verhältnis zwischen Fremden-Anmeldungen und der Übernachtungszahl, weil gegenüber der Vorkriegszeit jetzt doppelt so viele Gäste mehr als eine Nacht bleiben, obwohl die enorme Entwicklung der Verkehrsmittel eigentlich das Gegenteil vermuten ließe. Das ist ebenso positiv zu bewerten wie die gewaltige Steigerung der allgemeinen Besucher, auch wenn sie nur kurze Zeit zur Besichtigung bleiben. Ihre Zahl hat sich im Vergleich zu den Übernachtungen in den wenigen Jahren fast vervielfacht. Das hat einerseits seinen Grund in der allgemeinen „Reisemode“, andererseits aber kann die Stadt lediglich durch ihr Stadtbild aufwarten und nicht mit vielen bedeutenden Kunstdenkmälern, Sammlungen usw. Darüber hinaus vermag sie den anspruchsvoll gewordenen Gästen verständlicherweise keine besonderen Veranstaltungen zu bieten, die sie länger in Dinkelsbühl halten würden. Außerdem fehlen lohnende Ausflugsziele in die Umgebung und Wintersportmöglichkeiten, so daß der Anreiz zum Bleiben, ebenso wie die Voraussetzungen für eine weitere Entfaltung des Fremdenverkehrs fehlen. Das Anwachsen obiger Übernachtungszahlen während der letzten Jahre kann über diese Tatsachen deshalb nicht hinwegtäuschen, weil es zum Teil in der Fahrtenfreudigkeit der Jugend begründet liegt, denn jeder vierte Gast übernachtete als Jugendlicher in der Herberge. Zum erheblichen Teil aber nahm die Übernachtungszahl auch deshalb zu, weil Dinkelsbühl durch Eigeninitiative immer mehr Bedeutung als Großtagungsort, Treffpunkt und Ausflugsziel zahlreicher Organisationen erlangte. Hoffentlich gestaltet sich in dieser erstrebenswerten Entwicklung das Fremdenverkehrsgewerbe günstiger, denn bislang waren die Fremdenbetten nur in der Hauptreisezeit 3 Monate lang einigermaßen ausgenützt, während von Oktober bis April kaum $\frac{1}{4}$ der Übernachtungen des Sommerhalbjahres erreicht werden, wobei zahlreiche berufliche Übernachtungen mit eingerechnet sind.

Im ganzen gesehen wirkt der Fremdenverkehr dennoch während der Sommermonate sehr anregend auf das wirtschaftliche Leben der Kleinstadt ein und ist Lebensgrundlage für eine größere Zahl damit zusammenhängender Gewerbe. In dieser Hinsicht verdient der Fremdenverkehr sorgfältige Förderung, darf aber dabei einen gewissen Rentabilitätsfaktor nicht unterschreiten, denn Dinkelsbühl als Fremdenstadt ist mit den typischen Fremdenverkehrsorten Oberbayerns usw. besonders wirtschaftlich nicht zu vergleichen.

Mit der Umstellung auf den Fremdenverkehr ändert sich auch das innere Stadtbild, in dem heute die vielen Gasthäuser auffallen und wo in früheren Zeiten die Maler ebensowenig wegzudenken waren wie heute während der Sommermonate die photographierenden Fremden.

4. Die Stadt und ihr Lebensraum

Überblickt man rückschauend das gegenwärtige Bild des Wirtschaftsgefüges, so erhält man den Eindruck einer Vielseitigkeit des städtischen Wirtschaftslebens. In der Stadt, besonders dem Nördlinger Viertel, treten die typischen Bauernhöfe ebenso in Erscheinung wie die zahlreichen kleinen Handwerksbetriebe und Ladengeschäfte, die Dinkelsbühl einen ausgesprochen kleinstädtischen Charakter geben. Die kommerziellen, behördlichen und kulturellen Einrichtungen hingegen machen es zu einer Verwaltungsstadt. Schließlich gewinnt es durch seine Sehenswürdigkeiten und zeigt im Sommer die flutende Betriebsamkeit eines typischen Fremdenverkehrsortes, und endlich entwickelte sich abseits der Altstadt ein Industriegebiet mit noch sehr uneinheitlichem Charakter sowohl in den Betriebsgrößen als auch in der Produktion. Das Bemerkenswerte an diesem Wirtschaftsgefüge aber ist, daß diese vielfältigen gewerblichen Einzelzüge stets nur so weit entwickelt sind, daß sie zwar funktionell wirksam werden, aber keiner unter ihnen der 7300 Einwohner zählenden Stadt das Gepräge geben kann.

Ähnlich ist es mit der Wirtschaftsstruktur des gesamten Raumes. Zwar meint man auf den ersten Blick, daß die Landwirtschaft heute noch das breitere Fundament der Wirtschaft stellt, in Wirklichkeit entwickelte sich inzwischen das industrielle Leben in den beiden Städten Dinkelsbühl und Wassertrüdingen soweit, daß nach vorsichtiger Schätzung die gewerbliche Beschäftigungszahl mit der landwirtschaftlichen mindestens gleich ist und der Kreis deshalb schon zum gemischtwirtschaftlichen Strukturtyp gehört. So haben die Stadt und ihr Lebensraum eigentlich kein typisches Wirtschaftsgepräge und die vielschichtigen Wechselbeziehungen sind allenthalben nur in bescheidenen Ansätzen vorhanden und kommen nirgendwo entscheidend zum Tragen. Dennoch ist die Wirtschaftslage gut mittelmäßig und in der Finanzkraft liegt er sogar unter den 143 bayerischen Landkreisen an 45. Stelle.

Um die Stadt läßt sich auch ein fest umrissenes Wirtschaftsgebiet abgrenzen. Sein Schwerpunkt liegt heute in einem östlichen Halbkreis bis zu 15 km um die Stadt, während im westlichen Bereich durch die Landesgrenze eine ökonomisch unhaltbare Einengung teilweise bis auf 4 km erfolgt und der Wirtschaftsraum dadurch in jeder Hinsicht erhebliche Einbußen erleidet. Nur kulturgeographisch und administrativ reicht Dinkelsbühl über sein Wirtschaftsgebiet hinaus und ordnet die Städte Wassertrüdingen und Feuchtwangen teilweise unter, während sich sonst ihre Funktionen überschneiden. Jenseits dieses fest umrissenen Lebensraumes sind selbstverständlich nicht alle Beziehungen abgerissen, sondern es streuen einzelne Wirtschaftszweige noch erheblich weiter, ohne aber für die Stadt strukturell bedeutungsvoll zu sein. So zeigt sich im ganzen, daß der eigentliche Lebensraum der Stadt recht klein ist und in einem gewissen Verhältnis zur Größe der Stadt steht. Dadurch sind aber die wirtschaftlichen Beziehungen, ebenso wie die kulturellen und Verwaltungsaufgaben nicht groß genug, um einen durchgreifenden Einfluß auszuüben. Hierin liegt letzten Endes auch der wichtigste Grund für die Bevölkerungsabwanderung und ihre zahlreichen weiteren Probleme.

VIII. Zusammenschau

Es wurde versucht, in den wesentlichen Stadtentwicklungs- und Wirtschaftsperioden ein lückenloses Bild zu entwerfen, um den geschlossen bebauten Siedlungskörper Dinkelsbühls zu erfassen. Dabei zeigte sich, daß die Stadt auch in vergangenen Zeiten ein komplexes Gebilde war und, ebenso wie heute, durch die Wechselbeziehungen einer Vielfalt von Faktoren bestimmt wurde, denen im einzelnen wie in der Gesamtheit eine gewisse Gesetzmäßigkeit innewohnt.

Der Naturraum, aus dem Zusammenspiel von Oberflächenformen, Gestein, Boden, Klima und Wasserverhältnissen, gab dabei deutlich faßbare Voraussetzungen, mit denen der Mensch wirtschaften und sich auseinandersetzen mußte, um im Laufe eines Jahrtausends die heutige Kulturlandschaft zu formen. Außerdem zeigte sich, daß der Dinkelsbühler Raum, am Rande des Nürnberger Beckens, zu einer verkehrs-, wirtschafts- und kulturgeographischen Rand- und Übergangslandschaft gehört.

Die Untersuchungen über die Grundlagen für die Stadtentstehung und ihre erste Entwicklung ergaben sodann, daß neben den geographischen Einflüssen für die allgemeine Entwicklung auch die Wirtschaft und die Politik gewürdigt werden mußten. Und man kann sogar ihre aktiven und passiven Perioden recht augenfällig am Werdegang der Stadt und ihrem heutigen Bild verfolgen, denn jede Zeit hatte ein ihr eigenes Bevölkerungswachstum, eine bestimmte Wirtschaftsstruktur, Bauidee, Wohnform usw., die als Einzelercheinungen im Stadtbild erhalten blieben. Die Archivalien halfen dabei, vorhandene Lücken zu schließen. Die dörfliche Siedlung Dinkelsbühls läßt sich heute nicht mehr feststellen. Aber sie muß in ihrer Entstehung der zweiten fränkischen Rodungsperiode zugerechnet werden. Falls auch noch der vermutete Königshof bestanden hat, ging Dinkelsbühl in gleicher Weise auf politischen und wirtschaftlichen Gestaltungswillen zurück.

Im folgenden, wichtigsten Abschnitt, der eigentlichen Stadtgründung durch die Stauferkaiser, war die politische Konstellation zweifelsohne ausschlaggebend. Sie wurde aber mitbestimmt durch die natürlichen Grundlagen und die wirtschaftlichen Bedürfnissen jener Zeit. Diese Stadtgründung in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts erfolgte keineswegs im siedlungsleeren Raum, sondern der vorhandene bäuerliche und gewerbliche Siedlungskern wurde organisch eingegliedert und umwehrt. Raum- und stadtwirtschaftliche Impulse, unterstützt durch die verkehrsgeographische Gunst an wichtigen mittelalterlichen Straßenzügen, brachten das Gemeinwesen zur weiteren Entfaltung. Aber aus jener ersten städtischen Siedlungs- und Wirtschaftsperiode ist, abgesehen vom 12. ha großen Grundriß der Altstadt und einigen wenigen Baudenkmalern, nichts mehr im Stadtbild vorhanden. Um so geschlossener und vollständiger blieb bis heute das gesamte Siedlungsbild aus der Zeit der großen Stadterweiterung um die Wende zum 14. Jahrhundert erhalten. Und gerade in diesem Abschnitt des ausgehenden Mittelalters ist das Überwiegen der Wirtschaft über die Politik nicht zu verkennen. Sie brachte in der ersten Blütezeit der deutschen Stadt auch Dinkelsbühl zur größten Entfaltung, Machtstellung und kulturellen Leistung. Die Mauern, Tore und Wehranlagen blieben erhalten, und die Wohlhabenheit des reichsstädtischen Bürgertums zeigt sich noch heute in den stattlichen Bürgerhäusern und öffentlichen Bauten.

Mit der Wirtschaft waren ursächlich Handel und Verkehr verknüpft. Dabei kann, nach den aufgearbeiteten Archivbeständen, von einer „geschlossenen Stadtwirtschaft des Mittelalters“ keine Rede sein, wie sie in der älteren Literatur so stark betont wird. Im Gegenteil, durch das Fehlen ausgeprägter wirtschaftlicher Grenzen waren die vielfältigen Beziehungen Dinkelsbühls zu anderen Städten und umgekehrt vergleichsweise weitläufiger als zu je einer späteren Zeit, und ihre natürlichen Raum- und Wirtschaftsbeziehungen konnten sich frei entfalten. Dinkelsbühl besaß als Mittelstadt mit über 4000 Einwohnern ein kleineres Territorium und ein ausgedehntes Marktgebiet mit einer ganzen Reihe untergeordneter Städte und Märkte und war somit zur landschaftlichen Bedeutung aufgestiegen. Damals lag es schon auf der Grenzscheide der Einflußbereiche zweier großer Wirtschaftsgebiete, nämlich dem städte- und gewerbereichen schwäbischen Westen und dem Rednitzbecken mit Nürnberg im Osten. Aber es gelang Dinkelsbühl als Mittler zwischen beiden Landschaften seine Eigenständigkeit zu behaupten und regen Anteil am Wirtschaftsleben zu nehmen.

Wohl übte auch die Politik in dieser Blütezeit ihren Einfluß aus, aber nicht in einer planmäßigen, gesunden Zusammenarbeit und Förderung mit der Wirtschaft, sondern in einer hemmenden, wenn nicht gegensätzlichen Entwicklung. Man hätte deshalb im 16. Jahrhundert auf einer enormen kulturellen Höhe stehen können, wenn nicht durch ein verhängnisvolles Schicksal den deutschen Königen und Kaisern die einheitliche Politik und Herrschaftsgewalt zugunsten der aufstrebenden Landesherren immer mehr entglitten wäre. Dadurch kam es zur territorialen, politischen und wirtschaftlichen Zersplitterung, statt zu einer einheitlichen Politik und Wirtschaft. Daß aber dennoch diese Blüte der deutschen Stadt bestand, macht so recht die Stärke der Wirtschaft als tragendes Fundament bewußt.

Die Folgen der eigennützigen Politik der Landesfürsten zeigten sich erst, als nach der Entdeckung der Neuen Welt und ihrer Rohstoffquellen das politische Machtstreben immer größer wurde, das römische Recht immer mehr Anwendung fand und die natürlichen Kräfte für die Wirtschaft der Städte und des ganzen Landes vernichtet wurden. Somit hatte seit der Mitte des 16. Jahrhunderts die Politik als Triebkraft die Wirtschaft abgelöst und die fortwährenden Kriege, zuletzt der Dreißigjährige, schließlich Städte und Land in tiefste wirtschaftliche Not gebracht, aus der auch Dinkelsbühl bis 1800 nicht mehr heraus kam. Als Beispiel seien nur die jeder vernünftigen Denkweise widersprechende Erhebung übermäßiger Straßen- und Brückenzölle und die Streitigkeiten wegen der niederen und hohen Gerichtsbarkeit, der Jagdrechte usw. in Erinnerung gebracht, welche zu Frucht- und Wirtschaftssperren ausarteten und mit politischen Widerrechtlichkeiten, ja offener Eroberung und Besetzung, während der Jahre 1792 und 1796 endeten, was den wirtschaftlichen Ruin der Stadt bedeutete. Verständlicherweise sucht man nun vergebens nach größeren Baudenkmälern aus jener Zeit der wirtschaftlichen Not, wenn man vom spätbarocken Deutschordenshaus absieht, das Eigentum der Komturei Mergentheim war.

Im 19. Jahrhundert kamen dann endlich die in der langen Zeit des vorhergegangenen Stillstandes aufgespeicherten wirtschaftlichen Kräfte zu neuer Entfaltung. Man denke an die Bauernbefreiung auf dem Lande, an die Gewerbefreiheit, die Zoll-, Gewerbe- und Handelsvereine, wie sie sich in den Städ-

ten allenthalben bildeten; dabei schien auch Dinkelsbühl wieder zu größerer Bedeutung aufzusteigen. Die beginnende Industrialisierung und die Vervollkommnung des Verkehrs durch die Eisenbahn machten noch weitere wirtschaftliche Kräfte frei. Sie brachten für viele Städte eine zweite, bis heute anhaltende Entwicklungsperiode. Im Gegensatz dazu verstand es Dinkelsbühl, dessen wirtschaftliche Bedeutung und Reichweite geringer wurde, nicht, die Zeichen der Zeit mit ihrer enormen Wirtschaftsentwicklung zu nützen. Dabei spielen im beginnenden Eisenbahn- und Industriezeitalter freilich auch die politischen Machenschaften, die nahe Landesgrenze und die ferne geographische Randlage zu den sich rasch entwickelnden Industrieräumen um Nürnberg und Stuttgart eine Rolle. Dadurch wurde Dinkelsbühl verkehrs- und industriearme Grenzstadt und führte das bescheidene Leben eines kleinen romantischen Provinzstädtchens mit nur lokaler Bedeutung. Gleichzeitig entwickelten sich die ehemals untergeordneten württembergischen Städte Crailsheim und Ellwangen stetig weiter zu gleichrangigen Orten.

Erst die jüngsten Nachkriegsjahre seit 1945 weckten durch die Flüchtlingsströme und die anlaufende Industrialisierung besseres wirtschaftliches Leben. Trotzdem darf man die Erwartungen für die Zukunft nicht zu hoch stellen, denn die in unserer Zeit vor sich gehende Neueingliederung in eine durch den unglückseligen Krieg verursachte neue Wirtschaftsordnung vermag grundsätzlich nichts Wesentliches zu ändern. Die geringen wirtschaftlichen Voraussetzungen, die Gesamtstruktur des Raumes und die allgemeine Entwicklung fast zehn Jahre nach Kriegsende bieten nur noch eng begrenzte, keinesfalls über den normalen Rahmen der Allgemeinentwicklung hinaus gehende Möglichkeiten. Außerdem liegt Dinkelsbühl in einem längst fest umrissenen System gleichrangiger zentraler Orte ohne wesentliche Ausweitungsmöglichkeiten seines Lebensraumes; darüber hinaus ist es mehr denn je am Rande der Einzugsbereiche zweier großer Wirtschaftsregionen, dem Stuttgarter Raum im Westen und dem Rednitzbecken im Osten, zu weit von beiden entfernt, als daß Dinkelsbühl an ihrem Wirtschaftsleben regen Anteil nehmen oder wenigstens befruchtend beeinflußt werden könnte.

So machte Dinkelsbühl im Laufe seiner Geschichte eine stark rückläufige Entwicklung durch, der nicht nur eine politische und wirtschaftliche Bedeutungsminderung parallel lief, sondern die sich auch bis in den engsten Lebensraum auswirkte. Dieser aber wird heute, ebenso wie vor 500 Jahren, noch von der Größe und wirtschaftlichen Bedeutung der Stadt bestimmt, sofern man nicht die absolute, sondern die relative Stadtgröße wertet und sie mit den übrigen Städten und der jeweils besonderen Struktur des Raumes vergleicht. Danach war im Mittelalter Dinkelsbühl mit über 4000 Einwohnern eine ansehnliche Mittelstadt mit der ihr entsprechenden wirtschaftlichen Kraft und einer größeren Zahl untergeordneter Städte und Märkte. Mit 5000 Menschen stand sie zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch im Range einer größeren Landstadt, während sie heute im Zeitalter der Groß- und Industriestädte nur einen ihr als Kleinstadt zukommenden Lebensraum ausfüllt. Damit zeigt sich in der Stadtentwicklung ein wirtschaftsgeographisches Gesetz, das über Dinkelsbühl hinaus Allgemeingültigkeit besitzt. Ohne dieses Wissen vom gesamten Werdegang Dinkelsbühls bliebe das jetzige Stadtbild, in dem sich die lange Kette von Blüte und Niedergang deutlich spiegelt, wenig verständlich. Von späteren Jahrhunderten unberührt wird der Baucharakter

heute noch beherrscht von den Formen aus der großen Blütezeit, nämlich der Gotik und Renaissance. In ihnen zeigt sich neben dem alten Glanz und der Eigenständigkeit die alleinige Herrschergewalt des reichsstädtischen Bürgertums, wobei aus der Gesamtheit des Stadtbildes und seiner Kunst- und Kulturdenkmäler freilich weniger der Reichtum eines aristokratischen Patriziats als vielmehr das Überwiegen des Handwerkerstandes unverkennbar durchleuchtet. Gänzlich fehlen in der Altstadt die barocken Formen des Absolutismus und die nüchternen Fassaden des 19. und 20. Jahrhunderts; es fehlen aber auch die Wachstumsspitzen jener stürmischen Entwicklung im Industriezeitalter, und nicht einmal der Bahnhof jenseits der Talaue wurde Kristallisationskern einer größeren Vorstadtsiedlung. Am besten zeigt dies die Statistik über die Bautätigkeit. Von 1914 bis 1918 wurden 3 Wohnhäuser, 2 gewerbliche und 3 landwirtschaftliche Anwesen aufgeführt. Die anschließende Wirtschaftsbelebung und der bauliche Nachholbedarf bedingten, daß zwischen 1918 und 1933 72 Wohnbauten, 70 gewerbliche und 29 landwirtschaftliche Gebäude entstanden. Bis 1939 folgten dann weitere 50 Wohnhäuser, 13 gewerbliche und 19 landwirtschaftliche Betriebsbauten. In den Zahlen des bescheidenen Bauprogrammes spiegelt sich zwar die finanzielle Prosperität des 3. Reiches wider, nicht aber eine wirtschaftliche und städtebauliche Weiterentwicklung.

Erst die Industrialisierung nach 1945 brachte wirtschaftliche Impulse und wirkliche Veränderungen des altvertrauten Stadtbildes. Durch den Bevölkerungszuwachs entstanden neue Wohngebiete in Form von Klein- und Nebenerwerbssiedlungen sowohl im Süden der Stadt als auch im Norden entlang der Straße nach Crailsheim. Beide Wohngebiete grenzen dicht an die Altstadt an und verwischen dadurch den Gesamtcharakter des mittelalterlichen Dinkelsbühl. Glücklicherweise wurden die jüngsten Planungen jenseits der breiten Talaue im Anschluß an das Bahnhofsgelände ausgeführt und gewähren in dieser Beziehung wesentlich bessere Voraussetzungen für eine moderne Entwicklung von Wohn- und Industriebauten. Für letztere erschließt die Stadt in der Flur östlich des Bahnhofs einen 50 ha großen Raum. Nach Südosten folgt noch ein Kleinindustrie- und Wohnmischgebiet. Durch die stattliche Anzahl von Industrie- und Wohnbauten verrät dieses Siedlungsgelände einen gewissen Vorstadtcharakter und ist deshalb eigentlich der Ausdruck für die neue Lebenskraft der Stadt Dinkelsbühl.

Quellennachweis und Anmerkungen

I. Der Raum von Dinkelsbühl

- 1) Wegen der eingeschlossenen Schachtelhalmreste von Equisetum, Pterophyllum, Araucarioxylon usw. so benannt.
- 2) Der körnige Sandstein enthält Tongallen und Mergelknollen, die leicht verwittern. Die zurückbleibenden Hohlräume geben zur Bezeichnung Blasen Sandstein Anlaß.
- 3) Aus Blasen Sandstein bestehen die Kuppen des Schillingsfürst (545 m), Birkenberges (543 m), Eichelberges, Roßkopfes, Kellerberges usw. ebenso, wie im anschließenden Steigerwald der Schwanberg, Hohenasberg und Hohenleite.
- 4) Nr. 49, Frank und Nr. 63, Schieber.
- 5) Virgund ist die Bezeichnung für das ausgedehnte Nadelwaldgebiet zwischen Ellterungserscheinungen und die Widerstandsfestigkeit der Gesteine gut beobachten.
- 8) Seit dem Mittelalter wurde diese zum Entfernen von Fetten und fettartigen Stoffen bei der Grautuch- und Lodenherstellung viel verwendet; und einige Quellen des Stadt- wangen und Ansbach und wird erstmals im Klosterdiplom Karls des Großen für Ansbach aus dem Jahre 786 genannt, das 4 Meilen im Walde, Vircunnia genannt, lag (Mon. Germ. DD. Karol. I, Nr. 152).
- 6) Nr. 44, Bayer. Oberbergamt, Bd. II, S. 173 ff., 218—223 usw.; auch Nr. 60, Reuter und Dorn, Bde. IV, S. 35; V, S. 52; VI, 96 a.a.O.; Nr. 58, Münchsdorfer, Bd. II, S. 98—107, 127.
- 7) Gerade an den alten Bauten der Stadt lassen sich die sehr verschiedenen Verwitterungs- geben, bis ins 14. Jahrhundert zurück, Hinweise über die Herkunft des verschiedenen Materials.
- 9) Nr. 69 und 70, Wetterdienst: Nr. 56, Manig; Nr. 55, Kern; Nr. 54, Hellmann.
- 10) Die Jahressumme der Niederschläge dieses Klimatypus liegen um 600 mm, die Juli-temperaturen um 18° C, die Januartemperaturen schwanken zwischen —10 und —30 und die Jahrestemperaturschwankung liegt zwischen 18 und 190 C.
- 11) Schillingsfürst 775, Feuchtwangen 723, Karlsholz 717, Ehingen 652, Wassertrüdingen 662 mm Niederschlag
- 12) Daraus resultiert das sehr häufige Auftreten von Asthmaerkrankungen, aber auch die Schimmelbildung in den Häusern und der starke Moosbewuchs der Wiesen und Wälder ist auf die hohe Luftfeuchtigkeit zurückzuführen.
- 13) Fluren der Gemeinden Wolfertsbronn, Schönbbronn, Winetten, Langensteinbach, Hasselbach usw.
- 14) Dinkelsbühl entnahm bis vor kurzem sein Wasser ausschließlich diesem Quell- horizonz, nun auch aus dem Unteren Burgsandstein.
- 15) Es wird für die Ries- und Franken-Fernwasserversorgung ausgenutzt.
- 16) Allg. Literatur: Nr. 74, Birkner; Nr. 91, Holste; Nr. 78, Dehn, hier weitere Angaben.
- 17) Nr. 95, 97 und 98, Kost, hier weitere Literatur.
- 18) Nr. 103, Strecke 13, S. 67, 68, 70 a.a.O. und Beitr. z. Anthropologie Bayerns, IX, S. 84.
- 19) Nr. 107, Hertlein S. 91, 95 ff.; Nr. 93, Hornung, S. 102 ff.
- 20) Allg. Lit. Nr. 72, Behrens; Nr. 74, Birkner; Nr. 91, Holste, hier weitere Literatur.
- 21) Nr. 107 und 108, Reinecke; Nr. 75, Börner, S. 35—51; Nr. 103, Strecke 13, 69 ff.
- 22) Nr. 93, Hornung, S. 99—104.
- 23) Nr. 107, Reinecke, S. VIII, 4; Nr. 103, Strecke 13, S. 69, S. 84 Anm. u. S. 97.
- 24) Nr. 102, Hertlein und Reinecke, S. 86 ff.
- 25) Nr. 108, Reinecke, S. 104 ff.; Nr. 90, ders. S. 91 und 99 ff.
- 26) Eine endgültige chronologische Einordnung steht bislang noch aus.
- 27) Nr. 103, Strecke 13, S. 62—72.
- 28) Nr. 105 und 106, Reinecke; Nr. 103, Strecke 13, S. 65 ff.
- 29) Diese Bevorzugung der Muschelkalk- und Juraböden, bei flachem Relief, mit lok- kerem Laubwald und mehr oder weniger offenen Flächen geht allem Anschein nach auf die Vorliebe des vorgeschichtlichen Menschen für deren fruchtbare, kalkhaltige Lehm- böden zurück, weil die dürtigen Keuper Sandsteinböden und das unruhigere Relief gemieden wurden. Denn ein Unterschied zwischen offenen Landschaften und Urwald- gebieten bestand für jene vorgeschichtlichen Zeiten nur bedingt, weil sowohl Muschel- kalk- und Juralandschaften ebenso, wie die Keuperlandschaften ursprünglich „offen“ waren. Aber man kann den späteren Gegensatz dadurch erklären, daß zu der Zeit, als der Wald sich in verstärktem Maße ausbreitete, diese Entwicklung durch die große Siedlerzahl und eine gewisse Rodungstätigkeit gehemmt wurde, wogegen auf den Keu- perböden die Urwaldentwicklung nicht aufgehalten wurde. Vielleicht schon in der Hall- statt- und Latènezeit war diese Verödung vollendet (vergl. Nr. 84, Gradmann).

- 30) Nr. 103, Strecke 12, S. 21, 26 ff.; Strecke 13, S. 9, 18 ff.
- 31) Nr. 103, desgl., S. 23, 56.
- 32) Nr. 103, desgl., S. 18, 56 ff.; Strecke 12, S. 98; Nr. 116, Weller, S. 91 ff.; Nr. 118, Winkelmann, S. 4 ff.
- 33) Nr. 103, Strecke 13, S. 25 ff.
- 34) Nr. 109 und 110, Reinecke.
- 35) Nr. 87, Guttenberg.
- 36) Nr. 83, Gebhardt, Bd. I, S. 91.
- 37) Nr. 87, Guttenberg, S. 49 ff.
- 38) Nr. 11, Puchner, S. 13 ff.
- 39) Brettheim, Brunnholzheim, Crailsheim, Ingersheim, Onoldsheim, Jagstheim: vergl. Nr. 81, Fischer, S. 65 ff.
- 40) Mit den Ortsnamen Lentersheim, Mögersheim, Cronheim, Ostheim, Westheim, Geilsheim usw.
- 41) Halheim, Pfahlheim, Waldheim, Schneidheim, Bergheim usw.
- 42) Vergl. Bachelier, M.: Die deutsche Besiedelung der Diözese Eichstätt auf Grund der Ortsnamen, in: Sammelbuch d. h. V. Eichstätt, Nr. 51/52.
- 43) Vergl. Rieser Heimatbuch, Bd. 1 und 2.
- 44) Vergl. Nr. 87, Guttenberg, S. 38 ff.; im Gegensatz: Nr. 11, Puchner, S. 10, 24 ff., hier weitere Literatur.
- 45) Nr. 95, Kost.
- 46) Nr. 75, Börner, S. 49 (fränkische Reihengräberfelder von Röckingen und Dambach).
- 47) Nr. 103, Strecke 13, S. 62—72 und Eldam, in: 65. Jb. d. h. V. f. Mfr. 1928/29; Nr. 110, Reinecke, S. 54 ff.
- 48) Nr. 83 Gebhardt, Bd. I, S.
- 49) Vergl. Nr. 87, Guttenberg, S. 49 ff.
- 50) Thannhausen, Nordhausen, Harthausen, Hausen, Auhausen im SO. Ellrichshausen. Leukertshausen, Stelzhausen usw. im NW.
- 51) Frankenhofen, Wörnitzhofen, Wittelshofen usw.
- 52) Vergl. Nr. 11, Puchner, S. 27 und 31.
- 53) Nr. 11, Puchner, S. 31.
- 54) Nr. 130, Bayer, S. 17.
- 55) Nr. 15, Steichele, S. 409 und S. 525.
- 56) Nr. 15, ders. 525 ff.
- 57) Nr. 111, Schröder, S. 110—115 (Ding = Gerichtsstätte, Dinkels = wäre kleine Gerichtsstätte!).
- 58) Schreibmüller, in: Nr. 1, Jg. 1929/4.
- 59) Einen Rückschluß erlauben diesbezüglich die verschiedenen Eigenkirchen im Dinkelsbühler Raum.
- 60) Nr. 65, Schulze.
- 61) Für die Dinkelsbühler Stadtmarkung vergl. Nr. 120, Blatt 23 und Nr. 206, Sign. 8124.
- 62) Die Mundartscheide zwischen schwäb. u. fränk. Dialekt zieht heute über Wassertrüdingen, Dennenlohe, Beyerberg, Halsbach, nördlich Dinkelsbühl nach Matzenbach und hinüber nach Württemberg; hierzu Nr. 100, Nübling; S. 185—273 Nr. 76, Bohnenberger, S. 217—291; Nr. 11, Puchner; Nr. 121, Zorn, Karte Nr. 11.
- 63) Morphologisch begründet wurde dieses Problem bereits auf Seite 4
- 64) Vergl.: Seite 15/16.
- 65) Nr. 115, Weller, S. 10 ff., wo nachgewiesen wird, daß auch in der Stauferzeit neue Straßen angelegt und alte verlegt wurden. Nr. 116, ders., S. 120 a.a.O.: Die Breite der Königsstraßen wurde auf 16 Schuh festgelegt. Nr. 80, Fiesel, S. 466 ff.: Friedrich II. führte das Straßengeleit ein und bestimmte Zollstätten, so daß spätmittelalterliche Zoll- und Geleitstätten meist auf frühere Jahrhunderte zurückgehen.
- 66) Pertz, Mon. Germ. SS. XVI, 339.
- 67) Nr. 112, Schulte, S. 388.
- 68) Nr. 32, Heumüller, S. 54 ff.
- 69) Nr. 115, Weller Nr. 32, Heumüller, S. 54; Nr. 157, Jaeger, S. 711 und 712.
- 70) Böhmer, Reg.-Nr. 2085.
- 71) Nr. 116, Weller.
- 72) Nr. 115, Weller; Nr. 116, ders., Bd. I, S. 9 a.a.O.
- 73) Nr. 112, Schulte, S. 389.
- 74) Nr. 204, Copialb. 105, I A, Nr. 198.
- 75) Chroniken deutscher Städte, Bd. IV, S. 94, Anm. 4.
- 76) Chroniken deutscher Städte, Bd. II, Nr. 45 und Nr. 157, Jaeger, S. 712.

77) Nr. 157, Jaeger, S. 710—712; Nr. 200, Bd. 29/1437, fol. 69, 62; 1456 fol. 73; Nr. 201, Missive 1437/317; 1440/788.

78) Priebatsch, Briefe Alb. Achilles I, S. 604, Nr. 744 (1473) und S. 613, Nr. 758.

79) Geschichte der Grafen von Leuchtenberg, Illuminatus Wagner, Bd. V, S. 210 ff.

80) Nr. 200, Bd. I, fol. 23—24, Bd. 3, Karte d. Zollstätten; Nr. 80, Fiesel.

81) Aus Dinkelsbühl kommend, führte sie mit einer Brücke über die Zwerchwörnitz (Nr. 200, Bd. 151/1440 fol. 49, Bd. 18, fol. 151'; Salb. kath. Kirchenpflege 1528, fol. 141') an der Zollstätte Larrieden bzw. Mosbach vorbei bis Tribur, wo sie über eine Brücke (Nr. 200, DU, Nr. 1420) auf das östliche Ufer wechselte. Hier in Tribur kam die W-O-Straße von Craillsheim nach Nürnberg (Nr. 205, Ratsb. 14, fol. 284'), während die Wörnitzstraße über Mosbach, wo Verfasser sie in 1 m Tiefe als Knüppeldamm mit zahlreichen Hufeisenfunden belegen konnte, nach Bergnerzell (Nr. 200, Bd. 151 fol. 49', Bd. 152 fol. 46), wo eine weitere steinerne Brücke über die Wörnitz führte. Begreiflicherweise mag sie dem sumpfigen Amprachgrund ausgewichen sein. Über Wörnitz, die Östheimer Steige (Nr. 200, Verteidigte, S. 98 u. Anh. 107) und Rothenburg zog sie dann weiter.

82) Nr. 86, Gumpert, S. 32 ff.

83) Nr. 116, Weller, S. 91 ff.

84) Vergl. hierzu Nr. 118, Winkelmann, S. 4 ff.; Nr. 103, Strecke 13, S. 56; Nr. 118, Hertlein, S. 61 u. Nr. 88 ders., S. 163 ff.

Von der Wörnitzstraße leitet Gabler einen Nebenweg ab, der oberhalb Larrieden abzweigte und in Richtung Kühnhardt, Seiderzell, Unteramprach, Diebsbrunnen, Rothenburg führte. Dieser Weg ist bis in Einzelheiten auf der Veterschen Karte von 1722 eingezeichnet. Nach den Stadtrechn. wurde sie gelegentlich durch Stadtknechte abgestreift (Nr. 200, Bd. 29/1437, fol. 54' 62), und nach dem Dreißigjährigen Krieg gab es Geleitsstreitigkeiten zwischen Ottingen und Brandenburg. Eine Reichsstraße war sie nie, sondern nur eine Abkürzung in Richtung Frankfurt, wurde deshalb weder von Kaisern noch den Postkursen des 18. und 19. Jahrhunderts benutzt.

85) Nr. 151, Funk, S. 49, 51 ff, leider ohne Quellenangaben. Ich ergänze die Zollstätten in Geroltingen und der Witzmannsmühle (Nr. 200, Bd. 1, fol. 23—24).

86) Nr. 151, Funk, S. 51; Nr. 180, Weller, Bd. II, 180 und Anm. 74!

87) Nr. 200, Bd. 29/1437, fol. 61 ff., 69. Bd. 29/1448/56/68.

88) Nr. 116 u. 117 Weller.

89) Nr. 99, Kost, S. 47 ff.

90) Nr. 116, Weller, S. 103.

91) Weller läßt die Straße an Dinkelsbühl vorbeiziehen.

92) Nr. 200, DU Nr. 1140.

93) Nr. 118, Winkelmann; Nr. 167, Neubert, S. 26 ff.

94) Nr. 103, Strecke 13; vergl. Anm. 84.

95) Nr. 200, Bd. 18 zahlr.; Bde. 29/1437 fol. 61—63, 69; ebenso 1456/68.

96) Nr. 200, Bd. I, fol. 23—24 (1353).

97) Nr. 200, Verteidigte, S. 89, und Anh. 109 ff.; Bd. 183/1453 ff.

98) Nr. 115 u. 180, Weller, Bd. II, S. 58, Nr. 563 u. S. 407, Nr. 476.

99) Nr. 200, Bd. 29/1437, fol. 61, 62, 62' 69 a.a.O. Das Geleit war ehemals im Besitze der Grafen von Hohenlohe und wurde von Brandenburg erworben.

100) Für diese Straße hatten Dinkelsbühl, Rothenburg und Hall das Geleitsrecht von den Grafen von Hohenlohe 1398 erworben, desgleichen zu Hohnhardt und Willa (Nr. 180, Weller, Bd. II, S. 464, Anm. 3 und W. F. VII, Nachtr. S. VIII. 1399 verpflichtet sich Hall von Dinkelsbühl, keine Geleitsgelder zu nehmen (Reg. Boic. XI, 147).

101) Nr. 182, Weller, Bd. II, S. 464; Nr. 165, Müller, S. 90 ff.; vergl. auch Karte der Romwege von Etzlaub um 1500.

102) Nr. 9, Neeser, S. 13; Gegensatz: Nr. 1, Reulein, 36. Jg, S. 31.

103) Nr. 200, Bd. 18, fol. 40—43 (1407).

104) Nr. 200, Bd. 29/1437/48/56/68 Wilburgstetten war Dinkelsbühler Zollstätte, vergl. Bd. 1, fol. 25'.

105) Nr. 157, Jaeger, S. 710—712; Nr. 82, Feuchtinger, S. 26 ff.

106) Nr. 200, Bd. 1, fol. 23—24, wo bereits 1353 Zollstätte und Geleitsstraße festgelegt sind.

107) Nr. 200, Bd. 29/1437 fol. 88—91/91c. Es wurden Kornkäufe in Ulm getätigt und Wagen in Schneidheim bestellt, gegen Ulm zu fahren, wobei sie Dinkelsbühler Geleit erhielten. Wiederholt werden auch Tannhausener Bauern genannt, die Fuhrlohne für Kornfahren aus Ulm erhielten.

108) Nr. 200, Bd. 29/1456, fol. 72' u. 29/1468, fol. 97.

109) Nr. 118, Hertlein, S. 61, 71 ff.

110) Nr. 103, Winkelmann, in: Strecke 13, S. 56 ff.; vergl. auch 86, Gumpert, S. 73—77.

111) Nr. 38, Strampf und Nr. 205, Briefb. Bd. 210, f. 43; Nr. 200, Akten Nr. 8988 und DU Nr. 1883 a.a.O.

112) Nr. 200, Bd. 1, fol. 23—24; DU Nr. . . .

113) Ellwanger OA-Beschreibung, S. 324 und 447.

114) Nr. 201, Missive 1460/75.

115) Straßburger UB, Bd. VI, Nr. 934 (1398).

116) Reg. Boic. IV, 275 und Ellwanger OA-Beschreibung, S. 527.

117) Nr. 38, Strampf, S. 15, 16 ff—.

118) Vergl.: Nr. 103, Strecke 13; Nr. 113, Sommer; Nr. 151, Funk; Nr. 118, Winkelmann.

II. Die Anfänge der Stadt Dinkelsbühl

1) Die Schichtquellhorizonte wurden bei der Kanalisation 1897 bis 1910 angeschnitten. die Brunnen versiegten seitdem zum großen Teil (Nr. 9, Neeser, S. 24, 39 ff. und Karte des Daniel Meyer und Meelecker).

2) Zwar ist der Platz des ehemaligen Friedhofs heute nur randlich bebaut, aber man muß zwingend annehmen, daß gerade durch die Friedhofsverlegung 1530 vor die Stadt und durch den vorhergehenden Abbruch der St.-Bartholomäus-Kirche und später der Vituskapelle eine erhebliche Veränderung und Neubebauung vor sich ging. Ich neige selbst dazu, daß die Häuserreihe Wenng — Kaisers Kaffeegeschäft neu eingeschoben wurde. Leider geben aber auch die Häuser rings um den ehemaligen Friedhof und die Pfarrkirche keine Anhaltspunkte, weil sie baugeschichtlich nachweisbar erst nach der Friedhofsverlegung entstanden sind. Erst eine planmäßige Grabung könnte Aufschluß geben.

3) Auf dem Grundstück der Brauerei Hauf.

4) Nr. 9, Neeser, S. 41 ff.

5) Reg. Imp. V, 4562.

6) Nr. 200, DU Nr. 945.

7) Nr. 200, DU Nr. 155, 365 a.a.O.; Bd. 18, fol. 4, 9, 11, 35, 45 usw.

8) Nr. 86, Gumpert.

9) Nr. 170 Planitz.

10) Das entgegengesetzte Beispiel gibt Feuchtwangen, dessen N-S-Straße nach der Stadtplanung und Bebauung erst durch die Stadt geführt wurde.

11) Während der Kanalisationsarbeiten um die Jahrhundertwende konnte auch der Graben festgestellt werden, der genau so wie die ältesten Stadtmauerreste den Gesamtverlauf angeben. Seinen höchsten Punkt erreichte das Grabensystem am Schreinersberg mit 446,5 m über NN. Es verstärkte in der üblichen Weise die Wehranlage. Bemerkenswert ist aber dabei, daß die Höhendifferenz 9 m betrug und der Graben trotzdem stets als nasser Graben, mit Wasser gefüllt, bestanden hat, dabei nützte man unter anderem die bereits genannten Schichtquellhorizonte im Blasensandstein aus.

12) Die Häuser der Ecke Badgasse — Martin-Luther-Straße haben im Keller noch alte Fundamente und behauene Gewölbe.

13) Vergl. Nr. 200, Bd. 39/1437, fol. 37; im Gegensatz dazu das Ulmer Tor Neesers, das schon Reulein als nicht vorhanden angibt.

14) Vergl. auch Nr. 9, Neeser und Nr. 1, Jg. 36 (1954), S. 28 ff.

15) Nr. 170, Planitz.

16) Reg. Imp. V, 4370 und Nr. 171, Rassow; vergl. 170, Planitz.

17) Begrenzt durch die 440 m Höhenlinie.

18) Aus jener Zeit stammt wahrscheinlich der Stadtturm mit spätromanischem Portal und als weiterer Mauerturm der Innenstadtbefestigung der 1814 abgerissene „Geldturm“ am Ende der Turmgasse.

19) Nr. 200, Cop. Karmeliter I, pag. 313.

20) Nr. 200, DU Nr. 945.

21) Reg. Boic. V, 156.

22) Nr. 200, Bd. 147, fol. 155.

23) Nr. 200, DU Nr. 642, 770, 908 und Bd. I, fol. 29 und 46.

24) Nr. 200. Rep. der kath. Kirchenpflege ist eine Abschrift, wonach 1357 die St.-Leonhards-Kapelle errichtet wurde. Die Kaplanei zur Hl.-Drei-Königs-Kapelle am Segringer Tor hingegen wurde 1387 von der Familie Berlin gestiftet.

25) Reg. Imp. V, 4370; Nr. 171, Rassow, hier die Originalurkunde aus Burgos.

26) Insbesondere stammen die Annalen von Stade erst aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts (Mon. Germ. SS. XVI, 339). Und die von den Chronisten Sebastian Münster und Merian angeführte Jahreszahl 925 ist völlig unhaltbar.

27) S. Rietschel; weitere Lit. bei Nr. 179, Weller.

28) Nr. 170, Planitz, S. 101, 229 ff.

Man könnte aus der Bezeichnung „burgus“ auch auf die wahrscheinlich gemachte „Burganlage“ schließen, (s. S. 34).

29) Nr. 150, Fein, S. 13 ff.

30) Nr. 170, Planitz, Anm. S. 404.

31) Reg. Boic. 29, I, 491 ff. und Nr. 173, Schultheiß.

32) Nr. 170, Planitz, S. 150 ff. und Nr. 172, Schneider.

33) Nr. 151, Ennen; Nr. 170, Planitz, Anm. S. 153.

34) Nr. 179, Weller, S. 165 ff., 172 ff.; und Nr. 170, Planitz, S. 152; Nr. 143, Diemont, S. 30 ff.

35) In diesen sind vielleicht die Herren von Schopfloch oder Dinkelsbühl zu sehen.

36) Umfassende Vorarbeiten stehen noch aus.

37) Nr. 135, Bosl; Nr. 178, Stenger; Nr. 179, Weller.

38) Nr. 171, Rassow.

39) Nr. 134, Bosl.

40) Nr. 160 und 161, Mayer.

41) Nr. 135, Bosl; Nr. 173, Schultheiß; Nr. 142, Dannenbauer.

42) Nr. 135, Bosl.

43) Nr. 170, Planitz, S. 150 ff.; Nr. 83, Gebhardt, Bd. I, S. 652 ff.

44) Nr. 162, Mitteis; Nr. 134, Bosl; Nr. 170, Planitz; Nr. 141, Dannenbauer, hier weitere Literatur.

45) Reg. Imp. V, 4370.

46) Reg. Imp. V, 4562.

47) Reg. Imp. V, 4370 und VI, 2209; Nr. 15, Steichele, S. 251.

48) Reg. Boic., V, 86.

49) Nr. 200, Bd. 1, fol. 20'.

50) Reg. Boic. VIII, 335, 258 und Nr. 200, Bd. 1, fol. 6—7.

51) Reg. Boic. XI, 119; Nr. 200, Bd. 1, fol. 11'.

52) Nr. 200, Verteidigte, Beilage XII.

53) Nr. 170, Planitz, S. 117 ff., 254 ff., 338.

54) Böhmer-Redlich, Reg. I. VI, 111.

55) Nr. 200, DU zahlreich; Bd. 147 zahlreich; Nr. 15, Steichele und Nr. 137 und 138, Braun wiederholt.

56) Nr. 160, Mayer, hier eingehender Literaturnachweis.

57) Nr. 161, Mayer, S. 210 ff.

58) Nr. 161, Weller.

59) Nr. 161, Mayer.

60) Im einzelnen sind in Kühnhardt, Tribur, Mosbach, Ampfrach, Sinbronn, Aufkirchen, Dürrwangen, Dorfkemmathen, Burk, Beyerberg, Schopfloch usw., also im ganzen Sulzach- und Wörnitzgrund erhebliche Reste von freien Bauern bis ins 16. Jahrhundert nachweisbar. Eine einschlägige Arbeit steht noch aus.

61) Nr. 200, DU Nr. 551—553.

62) Nr. 200, Cop. Karmeliter, I, pag. 320.

63) Nr. 200, Cop. Karmeliter, I, pag. 318.

64) Mon. Germ. leg. sect. IV. const. Bd. 3, S. 1—5.

65) Im 14./15. Jahrhundert entstand eine weitere Zahl von Märkten, wie Dürrwangen, Bechhofen, Wassertrüdingen, Weitingen usw.

III. Die Wirtschaft im ausgehenden Mittelalter

a) Bevölkerungsentwicklung usw.:

1) Reg. Imp. V, 4562.

2) Reg. Imp. VI, 2209.

3) Böhmer, Reg. Ad. 278 und Const. Imp. III, 629.

4) Nr. 15, Steichele, S. 252 u. Reg. Imp. VIII, 1438; Reg. Boic. VIII, 226.

5) Württ. Staatsbibliothek, Stuttg. Cot. poet. et. phil. 40 Nr. 83: wer länger als sechs Wochen in der Stadt weilte, hatte die Bürgersteuer zu schwören und zu leisten, gleich jedem anderen Bürger.

6) Mon. Germ. Leg. II Nr. 112, Gesetz Friedrichs II., vergl. Nr. 200 Bd. 29/1437, wo der Deutsche Orden nur die Grundsteuer zu leisten hatte.

7) Nr. 201, Einwohnerverzeichnis 1459; vergl. Nr. 147, Dorner, S. 100; Nr. 158, Keyser, S. 298 ff.

8) Nr. 147, Dorner, S. 94 ff.; er errechnete auf jeden weltlichen Einwohner 4,12 Personen; vergl. Nr. 158, Keyser.

9) Nr. 200, Bd. 29/1468; hierzu auch Nr. 158, Keyser, S. 299 ff.

10) Nr. 200, Bd. 6 b (1473).

11) Metzger, Bd. II, S. 61, Beilage.

12) Nr. 200, Bd. 28 a (Hirtschftsverzeichnis).

13) Nr. 131, Bechtel, S. 158 ff.; Nr. 158, Keyser, S. 312 ff. Er glaubt nur 15—20 Städte mit 2000—10 000 Einwohnern annehmen zu brauchen. Das ist bestimmt irrig, denn jede größere Landschaft hatte schon damals eine Stadt dieser Größe von zentral landschaftlicher Bedeutung.

14) Nr. 83, Gebhardt, Bd. I, S. 663 und Nr. 158, Keyser, S. 334.

15) Nr. 131, Bechtel, S. 158 ff.; Nr. 158, Keyser, S. 312 ff. Er glaubt nur 15—20 Städte mit 2000—10 000 Einwohnern annehmen zu brauchen. Das ist bestimmt irrig, denn jede größere Landschaft hatte schon damals eine Stadt dieser Größe von zentral landschaftlicher Bedeutung.

16) Köln hatte 412 ha und 31 000 Einw.; Augsburg 178 ha und 18 300 Einw.; Nürnberg 138 ha und rund 20 000; Ulm etwa 20 000; Frankfurt 120 ha und etwa 10 000; Nördlingen 93 ha und 5295 Einwohner im Jahre 1459. Vergl. Nr. 158, Keyser; Nr. 170, Planitz; Nr. 131 u. 133 Bechtel; Nr. 126, Ammann, S. 306.

17) Nr. 200, Bd. 7, Das Rothenburger Bürgerbuch von 1480—1534 verzeichnet pro Jahr durchschn. 37 Neubürger, von 1535 bis 1583 sogar 40. Dabei sind auch die Bürgersöhne mit eingerechnet, die sich bei Erreichen der Volljährigkeit das Bürgerrecht erwerben mußten.

18) Eine von mir vorbereitete Arbeit steht noch aus.

19) Nr. 200, Bd. 1, fol. 40 a.

20) Nr. 205, Rep. 225/6 II, Nr. 11.

21) Nr. 205, K. d. I. Tit. X, Nr. 1084 u. Rep. 212/3, Nr. 1150. 1810 wurde Gersbronn ausgemarkt und andere Grenzberichtigungen mit Seidelsdorf usw. durchgeführt.

22) Nr. 200, Bd. 28 a und Nr. 205, K. d. I. Tit. X, Nr. 901.

23) Vergl. die Statistik von 1804 mit einem Bevölkerungsstand von 4970, der die Volkszahl des MA etwas übertraf (Nr. 2/5, Rep. 232, Nr. 3859).

24) Nr. 200, Bd. 29/1437, fol. 80, 82; 1468, fol. 96', 98'; Br. 240 a und b; Akten Nr. 9743.

25) Nr. 200, Bd. 147, fol. 32' u. 44, wo Ehingen schon 1334 und Geltshofen 1336 mit Gerstenanbau genannt werden.

26) Nr. 200, Bd. 29/1437, fol. 20, 73, 88—90, 91 a, 92 usw.; Bd. 29/1477, fol. 17.

27) Nr. 202, Bd. 1437 und 173, fol. 229.

28) Nr. 200, Bde. 183/1453 ff. (Schweine- u. Stierkäufe); Bd. 29/1477, fol. 18 (Pferde).

29) Nr. 200, Akten Nr. 8988, 9104; Nr. 205, Briefb. Bd. 47, fol. 250 (Schweine).

30) Nr. 200, Bde. 283/1464 ff.

31) Nr. 15, Steichele, Bd. III, S. 478; vergl. Bde. 6 e und 35 (Weinordnungen).

32) Nr. 200, Bd. 18 fol. 5, 6, 8', 13', 35', 43, 46-, 47, 50, 58', 59, 71, 73, 79, 80, 82', 83', 85 ff., 165; Nr. 202, Bd. 177.

33) Nr. 200, Bde. 183/1453 ff., nicht paginiert.

34) Nr. 200, Bd. 18 fol. 15, 28 ff.

35) Nr. 200, DU Nr. 561, 952, 1373 usw.; Bd. 147 fol. 132, 11' usw.; vergl. Nr. 6, Hofmann.

36) Nr. 200, Bd. 18 fol. 18 u. 72.

37) Nr. 200, Bde. 29/1437—1468 wiederholt.

38) Nr. 202, Akten Nr. 1347 u. Nr. 173 fol. 75; Nr. 201, Missive, 1460/389; vergl. Pfandbuch V, fol. 247', 368' 399', 432' usw., IX, fol. 247.

39) Nr. 200, DU Nr. 33, 39, 365, 684, 864, 970, 1161, 1167, 1183 usw.; Bd. 147 fol. 51, 148'; Bd. 151 u. 152; Bd. 29/1437.

40) Württ. UB. IX, 473; Nr. 200, Bd. 147 fol. 49, 32', 44, 116', 148, 52 usw. DU. zahlreich; Bde. 151 u. 152.

41) Nr. 200, DU, Nr. 6—8, 15.

42) Nr. 142, Dannenbauer, S. 176 ff.

43) Nr. 200, DU Nr. 551—554.

44) Die Pest herrschte in den Jahren 1349/50 bes. in Süddeutschland. Anschließend finden sich viele Hinweise in den DU über unbesetzte und unbebaute Höfe und Felder; vergl. Nr. 148, Müller.

45) Nr. 200, Bd. 147 fol. 160, 71', 72—73 ff., 160 und DU Nr. 1402.

46) Nr. 200, Bd. 152 fol. 96 ff.; Bd. 147, 124', DU Nr. 96.

47) Nr. 200, DU Nr. 761 ff., 730; Bd. 147, 98/99, 168'.

48) Nr. 200, Bde. 151 u. 152; Bd. 147 fol. 19—21 ff., 132'; DU Nr. 200, 768 ff., 838, 1517 usw.

49) Nr. 200, DU Nr. 1349 a.a.O.

50) Nr. 200, Bd. 147 fol. 64, 64', 155, 156 ff.

51) Nr. 200, Bd. 152 fol. 1—76; vergl. Nr. 151; Bde. 183/1453 ff.

- 52) Nr. 142, Dannenbauer, S. 155 ff.
- 53) Die Nürnberger Reichsalmosenpflege hatte vergleichsweise nur 61 Güter.
- 54) Nr. 15, Steichele, Bd. III, S. 311 u. Bd. 1 fol. 29.
- 55) Nr. 200, DU Nr. 1057, Nr. 15, Steichele, S. 311 a.a.O.
- 56) Nr. 200, DU Nr. 989—993 ff. und 1019, 1020.
- 57) Nr. 142, Dannenbauer.
- 58) Nr. 150, Vetter, S. 29 ff.
- 59) Nr. 200, Bd. 29/1437 fol. 53'; 1476 fol. 25, 26 a.a.O.
- 60) Nr. 200, Bd. 26 a von 1495.
- 61) Nr. 200, DU Nr.
- 62) Nr. 200, Bd. 29/1437 fol. 34; 1477 fol. 17. 48 a.a.O.; Bd. 21.

b) Das Handwerk:

- 1) Maurer, Geschichte der Dorfverfassung, Erlangen 1866.
- 2) Nr. 170, Planitz, S. 290 a.a.O. und Nr. 140, Breuer.
- 3) Nr. 132, Below.
- 4) Nr. 200, Bd. 240 I, z. B. Sensenschmiedeordnung 1498.
- 5) Nr. 200, Bde. 239—249 (Handwerksordnungen).
- 6) Auch seitens der Zünfte wurden häufig Klagen laut, daß mancherlei Mängel vorliegen, z. B. vom Färberhandwerk 1498, den Sichelschmieden, Tuchscherern, Schreibern usw. 1491 kamen zahlreiche Meister vor den Rat zwecks Erneuerung der Handwerksartikel.
- 7) Nr. 200, DU, Bd. 18 und Bde. 29/1437—68 zahlreich.
- 8) In Nördlingen wurde die Zunftverfassung bereits 1348 eingeführt, in Lindau 1345, Konstanz 1342, Zürich 1336 usw., während in Nürnberg, ebenso wie in Rothenburg, trotz heftiger Ständekämpfe die Zünfte niemals politischen Einfluß erlangten (Schmidt, A.: Demokratische Bewegung und Verfassungskonflikte . . ., Programm der kgl. Realschule Rothenburg, 1898/99).
- 9) Nr. 200, Bd. 240 b (Bäckerordnung).
- 10) Nr. 200, Bd. 18 fol. 69, 84', 85' 87', 90, 93, 96, 99, 103, 105 ff.; vergl. Bde. 239—249; Bde. 29/1437, fol. 1, 19—20, 84, 176; Bd. 29/1468 fol. 25; Bd. 29/1476 fol. 1 a.a.O.
- 11) Nr. 200, Bde. 239—249 (Handwerksordnungen).
- 12) Nr. 200, Bd. 1, fol. 10'; Graue Tuche waren im MA aus flandrischer oder einheimischer Wolle gefertigte und ungefärbte Wolltuche mit gearntem Faden. Sie waren bereits im 12. und 13. Jahrh. als deutsche Ausfuhrartikel bezeichnend und gingen nach Frankreich und Italien.
- 13) Nr. 200, Bd. 18 fol. 4, 6, 59', 125 usw.
- 14) Nr. 200, Bd. 18 fol. 6, 8', 67' usw.
- 15) Nr. 200, Bde. 240 e und 249; Bde. 29/1437 fol. 37; 1468 fol. 33; 1476 fol. 17.
- 16) Auf ihren Antrag übernahm z. B. das Dinkelsbühler Färberhandwerk als Tuchschauszeichen „... die dreier blei (Siegel) anzelegen an ire thuch wie die von nördlingen, hat sich ein erbarrat entschlossen, ine dasselbig zu geben doch mit denn hernachvolgen anhangete artickel die sie auch also sollen halten ...“ (Bd. 249 a, Nr. 1) oder: „... solich dreysigler sollen auch der von nördlingen leng und prate haben (Bd. 249 a, Nr. 6).
- 17) Nr. 201, Missive 1460/171; Nr. 200, Akten Nr. 9754. Umgekehrt liegt in Rothenburg eine Dinkelsbühler Tuchschererordnung von 1509 (Nr. 202, Bd. 1331, fol. 386), vergl. auch Nr. 166, Müller.
- 18) Nr. 200, Bd. 249 a.
- 19) Nr. 200, Bd. 239 a und 249 a, Nr. 1—6.
- 20) Nr. 200, Bd. 240 a (Tuchschererordnung).
- 21) Nr. 200, Bd. 18 fol. 22, 22', (1402) fol. 42', 43, 44', 55' a.a.O.
- 22) Nr. 200, DU Nr. 1171, 1177, 1188, 1191—97, 1265; Bd. 147, fol. 39, 35; Bde. 183/1453 ff., wo aus den Spitalschäfereien sehr viel Wolle verkauft wird, besonders aus „Mayenwollen“, also aus der Frühjahrsschur; Nr. 15, Steichele, S. 375; Verteidigte, Sekt. 4/III.
- 23) Nr. 200, Bd. 29/1437 fol. 63; DU Nr. 177, wo ein Wollverkauf von 25 Ztr. getätigt wird; weiterhin Bd. 18 fol. 48', 49'; Bd. 19, fol. 10, 24, 26', 54; Nr. 201 Pfandbuch V, fol. 317, 353, 371'; 330'; 1416 werden u. a. „500 flämischer schaff“ an das Spital gestiftet (Cop. Karm. I, pag. 78 u. 157).
- 24) Nr. 200, Bd. 249 a; Nr. 206, DU Nr. 28/fasc. 1 (Loder-Zunftbrief).
- 25) Nr. 200, Bde. 249 a und Bd. 18 fol. 150'; DU Nr. 328; Nr. 205 Dinkelsbühler Akten, Gerichts b. fol. 89' a.a.O.; Bde. 29/1437—68.
- 26) Nr. 200, DU Nr. 33, 39, 551, 864, 970 und Bd. 147 fol. 51.

27) Nr. 200, Bde. 29/1437 fol. 6'; 1456 fol. 25—26; 1468 fol. 30', 37 ff.; 1476 fol. 12, 32, 38; Bd. 18 fol. 6', 53 ff., 62, 71, 77 usw. 87, 88, 92 usw.; DU Nr. 286, 290, 394, 177, 591; Nr. 205, Dinkelsb. Akten, Gerichtsb. fol. 20, 22', 29, 40, 58', 90', 93' usw. Wegen der vielen Streitigkeiten sind sie Örtlichkeiten gut bekannt.

28) Nr. 201, Meßstandbüchlein der entspr. Jahre. Die Gesamtzahl der Dinkelsbühler Händler war dabei wesentlich höher. 1468 waren z. B. allein 10 weitere auf dem Kürschnerhaus. Bis zu 1/5 aller Meßbesucher waren Dinkelsbühler.

29) Nr. 200, Bd. 249 a.

30) Nr. 200, Bd. 18 wiederholt Werntzer, Berlin, Döner, Harrer usw.

31) Nr. 200, Bd. 29/1437 fol. 171—173, 95—112; die entspr. Namen kommen auch im Bd. 18 immer wieder vor.

32) Nr. 200, Bd. 249 a, Nr. 6.

33) Vergl. Nördlingen in Nr. 147, Ebert. Rund 100 Jahre später konnten nur noch 34 Loder, 36 Tuchmacher, 14 Tuschscherer und 13 Weber namentlich festgestellt werden, allerdings war das Handwerk damals im Niedergang, weil auch die Schaugeldeinnahmen wesentlich geringer als früher waren. Dafür aber hatte sich das ganz neue Gewerbe der Stricker entfaltet und ihre Handschuhschau warf hohe Einnahmen ab. Berechtigterweise hatten sich 1571 bereits die Loder gegen das Wollenspinnen der Handschuhmacher beschwert und ihnen Wollentfremdung vorgeworfen (Akten Nr. 9700).

34) Nr. 200, Bd. 18 fol. 4', 8, 56', 82, 94 usw.; Nr. 201, Pfandbuch 1, fol. 28, 34, 42, 185, 204 usw.

35) Nr. 201, Missive 1439/226 bringt eine Schuldbetreibung für 16½ Ztr. Wolle und 12 Tuche, und 1447 verlangte man in Nördlingen ein Zeugnis für die Tücher, die H. Kämpf aus Dinkelsbühl an Augsburger verkauft hatte (Missive 1447/I/48). 1457 kaufen Dinkelsbühler Wolltücher und bitten Nördlingen sie auszuliefern (Missive 1457/189 u. 252) usw.

36) Stadtarch. Hall, Stadtrechnungen bis Ende d. 15. Jahrh. laufend; Nr. 202, Bd. 1331 (Tuchmacherakten); Stadtarch. Ansbach, AM 337 fol. 50—55, 60, 74, 78 usw.

37) Nr. 200, Akten Nr. 9700.

38) Nr. 201, Missive siehe Anm. 35; Nr. 200 Bd. 18 fol. 122', 123 usw.; Akten Nr. 9702.

39) Nr. 183, Wunder, in Schw. Hall waren 1411 29 Gewandschneider, Tuchmacher usw., später regelmäßig um 17 Tuchmacher.

40) Nr. 202, Bd. 17 fol. 119', 354, 368' usw.; Rothenburg hatte danach 1525 nur 36 Färber, 37 Schmiede, Kessler, Sporer usw., 31 Schuster, 23 Metzger, 25 Bäcker, 12 Kürschner aber 43 Gerber, die allein 1/9 aller Handwerker ausmachten.

41) Nr. 148, Ebert; Nr. 123—127, Ammann.

42) Vergl. Nr. 169, Nübling, S. 63 ff.

43) Nr. 201, Pfandbr. I, ab 1390 und Nr. 125, Amman, S. 293; Nr. 168, Nübling.

44) Nr. 200, Bd. 18 fol. 87—180 sehr zahlreich; Nr. 201, Pfandb. I, fol. 278, 283, 290 usw. Barchent war ein Gewebe aus leinener Kette und baumwollenem Schuß. Als Rohbarchent blieb er ungebleicht; in den Handel aber kamen auch gebleichte und gefärbte Tuche.

45) Nr. 200, Bd. 18 fol. 4, 59, 59', 67', 84', 125 usw. zahlreich.

46) Nr. 201, Pfandb. I, fol. 164; Stadtrechnungsb. 1435 fol. 31.

47) Nr. 200, Bd. 18 fol. 93, 95, 97, 99' 100; 101, 103, 107 usw. bis 163', 164 164', 174', 177' usw. Sie leisten 1437 noch keine Bürgersteuer.

48) Nr. 200, Bd. 18 fol. 100, 110—112, 120, 121, 146, 147 usw.; Nr. 201 Missive 1425/92. 1436 wird, ähnlich wie für Dinkelsbühl, auch nach Schwäbisch-Gmünd der Nördlinger Bürger U. Mayer als Bleichmeister bestellt, ihm folgt 1447 ein neuer (201, Pfandb. I, fol. 253 und 353).

49) Nr. 201, Missive 1425/92.

50) In Ulm war die Bleiche nach Nübling mit einer Dornenhecke umgeben und wurde an den Bleichmeister verpachtet.

51) Nr. 200, Bd. 240 d; in dieser Ordnung heißt es in der Vorrede: so sind dies nachgeschriebene artikel von Nördlingen verzeichnet bracht. Leider wurde über das Nördlinger Barchentgewerbe, trotz des reichhaltigen Materials noch nichts veröffentlicht.

52) Nr. 201, Pfandb. I fol. 8, 9, 10, 11 usw. sehr zahlreich; Steuerrechn. 1407—1411 usw.

53) Nr. 168, Nübling, S. 141; Nr. 145, Dierr, S. 7 ff.

54) Nr. 168, Nübling, S. 136 ff.

55) Unter Verlagssystem versteht man jene Organisationsform gewerblicher Produktion, bei der ein selbständiges Wirtschaftssubjekt, hier der Webermeister, eine Arbeit leistet oder leisten läßt, für einen Besteller, der das Produkt derselben weiter verhandeln will.

56) Vergl. Nr. 165, Müller und 168, Nübling; Nr. 200, Bd. 240 d: Bd. 29/1437 fol. 24', wo die Barchentschau erwähnt wird mit den gangbaren Schauzeichen „Ochse, Löwe, Traube“.

der Bleichmeister und alle sonst üblichen Dinge, wie sie im Barchentgewerbe vorkommen.

57) Nr. 200, Bde. 29/1437—68.

58) Ein Meister, der mit eigenen Mitteln einkauft und die Fertigwaren selbst auf den Markt bringt und absetzt.

59) Nr. 200, Bd. 100', 108, 109' usw.

60) Nr. 200, Bd. 18 fol. 109, 114, 114', 116, 121, 125', 126', 127', 128 usw.

61) Nr. 200, Bd. 18 fol. 99—101, 120, 145—147, 154, 164, 171—173 usw.; Bd. 29/1437 fol. 109 a.a.O.

62) Nr. 201, Pfandbuch I, (ab 1390) fol. 9, 11, 12 ff. sehr zahlreich.

63) Nr. 200, Bd. 29/1437 fol. 18—20, 21', 95—111 sehr zahlreich. Es zahlte laufend die Stadt an 20 Weber für 736 abgegebene Barchente mit dem Dinkelsbühler Zeichen „Ochse, Traube oder Löwe“ beachtliche Summen. Außerdem sind extra 50 fl. und 5610 lib. Heller für Barchenttücher ausgegeben worden, und der Bleichmeister erhält wiederholt Arbeitslohn, darunter einmal für 670 Barchente zu bleichen.

64) Nr. 200, Bd. 29/1437 fol. 18', 19, 21, 99—111, 170—173; übrigens war die Messe für die Preisbildung richtungsweisend und die Stadt gab bei günstigen Erlösen Nachzahlungen an die Weber (fol. 99', 105—110). Ein C. Schwartz aus Nördlingen hatte allein im Jahre 1437 für über 700 fl. Barchente von der Stadt gekauft, ebenso Dinkelsbühler Bürger, die oft mehrere Hundert fl. Schulden hatten.

65) Vergl. Nr. 168, Nübling.

66) Nr. 168, Nübling, S. 147 ff.

67) Nr. 125, Ammann, S. 293.

68) Weder im Steuerbuch 1447/48 noch 1456/57 wird eine Barchentschau erwähnt, noch ist die Stadt irgendwie im Bleich- und Barchentgeschäft zu finden. Auch scheint die Bleiche bedeutungslos geworden zu sein, weil sie als Wiesflecken und Bleichweiher aufgeführt wird (Bd. 29/1468 fol. 41, 97, 98'); Nr. 201, Missive, 1460/104; Nr. 200 Bd. 29/1468 fol. 96—97, 140/41/43.

69) Nr. 168, Nübling, S. 159 ff.; vergl. Nr. 177, Spieß.

70) Nr. 201, Meßstandbüchlein 1445—1451, 1467—1470, 1475/76, 1519, 1520—25.

71) Nr. 200, Bd. 240 d; Bde. 29/1437 fol. 19'; 1456 fol. 47; 1476 fol. 40; 1477 fol. 18; 1580 fol. 7'.

72) Nr. 200, Bd. 18 fol. 110—111; Bd. 29/1437 fol. 110—111'. Vergl. für Nördlingen Nr. 143, Dannenbauer.

73) Nr. 200, Akten Nr. 9700; Bde. 29/1580/1611/12 ff. und Bd. 28 a (Fragment). 1580 sind es immerhin noch 34 Loder, 36 Tuchmacher, 14 Tuschscherer und 13 Leinenweber.

74) Nr. 200, Bd. 241 sehr aufschlußreich.

75) Nr. 200, Bd. 20, fol. 22; Bd. 19 fol. 8, 10', 60', 63', 71' usw.

76) Nr. 200, Bd. 18 fol. 55', wo ein Sensenschmied seine Ware und das Werkzeug wegen 50 fl. Schulden verpfändet. DU Nr. 380 a.a.O.

77) Nr. 200, Bd. 18 fol. 64', 84, 105', 155, 156, 166', 179 ff.

78) Nr. 200, Bd. 18 fol. 166, 166' usw.; vergl. Nr. 202, Bd. 173 fol. 21—23.

79) Nr. 200, Bd. 18 fol. 179, 180 ff.; Nr. 177, Spieß, S. 89 und 117 ff.; Nr. 201, Meßstandbüchlein 1469 fol. 11', 1470 fol. 11' usw.

80) Nr. 200, Bd. 29/1437; Bd. 253 wiederholt; DU Nr. 9749, wo gegen Nürnberg eine Sichel- schmiedeklage besteht; Bd. 19 fol. 5', 60' usw.; hier gehen 50-schockweise Sichel nach Nürnberg.

81) Nr. 200, Bd. 18, fol. 162', 179, 180 ff.

82) Nr. 201, Meßstandbücher 1469 ff. Leider sind zum Schluß die Herkunftsorte nicht mehr aufgeführt, so daß Dinkelsbühler Sichel schmiede im Judenstadel nicht ermittelt werden konnten.

83) Nr. 177, Spieß, S. 88, 89, 90, 119 ff.

84) Nr. 200, Bd. 253, und Nr. 177, Spieß, S. 119, 157 ff.

85) Nr. 200, Bd. 29/1580.

86) Nr. 200, Bd. 29/1580, fol. 8; „von je 100 seggen zu schauen 1 Batzen, zusammen 4 fl., 91 lib., 3 den.“; Bde. 29/1611/12 usw.

87) Nr. 200, Bd. 253 und Bd. 19, fol. 5', 110, 98', 97', 8'.

88) Nr. 200, Bd. 5a.

89) Nr. 200, DU Nr. 1183, 1184.

90) Nr. 200, DU Nr. 1167, 684.

91) Nr. 200, Bd. 29/1437 fol. 25.

92) Nr. 200, DU Nr. 864; Bd. 147 fol. 51; Bd. 152 fol. 83, 88.

93) Nr. 200, Bd. 147/51; Bd. 151 fol. 19, 25', 89.

94) Nr. 200, DU Nr. 399.

95) Nr. 200, DU Nr. 372.

- 96) Nr. 200, DU Nr. 399, 411, 412, 1275, 1276.
 97) Nr. 201, Pfandb. III, fol. 212', 243, 160, 207'; Nr. 177, Spieß, S. 119 a.a.O.; Pfandb. VI, fol. 16' usw.
 98) Nr. 201, Pfandb. III, fol. 258', wo 1487 Eisenschuld mit Nördlingen; Meßgerichtsakten 1539, wo Verhandlung wegen Kaufvertrag zwischen Alzdorfer aus Dinkelsbühl und Eisenhändler aus Nürnberg; Nr. 200, Bd. 183/1486 wiederholt Eisenzufuhr aus Nürnberg.
 99) Nr. 200, Bd. 18 fol. 179, 180 a.a.O.
 100) Nr. 200, Bd. 240 i (Ordnungen).
 101) Nr. 200, Bde. 29/1580, 1611, 1612 usw.

c) Markt und Handel:

- 1) Nr. 200, Bde. 183/1453 ff. nicht paginiert.
- 2) Ellwangen, Crailsheim, Aufkirchen, Feuchtwangen, Wassertrüdingen usw. hatten alle eigenes Maß und Gewicht; z. B. waren 5 Malter Crailsheimer Maß nur 4 Malter Dinkelsbühler Maß (Nr. 200, Bd. 151 fol. 108'). Ein Dinkelsbühler Malter waren rund 350 kg Getreide.
- 3) Nr. 200, Bde. 183/1453 ff.
- 4) Nr. 200, Bd. 1 fol. 28'.
- 5) Nr. 200, Bd. 1, fol. 18 und Reg. Boic. IX, 155.
- 6) Ähnlich hartnäckige Streitigkeiten gab es 1433 zwischen Nördlingen und Frankfurt einerseits und Nürnberg andererseits wegen der neugeschaffenen und privilegierten Nürnberger Heiltumsmesse.
- 7) Nr. 201, Missive 1458/164, 1460/108, 1546/138 usw.
- 8) Nr. 202, Bd. 1352 (Messen und Märkte) fol. 416—472 ff.; Bd. 173 (Städtekorrespondenz) fol. 283; vergl. dazu Stadtarchiv Ansbach AM 333 fol. 30'—32 und 119' a.a.O.
- 9) Nr. 205, Dinkelsbühler Akten, Bd. II fol. 136.
- 10) Nr. 200, Bd. 18: Rothenburger: fol. 7, 48, 48', 49', 54' usw.; Nördlinger: 8, 56' ff., 79, 100, 113, 120, 146, 147, 154, 164 ff.; Schwäbisch Haller: fol. 11', 41, 48, 64', 80, 86' 89, 91' usw.; Nürnberger: fol. 12, 27, 46, 49, 54, 83, 171, 172 usw.; Gemünder: fol. 34, 79, 80, 82, 109, 180 usw.; Bopfinger: fol. 70' 145; Augsburger: fol. 122' 123' 179 usw.; Heilbrunner: fol. 35', 39'. 97', 106 usw.; Weißenburger: fol. 44, 44', 106.
- 11) Nr. 200, DU Nr. 200, 210, 213, 219, 221, 223, 227 usw.
- 12) Nr. 200, Bde. 29/1437—1476 und Bd. 34a.
- 13) Nr. 123—127. Ammann und Nr. 177, Spieß a.a.O.
- 14) Juristisch verankert liegt dieses Dinkelsbühler Recht im Privileg König Wenzels aus dem Jahre 1398, das erlaubt: „alle schiedlichen lut auf dem Lande zu fahen, vor ihr weltliches gericht zu bringen...“, und in dem Privileg des Kaisers Sigismund von 1435, das u. a. bestimmt, daß Dinkelsbühl auf allen Straßen des Reiches geleiten und streifen darf.
- 15) Nr. 200, Bde. 29/1437—1477 und Verteidigte, S. 80 ff. und Anhang 107.
- 16) Nr. 200, Bd. 18 fol. 21, 22, 24', 30', 32 usw. bis 129', 172.
- 17) Nr. 200, Bd. 29/1456 fol. 72, 73, 73', 82 usw.; Nr. 201, Missive 1456/120 und 1456/359.
- 18) Nr. 200, Bd. 29/1456 fol. 80; Nr. 205, Bde. 23/24.
- 19) Nr. 200, Bd. 29/1456 fol. 81.
- 20) Nr. 201, Missive 1464/69; Nr. 200, Bde. 29/1437—77.
- 21) Nr. 157, Jaeger, S. 684 und S. 715, sowie Merzlerordnung.
- 22) Nr. 165, Müller, S. 89 ff.
- 23) Nr. 157, Jaeger, S. 673.
- 24) Nr. 200, Bd. 18 fol. 58', 99 a.a.O.; Nr. 29/1477 fol. 15' und Bde. 183/1453 ff.; nicht paginiert.
- 25) Nr. 200, Bd. 18 fol. 122—123.
- 26) Nr. 200, Bd. 18 fol. 122 ff.; Bde. 183/1464 ff., 1470, 1482, 1485; Nr. 201, Missive 1447/48 und 1462/251.
- 27) Nr. 200, Akten Nr. 9104, 9700, 9702 und Bd. 183/1464.
- 28) 1536 wird auch eine neue Rechtsgesetzgebung, als Nürnberger Reformation bezeichnet, in Dinkelsbühl eingeführt und ersetzt die bisher gültige Ulmer Stadtrecht.
- 29) Nr. 200, Bd. 18 fol. 27', 43', 46, 49, 54 usw.
- 30) Nr. 205, Briefbücher: Bd. 1 fol. 133; Bd. 5 fol. 264; Bd. 8 fol. 141 usw.
- 31) Nr. 200, Bd. 18 fol. 83—122 a.a.O.; Bd. 29/1437 fol. 109; Bd. 18 fol. 83, 83', 122.
- 32) Nr. 200, Bd. 18 fol. 171/174 und Nr. 206 Ratsbuch II fol. 201.
- 33) Nr. 200, Bde. 183/1464. Weil die Fahrt nach Nbg. über Schwabach ging, war auch Schwabacher Bier in Dinkelsbühl bekannt, ausdrücklich genannt wird es 1464 und 1490.

- 34) Nr. 205, Briefbücher Bd. 47 fol. 250'; Bd. 50 fol. 7', 161; Bd. 51 fol. 41', 139' und Nr. 200, Akten Nr. 9694.
- 35) Nr. 200, Bde. 183/1520 ff.
- 36) Nr. 200, Bd. 29/1476 fol. 94—96; Bd. 11 fol. 58'.
- 37) Nr. 200, Bd. 29/1456 fol. 102'; 1476 fol. 94—96; 1477 fol. 14 usw.
- 38) Nr. 205, Briefbücher Bd. 84 fol. 46'.
- 39) Nr. 200, Akten Nr. 9743.
- 40) Nr. 200, Bd. 253 wiederholt; Bd. 18 fol. 5', 60'.
- 41) Nr. 200, Akten Nr. 9749; jeder Schmied hatte nämlich ein eigenes Zeichen, z. B. Sense, Schlange, Ochse usw.
- 42) Nr. 200, Akten Nr. 8893, 9747 und DU Nr. 21 und 205; Briefbücher Bd. 155 fol. 219'; Bd. 157 fol. 165; Bd. 164 fol. 311 usw.; Nr. 200, Bd. 19 fol. 10 und 54; wegen Wollaufkäufe siehe auch Stadtarchiv Ansbach, AM 337 fol. 7, 23, 24, 33.
- 43) Nr. 205, Briefb. Bd. 190 fol. 272 und Nr. 200, Akten Nr. 9748.
- 44) Nr. 200, Akten Nr. 9748. Wegen der Beziehungen des Dinkelsbühler Gerberhandwerkes zu Rothenburg siehe Nr. 202, Akten Nr. 1320 fol. 1, 6, 8, 26, 42 usw. und Nr. 1348.
- 45) Nr. 201, Meßstandbüchlein; Pfandbuch I sehr zahlreich; III fol. 19', 103, 108', 153, 176, 203, 207; VI fol. 16, 140, 141, 209 usw.; VII fol. 73 a.a.O.
- 46) Nr. 125, Ammann.
- 47) Nr. 200, Bde. 29/1437—1478 und Verteidigte S. 91 ff. und Anhang 109.
- 48) Nr. 201, Missive 1435/7; 1437/317; 1452/II/46; 1457/252; 1460/389; 1465/348 usw.
- 49) Nr. 20, Pfandbuch I fol. 28, 34, 37, 42, 47 ff., 164, 180, 257, 262, 268, 277, 278, 283, 290, 293, 297, 304, 307, 317, 318 ff.; Pfandb. III fol. 258'; Pfandb. V fol. 317, 353, 271' usw.; Meßgerichtsakten wiederholt, z. B. 1586, 1587 usw.; Nr. 200, Bd. 18 sehr zahlreich; vergl. Nachweise bei den Handwerken.
- 50) Nr. 200, Bde. 183/1453 ff. nicht paginiert.
- 51) Nr. 200, Bd. 18; Bde. 29/1437—1477; Nr. 201, Missive und Meßstandbücher sehr zahlreich.
- 51) Nr. 200, Bd. 18; Bde. 29/1437—1477; Nr. 201, Missive und Meßstandbücher sehr zahlreich.
- 53) Nr. 201, Meßstandsbücher 1445—1525 und 1550 ff.
- 54) Nr. 125, Ammann, S. 305 ff.
- 55) Auf der Messe war der Eisenumsatz während der 14 Tage bis zu 33 000 Stangen im Werte von 6000 fl.
- 56) Nr. 123—127, Ammann.
- 57) Nr. 200, Bd. 19 fol. 85 und 119.

IV. Das Bild der Stadt

- 1) Nr. 200, Bd. 29/1437.
- 2) Nr. 200, DU 357.
- 3) Nr. 200, DU 266.
- 4) Nr. 200, Bd. 18, fol. 124.
- 5) Nr. 200, Bd. 1, fol. 29.
- 6) Nr. 200, DU 770, 642, 908.
- 7) Nr. 200, Bde. 28a, 19 und 29/1580; die Schmiedsgasse wird im Bd. 20 fol. 22' im Jahre 1513 erstmals erwähnt.
- 8) Nr. 200, Bd. 18 fol. 87, 88, 92, 104 usw. Bd. 20 fol. 10', 18', 19 usw.
- 9) Nr. 200, Bd. 18 fol. 12—, 53, 54, 59, 62, 75 usw.; Bd. 20 fol. 34' usw.
- 10) Nr. 1, 1943 und 1954; über die Mauerabbrüche Akten Tit. IX, Nr. 18, 20, 25 ff.
- 11) Nr. 200, Bd. 18 fol. 124', 166 usw.; nach de Ostens Stich von 1648 hatte das Tor ein Seitentürmchen.
- 12) Nr. 200, Bd. 18 fol. 33.
- 13) Nr. 200, DU 908.
- 14) Nr. 200, Bd. 1 fol. 29.
- 15) Nr. 200, DU 642.
- 16) Nr. 200, Bd. 18 fol. 165; 1519 war die Altstadtmauer weitgehend abgerissen oder überbaut (Bd. 20, fol. 32').
- 17) Nr. 200, Cop. Karm. I. pag. 40 und DU 359.
- 18) Nr. 200, Bd. 18 fol. 5'
- 19) Nr. 200, Bd. 18 fol. 13.
- 20) Nr. 200, Bd. 18 fol. 95, 102, 112, 119, 121 usw.
- 21) Nr. 200, Bd. 18 fol. 12', 53, 59, 75, 77 usw.
- 22) Nr. 200, Bd. 18 fol. 182'.

- 23) Nr. 200, Bd. 18 fol. 39'.
- 24) Nr. 200, Bd. 18 fol. 93, 95, 137, 138', 41' usw.
- 25) Nr. 200, Bd. 18 fol. 137, 138', 141'.
- 26) Nr. 200, Bd. 18 fol. 13, 91, 106 usw.
- 27) Nr. 200, Bd. 18 fol. 192'.
- 28) Cop. Karm. I., pag. 204.
- 29) Nr. 200, Bd. 18, fol. 83, 87, 88, 92, 104, 144 usw.; Bd. 1 fol. 28 und Cop. Karm. I., pag. 49.
- 30) Nr. 200, Bd. 6b; die Feuerordnung von 1491 ist der Metzgerschen Chronik beigegebunden.
- 31) Nr. 1, Jg. 36 (1954) S. 28 ff.
- 32) Nr. 200, DU 53.
- 33) Nr. 200, Bd. 1 fol. 16.
- 34) Reg. Boic. IX, 359, Reg. Imp. VIII, 5686.
- 35) Wulz, G.: Bauchronik der Nördlinger Stadtbefestigung, in: 21 Jb. des Rieser Heimatvereins.
- 36) Nr. 200, Bd. 6c; vergl. hierzu auch Bd. 20 (Fünferbücher) von 1513.
- 37) Nr. 200, Bd. 20 fol. 7, 8', 11 usw.
- 38) Nr. 9, Neeser, S. 41 ff.
- 39) Nr. 200, DU 266.
- 40) Diese Anlage ist nicht, wie Neeser behauptet, aus verteidigungstechnischen Gründen so geworden. Sie erklärt sich vielmehr daraus, daß die Bebauung der Nördlinger-Vorstadt parallel an die Innenstadumwallung anschließend beiderseits der längst festgelegten Straße erfolgte und die Grundstücke darum im mehr oder weniger spitzen Winkel an die Straße stießen. Dazu kommt noch, daß auf diese Weise auch eine seitliche Aussicht auf die Straße möglich ist (Spione) und die Neugierde befriedigt werden kann.

V. Dinkelsbühl bis zum Ende des Alten Reiches

- 1) Nr. 4, Bürckstümmer, Bd. II S. 102 ff. und Nr. 121, Zorn, S. 29 Karte 34.
- 2) Vergl. Nr. 3 und J. F. Schad, die Schicksale der Reichsstadt Dinkelsbühl im Dreißigjährigen Krieg. Programm der kgl. Realschule Dinkelsbühl 1874/75.
- 3) Nr. 200, Ratsprotokolle 1624—1632.
- 4) Nr. 200, Akten Dekret vom 27. 5. 1622.
- 5) Nr. 200, Ratsprotokolle vom 22. 3. 1652; davon waren 321 595 fl. Schulden. Bis 1732 beliefen sich die gesamten Kriegslasten sogar auf 2 200 000 fl.
- 6) Nr. 200, Akten Crav. cathol. 1723 und Crav. evang. 1650 und 1724.
- 7) Nr. 200, Akten, Rezeße vom 4. bis 14. 5. 1649; vom 28. 6. bis 8. 7. 1650; vom 7. bis 17. 9. 1651; Stadtfriedensrezeß vom 6. 12. 1654; Vergleich vom 7. bis 17. 10. 1696 usw.; Kaiserreskript vom 1. 12. 1710 usw.
- 8) Nr. 200, Akten, Rezeß vom 19. 10. 1690; 24. 6. — 14. 7. 1691; 24. 1. 1692; 17. 9. — 7. 10. 1697.
- 9) Nr. 200, Akten, Status passivus vom 14. 12. 1775.
- 10) Nr. 200, Ratsprotokolle vom 7. 11. 1702; 16. 11. 1702 und 5. 12. 1702; 23. 10., 4.—7. 11. 1702; 3. u. 27. 1., 21. 6., 29. 11. 1703; 22. 7. 1705 usw. ML
- 11) Nr. 200, Ratsprotokolle vom 28. 11. 1681, 13. 4. 1682, 3. 8. 1683, 1. 11. u. 27. 11. 1688, 20. 2. 1692, 17. 12. 1693 und 10. 10. 1694.
- 12) Nr. 200, Verteidigte . . . Hier ist der gesamte Fragenkomplex eingehend dargestellt. Interessant sind dazu die drei Gegendeduktionen: Oettingens, Brandenburgs und Ellwangsens.
- 13) Nr. 200, Ratsprotokolle 1789 vom 20. 8., 3. 10., 4. 11., 20. 11. und 2. 12. 1796.
- 14) Nr. 200, Metzger, Beiträge zur Geschichte Dinkelsbühls, Bd. I, S. 516.
- 15) Nr. 205, Rep. 232, Nr. 3859, S. 56 ff.; Nr. 211, Lang-Büttner-Knappe.

Dritter Teil

- 1) Nr. 210, Heft 132/6, 145, 185. Damit hat der Kreis einen fast doppelt so hohen Zuzug, wie der bayerische Durchschnitt (24,9 ‰), liegt nahezu viermal so hoch wie der mittelfränkische Durchschnitt (12,3 ‰) und steht mit Hersbruck und Scheinfeld an der Spitze Mittelfrankens.
- 2) Nr. 210, Heft 32, bes. S. 314 ff., 370, 430 bis 437. Diese Statistik ist insofern sehr unvollkommen, weil nur die in bayerische Gebiete abgewanderte Bevölkerung erfaßt wurde, nicht aber jene aus Stadt und Landkreis Dinkelsbühl, die in fremde Länder,

besonders nach dem angrenzenden Württemberg und nach Übersee auswanderten. Und gerade nach Württemberg war die Abwanderung stark (leider exakt nicht erfaßbar). Ohne diese besonderen Wanderverluste stand Dinkelsbühl mit 13,5 % in Franken an 5. Stelle hinter dem Landkreis Erlangen (18,5 %), Neustadt an der Aisch (16,6 %), Pegnitz (15,7 %), Bayreuth (14,6 %). Im Endergebnis dürfte der Verlust Dinkelsbühls, unter Einrechnung der Abwanderung nach Württemberg usw. 16 bis 17 % betragen haben.

3) Nr. 210, Heft 69, S. 188, 194 ff. Auch diese Gesamtstatistik ist unvollkommen, weil auch hier die sehr erheblichen Änderungsverluste nach Württemberg nicht erfaßt wurden. Leider steht dem Heft 69 keine ergänzende Veröffentlichung des Württ. Stat. Landesamtes gegenüber. Ich schätze den Wanderungsverlust insgesamt bei 1900 und 28 bis 30 %.

4) Ab 1915 und 1939 ohne Militärsterbefälle. Von 1933 bis 1939 war der Geburtenüberschuß 1072

5) Wird die Bevölkerungsabnahme gar auf die Zahlen der Montgelas-Statistik von 1810 bezogen, dann stand der jetzige Landkreis Dinkelsbühl mit einer Bevölkerungszunahme von 27 136 auf 27 651 im Jahre 1939 (+ 1,8 %) hinter Scheinfeld (— 1 %) und Neustadt an der Aisch (— 1 %), an dritter Stelle in ganz Bayern. Es folgen Oberviechtach (— 5 %), Königshofen (+ 7 %), Gerolzhofen (+ 8 %), Hilpoltstein (+ 10 %) usw. Der Wanderungsverlust zwischen 1933 und 1939 betrug 2487 Menschen.

6) Die höchste Bevölkerungsabnahme hatte Dennenlohe mit 36,6 % bis 1905 und 61 % bis 1939; dann folgen Dambach (1905 = 25,6 %, 1939 = 41 %); Reichenbach (1905 = 22,9 %, 1939 = 36 %); Aufkirchen (1905 = 20,8 %, 1939 = 32 %); Wittelshofen (1905 = 20,3 %, 1939 = 35,5 %) usw.

7) 1804 hatte die Stadt eine Wohnbevölkerung von 4970 Menschen in 1430 Familien, die in 778 Häusern wohnten. Es waren 1041 Männer, 1212 Frauen, 2060 Kinder, 186 Gesellen, 46 Lehrlingen, 76 Knechte und 349 Mägde (Nr. 205, Rep. 232, Nr. 3859, S. 56 ff.).

8) Nr. 200, Tit. I, B. Nr. 11, Tit. II, B. Nr. 4—74, Tit. C. usw.; außerdem Dinkelsbühler Intelligenzblatt dieser Jahre.

9) Nr. 200, Tit. II, B. bes. Nr. 65 und 66.

10) Nr. 210, Heft 69, S. 264; Heft 132/6 usw.

11) Nr. 200, Tit. XVII, 1, Nr. 25, 29 usw.; vergl. auch Dinkelsbühler Intelligenzblatt.

12) Nr. 200, Tit. XVIII, 2, Nr. 28—42.

13) Bavaria, Bd. III, S. 1054 und 1194.

14) Nr. 200, Tit. XVI, 1, Nr. 4 und 5; die Initiative dazu gab ein Rothenburger Spinnereibesitzer, der nach Dinkelsbühl übersiedeln wollte, was der Stadtrat aber ablehnte. Die Spinnerei wurde dann von Dinkelsbühlern gegründet!

15) Nr. 200, Tit. XVI, 1, Nr. 6.

16) Nr. 210, Heft 32, S. 320 ff.; 1871 waren es 639 Zuwanderungen aus dem Kreis, 159 aus Feuchtwangen, 30 aus Nördlingen usw. Für die Jahre bis 1798 zurück liefern die Dinkelsbühler Intelligenzblätter genaues Material über Bevölkerungsbewegung usw.

17) Nr. 2, Adreßbücher 1884/1902 sowie die Standesamtsregister.

18) Nr. 200, Tit. XVI, 1, Nr. 4—8.

19) Nr. 200, Tit. XVI, 1, Nr. 8 und XVIII, 2, Nr. 42.

20) Nr. 200, Tit. XVI, 1, Nr. 8.

21) Enzyklopädie des gesamten Eisenbahnwesens, S. 303.

22) Nr. 200, Tit. XVIII, 2, Nr. 21.

23) Nr. 200, Tit. XVIII, 2, Nr. 42.

24) Nr. 200, Tit. XVIII, 2, Nr. 27.

25) Nr. 200, Tit. XVIII, 2, Nr. 28.

26) Nr. 200, Tit. XVIII, 2, Nr. 29.

27) Nr. 200, Tit. XVIII, 2, Nr. 28.

28) Nr. 200, Tit. XVI, 1, Nr. 8 a.a.O.

29) Dinkelsbühl hatte in der Zeit von 1871 bis 1900 eine Binnenzuwanderung von 1649 Menschen und stand damit weitaus an letzter Stelle von allen unmittelbaren Städten Bayerns. Gleichzeitig war der Wanderungsverlust mit 1495 Menschen so groß, daß der tatsächliche Gewinn nur 164 betrug! (Nr. 210, Bd. 69, S. 121).

30) Die Bevölkerungsdichte betrug 1910 63 E/qkm, 1925 62,3 E/qkm. Über die Zunahme der Bevölkerung siehe vorne!

31) Nr. 210, Heft 177/5.

32) Die im Text vorkommenden Zahlen stammen aus Erhebungen des Dinkelsbühler Landwirtschaftsamtes für das Jahr 1953.

33) Nr. 210, Bde. 51, 64, 87, 115, 132, 183.

34) Nr. 210, Bde. 51, 64, 87.

35) Wo bodenmäßig tragbar, wird fast in allen Betrieben Rotklee angebaut. Durch zu

schnelle Fruchtfolge tritt aber seit einigen Jahren die Kleemüdigkeit auf, deshalb wird zu Klee gras gegriffen. Daneben setzt sich die Luzerne immer mehr durch.

36) Nr. 210, Heft 154, S. 63 ff. und Heft 158, S. 16.

37) Nr. 210, Heft 153.

38) Nr. 210, Heft 158, S. 55, 62, 69, 76, 90, 108, 156 ff.

39) Nr. 210, Heft 87 und 153.

40) Indexzahlen für den Verbrauch pro Kopf der westdeutschen Bevölkerung für 1957 sind: Brotgetreide 88,5 kg, Kartoffeln 152,0 kg, Fleisch 50,2 kg, Trinkvollmilch und Rahm 116,5 kg, Butter 5,9 kg. In den bauerlichen Betrieben ist der Verbrauch wesentlich höher. Außerdem muß Saatgut, Verfütterung, Schwund usw. aber auch Futtermittelzukauf usw. bestimmt werden, um die Marktleistung ganz grob zu berechnen.

41) Nr. 210, Heft 161; in Klammern sind die Betriebsdichte und Beschäftigungsdichte auf je 100 Einwohner angegeben: Dinkelsbühl (29/72,8), Feuchtwangen (23/63,6), Rothenburg-Stadt (26,7/101,4), Rothenburg-Land (21,5/44,5), Gunzenhausen (23,8/75,2). Ergänzt nach Zahlenmaterial der Handwerkskammer Nürnberg.

42) Eine noch wesentlich höhere Beschäftigungsdichte würde sich ergeben, wenn die übrigen Pinselmacherbetriebe als Handwerksbetriebe geführt würden und nicht als Industrie.

43) Vergl. Scheu, Ostpreußen, worin die rationelle Streuung des Handwerks zum ersten Mal gezeigt wurde.

44) Nr. 205, K. d. J., Tit. IX, Nr. 74.

45) In dem Sterberegister der Pfarrmatrikel zu Königshofen, Bd. IV, S. 694 und 709 wird erstmals ein Johann Caspar Bühler als Pinselmacher genannt. Seine drei Söhne siedelten um 1810 nach dem Markte Bechhofen und gründeten selbständige Pinselmacher-Werkstätten. Von hier kam die Pinselmacherei u. a. auch nach Nürnberg, dem wichtigsten Zentrum der mittelfränkischen Pinselindustrie vor dem zweiten Weltkrieg. Das Handwerk der Pinselmacher kam demnach nicht erst durch die französischen Soldaten der Revolutionszeit nach Mittelfranken.

46) Nr. 200, Tit. VIII/3, Nr. 43 und Tit. XVI/1, Nr. 13.

47) Nr. 210, Heft 133/7. Es wurde damals nicht nach Tages- und Wochenpendlern unterschieden.

48) Nr. 210, Heft 188. Dieser Auspendlerüberschuß entspricht keinesfalls der Wirklichkeit, weil Wochenpendler und Saisonarbeiter im Gegensatz zu 1939 im Jahre 1950 statistisch nicht erfaßt wurden und die allein schätzungsweise 800 bis 1000 Personen ausmachen. Für den Herbst 1958, konnten 970 männliche Auspendler nach Württemberg und 384 nach Nürnberg-Fürth ermittelt werden, die aus dem Landkreis Dinkelsbühl kamen.

49) Hinter Stadt- und Landkreis Rothenburg und Neustadt an der Aisch.

50) Nürnberg, das alte Industriezentrum, hatte nur eine Zunahme von 52,6 %. Im Gegensatz zu Dinkelsbühl hatte Feuchtwangen mit noch 1173 (= 6 % der Erwerbspersonen) Auspendler und nur 656 (= 3,4 % der Erwerbspersonen) Einpendler und lag somit wesentlich ungünstiger.

Schriftenverzeichnis

I. Literatur über Dinkelsbühl

(1) Alt-Dinkelsbühl, Beilage zur Fränkischen Landeszeitung, Schriftleitung: W. Reulein, Dinkelsbühl, Jge. 1914—57

(2) Adreßbücher der Stadt Dinkelsbühl der Jahre 1866, 1886, 1894, 1911, 1922, 1932, 1938, 1950, 1954

(3) Beck, L.: Übersicht über die Geschichte der ehemaligen freien Reichsstadt Dinkelsbühl, in: Adreßbuch 1886

(4) Bürckstümmer, G.: Geschichte der Reformation und Gegenreformation in der ehemaligen freien Reichsstadt Dinkelsbühl (1524—1648), 2 Tle, Leipzig 1915

(5) Greiner, J.: Dinkelsbühl, ein Führer; Dinkelsbühl, o. Jg.

(6) Hoffmann, H.: Die Teichwirtschaft Dinkelsbühls (Manuskript) 1956

(7) Karg, Th.: Das Präsentationsrecht der Stadt Dinkelsbühl auf die geistlichen Stellen. Diss. Erlangen 1926

(8) Mader, F.: Die Kunstdenkmäler von Bayern, Bd. 4, Stadt Dinkelsbühl, München 1931 (mit vollständigem Literaturverzeichnis)

(9) Neeser, M.: Baugeschichte der Stadt Dinkelsbühl, Dinkelsbühl 1912

(10) Neuschütz, E.: Die Nürnberger Reformation, Diss. Erlangen, 1936

- (11) Puchner, O.: Die Ortsnamen im Bezirksamt Dinkelsbühl als Zeugen germanisch-deutscher Besiedelung, in: Namensforschung XIII/XIV und XV, Diss. München 1939
- (12) Ritter, F.: Die St.-Georgs-Kirche in Dinkelsbühl, Dinkelsbühl
- (13) Schnurrer, L.: Die Urkunden der Stadt Dinkelsbühl von 1282 bis 1400. Inventare nichtstaatlicher Archive Bayerns (Manuskript)
- (14) Stahl, G. W.: Dinkelsbühl im 19. Jahrhundert, in: Adreßbuch 1894
- (15) Steichele, A.: Das Bistum Augsburg, Bd. 3, Augsburg 1872
- (16) Verschiedene: Kleine Stadtführer, Zeitungsartikel und Prospekte
- (17) Weißbecker, H.: Wappenzeichnungen nach Siegeln in dem Archiv der Reichsstadt Dinkelsbühl, Viertelj. H. f. Heraldik, 1885

II. Methodische und Vergleichsarbeiten zur Stadtgeographie

- (18) Bobek, H.: Grundfragen der Stadtgeographie, in: Geogr. Anzeiger, 28. Jg., Gotha 1927
- (19) Ders.: Innsbruck. Eine Gebirgsstadt, ihr Lebensraum und ihre Erscheinungen. Forschg. z. dt. Landeskunde und Volkskunde, Bd. 25/III, Stuttgart 1928
- (20) Ders.: Über einige funktionelle Stadttypen und ihre Beziehungen zum Lande. Comptes Rendus du congrès International de Géographie, Amsterdam 1933. Tome Deuxieme- Travaux de la Section IIIa Géographie Humaine. Leiden 1938
- (21) Brünger, W.: Herford, eine siedlungsgeographische Untersuchung, Herford 1936.
- (22) Carlberg, B.: Stadtgeographie. Geogr. Anzeiger, Jg. 27
- (23) Christaller, W.: Die zentralen Orte in Süddeutschland. Eine ökonomisch-geographische Untersuchung über die Gesetzmäßigkeit der Verbreitung und Entwicklung der Siedlungen mit städtischen Funktionen. Diss. Erlangen 1933
- (24) Dörries, H.: Der gegenwärtige Stand der Stadtgeographie. Petermanns Mitt. Erg.- Bd. 45, Heft 207, Gotha 1930
- (25) Ders.: Entstehung und Formenbildung der Niedersächsischen Stadt. Forschg. z. dt. Landes- und Volkskunde, Bd. 27, 1929
- (26) Endress, W.: Stadtgeographie von Ulm an der Donau. Diss. Tübingen, 1929
- (27) Geißler, W.: Die deutsche Stadt. Ein Beitrag zur Morphologie der Kulturlandschaft. Forschg. z. dt. Landes- und Volkskunde, Bd. 22, Heft 5, 1924
- (28) Grantz, M.: Deutsche Städtebilder. Berichte zur Raumforschung und Raumordnung, Bd. 4, Leipzig 1940
- (29) Gradmann, R.: Schwäbische Städte. Zeitschr. d. Ges. f. Erdkunde, Jg. 1916
- (30) Hassinger, H.: Über Aufgaben der Städtekunde. Petermanns Mitt. Jg. 56, Gotha 1910
- (31) Ders.: Basel, Beitrag zur Oberhein. Landeskde., Breslau 1927
- (32) Heumüller, H.: Die Stadt Würzburg und ihr Lebensraum. Ein Beitrag zur Stadtgeographie auf entwicklungsgeschichtlicher Grundlage. Mitt. der Geogr. Ges. Würzburg, 1939
- (33) Höhl, G.: Bayreuth. Die Stadt und ihr Lebensraum. Mitt. d. Geogr. Ges. München, Bd. 34, Mchen 1943
- (34) Dies.: Bamberg. Eine geographische Studie der Stadt. Mitt. der Fränk. Geogr. Ges., Bd. 3, 1956
- (35) Metz, F.: Karlsruhe. Beitr. zur Oberrhein. Landeskunde, Breslau 1927
- (36) Ders.: Die elsässischen Städte, die Grundlagen ihrer Entstehung und Entwicklung. Beitr. zur Oberrhein. Landeskunde, Breslau 1927
- (37) Otremba, E.: Nürnberg, die alte Reichsstadt in Franken, Forschg. zur dt. Landeskunde, Bd. 48, Landshut 1949
- (38) Strampf, I.: Die Entstehung und mittelalterliche Entwicklung der Stadt Nürnberg in geographischer Betrachtung. Diss. Erlangen 1929
- (39) Voggenreiter, F.: Die Stadt Regensburg, ihre Erscheinung und ihre Entwicklung zum neuzeitlichen geographischen Raumorganismus. Potsdam 1936
- (40) Weis, D.: Die Großstadt Essen. Forschg. z. dt. Landeskunde, Bd. 59, Remagen 1955
- (41) Weber, F.: Aschaffenburg und sein Einflußgebiet. Eine siedlungs- und wirtschaftsgeographische Untersuchung. 1936
- (42) Willi, A.: Die Stadt Rosenheim. Ihre Erscheinung und Raumbeziehung. Forschg. z. dt. Landeskunde, Bd. 51, Landshut, 1951

III. Landeskundliche und physisch-geographische Arbeiten

- (43) Amt für Landeskunde: Handbuch der naturräumlichen Gliederung Deutschlands, Lieferung I und II, Remagen 1955
- (44) Bayerisches Oberbergamt: Die nutzbaren Mineralien, Gesteine und Erden Bayerns. Herausg. vom Bayer. Oberbergamt Bd. 2, 1936

- (45) Bayerisches geologisches Landesamt: Bodenschätzungskarten des Landkreises Dinkelsbühl 1:5000 (in Bearb.)
- (46) Berninger, O.: Was heißt Franken? Das Bayerland. Jg. 45
- (47) Ders.: Die landschaftliche Gliederung Frankens. Jahrb. f. Fränk. Landesforschung, Jg. 1, 1935
- (48) Ders.: Süddeutschland u. Rheingebiet 1927 bis 1932. Geogr. Jahrb. Bd. 48, Gotha 1933
- (49) Frank, M.: Beiträge zur Stratigraphie und Paläographie des Lias alpha in Süddeutschland. Mitt. d. geol. Abt. d. Württ. Stat. Landesamtes, Nr. 13, 1930
- (50) Gruber, Chr.: Der Hesselberg am Frankenjura und seine südlichen Vorhöhen. Forsch. z. deutschen Landeskunde, Bd. 9, 1896
- (51) Gümpel, C. W.: Erläuterungen zum Blatte Ansbach, 1891
- (52) Haarländer, W.: Geologie des Blattes Röttenbach, Diss. Erlangen. Erlanger Geol. Abhandlungen, Heft 13, 1955
- (53) Hänel, E.: Geologische Untersuchungen im Hesselberggebiet. Erlanger Zulassungsarbeit 1931
- (54) Hellmann, G.: Klimaatlas von Deutschland, 1921
- (55) Kern, H.: Niederschlags-Verdunstungs- und Abflußkarten von Bayern. Veröff. d. Bayer. Landesamtes f. Gewässerkunde Mchen 1954
- (56) Manig, M.: Monatsmittel der Lufttemperatur in Deutschland. Teil 1, Süddeutschland. Mitt. d. Dt. Wetterdienstes in der US-Zone, Nr. 4, 1950
- (57) Müller, E.: Zur Hydrographie des westlichen und südlichen mittelfränkischen Keuper- und Juragebietes. Diss. Erlangen. 1893
- (58) Münchsdorfer, F.: Bayerns Boden, Teil 2, Nordbayern u. die Rheinpfalz, Mchen 1932
- (59) Otremba, E.: Die Grundsätze der naturräumlichen Gliederung Deutschlands. Die Erdkunde, Bd. II, 1/3, 1948
- (60) Reuter, L.: Abriß der Geologie von Bayern in sechs Abteilungen
- (61) Scherzer, C.: Franken, Land, Volk, Geschichte und Wirtschaft. Nürnberg 1955
- (62) Schieber, W.: Der Untere und Mittlere Lias im württ.-bayer. Grenzgebiet, Diss. Tübingen 1930 (Masch)
- (63) Scheu, E.: Der nordbayerische Raum in wirtschaftsgeographischer Sicht. Die Nürnberger Hochschule im fränkischen Raum. Nürnberg 1955
- (64) Schreibmüller, H.: Wanderungen und Wandlungen des Raumbegriffes Franken. Fränkische Heimat, XIII, 1934
- (65) Schulze, L.: Dorf und Flur im Hesselbergvorland, Diss. Erlangen 1949 (Maschinen-schrift)
- (66) Schuster, M.: Abriß der Geologie Bayerns rechts des Rheins in sechs Abteilungen, München 1929
- (67) Troll, C.: Die natürlichen Landschaften des rechtsrheinischen Bayerns (Festschrift) in: Geogr. Anz. Heft 1/2, 1926
- (68) Vogel, F.: Bodenkundliche Übersichtskarte von Bayern, München 1955
- (69) Wetterdienst, deutscher: Klimakunde des deutschen Reiches, Tabellenband II, 1939
- (70) ders.: Klimaatlas von Bayern, Bad Kissingen 1952 und Klimaatlas von Württemberg, Bad Kissingen 1953

IV. Siedlungs- und verkehrsgeographische sowie geschichtliche Arbeiten

- (71) Abel, W.: Die Wüstungen des ausgehenden Mittelalters, ein Beitrag zur Siedlungs- und Agrargeschichte. Quellen und Forschg. zur Agrargeschichte, Bd. 1, 1943
- (72) Behrens, G.: Die Bronzezeit Süddeutschlands, Mainz 1916
- (73) Berninger, O.: Das Bild des mittelfränkischen Keuperlandes, in: Herzogenauracher Heimat. 1949
- (74) Birkner, F.: Ur- und Vorzeit Bayerns, 1936
- (75) Börner, M.: Im Bannkreis des Hesselberges, Dinkelsbühl 1927
- (76) Bohnenberger, K.: Über die Ostgrenze des Alemannischen, Tatsächliches und Grundsätzliches. Beitr. z. Gesch. der deutschen Sprache und Literatur, Bd. 52, 1928
- (77) ders.: Die alemannische Mundart. Tübingen 1953
- (78) Dehn, W.: Vor- und Frühgeschichtliche Bodenfunde aus dem Ries. Jb. d. hist. Vereins für Nördlingen und das Ries. Jg. 23, Nördlingen 1950
- (79) Eidam, H.: Deutschlands Besetzung durch die Römer. Dinkelsbühl 1928
- (80) Fiesel, L.: Zur Entstehung des Zollgeleites. Viertelj. Schrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, XV.
- (81) Fischer, J.: Die Ortsnamen des Kreises Crailsheim, Württ.-Franken NF 22/23, 1947
- (82) Feuchtinger, M. E.: Der Verkehr im Wandel der Zeiten seit dem Jahre 1000. Diss. TH Stuttgart, 1934

- (83) Gebhardt, B.: Handbuch der deutschen Geschichte, zwei Bde. Stuttgart 1955
- (84) Gradmann, R.: Die Arbeitsweise der Siedlungsgeographie in ihrer Anwendung auf das Frankenland. Zeitschrift f. Bayer. Landesgeschichte I, 1928
- (85) ders.: Siedlungsformen als Geschichtsquellen und als historisches Problem. Zeitschrift f. württ. Landesgeschichte VII, 1943
- (86) Gumpert, K. und Schreibmüller, H.: Frühmittelalterliche Turmhügel in Franken. 70. Jb. d. hist. Ver. f. Mfr., Ansbach 1950
- (87) Guttenberg, E. von: Stammesgrenzen und Volkstum im Gebiet der Rednitz und Altmühl. Jb. f. Fränk. Landesforsch. 8/9, Erlangen 1943
- (88) Hertlein, F.: Die Eigenart vorrömischer Wege. Festschr. z. 70. Geburtstag von Professor Nägele, 1926
- (89) ders.: siehe Winkelmann, Nr. 119
- (90) ders.: siehe Reinecke, Nr. 107
- (91) Holste, F.: Die Bronzezeit in Süddeutschland und Westdeutschland. Berlin 1953
- (92) Hörmann, K.: Die Bronzezeitgräber in Mittelfranken. Nürnberg, 1937
- (93) Hornung, H.: Der Hesselberg, der heilige Berg der Franken. Germanenerbe, Heft 4, Leipzig 1939
- (94) Korzendörfer, C.: Bayerischer Verkehrsgeschichtsatlas. Archiv für Postgeschichte in Bayern, München 1931
- (95) Kost, E.: Die Besiedlung Württembergisch-Franken in vor- und frugeschichtlicher Zeit. Württ. Franken, NF 17/18, 1936
- (96) ders.: Spuren vorgeschichtlicher Befestigungen Süddeutschlands, Manus. 32, 1940
- (97) ders.: Neue Bodenfunde der Vorzeit und des Mittelalters. Württ. Franken, NF 22/23, 1947/48
- (97) ders.: Bodenzugnisse der Vorzeit und des Mittelalters; Württ. Franken, NF 24/25, 1949
- (99) ders.: Die Hohe Straße zwischen Kocher und Jagst. Jubiläumsjhrb. von Württ. Franken, 1948
- (100) Nübling, E.: Die Dreistammesecke in Bayern in sprachlicher und geschichtlicher Betrachtung. Ber. d. hist. Ver. f. Schwaben und Neuburg, Bd. 53, Augsburg 1938
- (101) ders.: Die Dreistammesecke in Bayern, Schwabenland, Heft 2/3, Augsburg 1939.
- (102) Lohmann, L.: Die Entwicklung der Lokalbahnen in Bayern, Leipzig, 1901
- (103) Obergermanisch-rätischer Limes, herausg. von F. Hettner, O. von Sarwey, E. Fabricius. Strecke 13, Berlin 1932
- (104) Rauers, F.: Zur Geschichte der alten Handelsstraßen in Deutschland. Petermanns Mitt. Bd. 52, Gotha 1906
- (105) Reinecke, P.: Zur Kenntnis der Latènedenkmalier der Zone nordwärts der Alpen. Festschrift des Röm.-Germ. Zentralmuseums, Mainz 1902
- (106) Reinecke, P.: Die spätkeltischen Viereckschanzen in Süddeutschland. Bayer. Vorgesch. Freund, Heft 1/2, 1921/22
- (107) ders.: und Hertlein, F.: Die Grabungen auf dem Hesselberg bei Wassertrüdingen im Spätsommer 1907, in: 55. Jb. d. hist. Ver. f. Mfr., Ansbach 1908
- (108) ders.: Die Funde vom Hesselberg bei Wassertrüdingen, in: 54. Jb. d. hist. Ver. f. Mfr., Ansbach 1907
- (109) ders.: Die kaiserzeitlichen Germanenfunde aus dem Bayer. Anteil der Germania Magna. XXIII. Ber. d. Röm.-Germ. Komm. 1933
- (110) ders.: Unsere Reihengräber der Merowingerzeit nach ihrer geschichtlichen Deutung. Bayer. Vorgesch. Freund, Heft 5, 1925
- (111) Schröder, E.: Dinkelsbühl und Verwandtes. Zeitschr. für Ortsnamenforschung, Bd. IV, Heft 2, 1928
- (112) Schulze, A.: Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien mit Ausschluss von Venedig. Bd. 1, 1900
- (113) Sommer, R.: Die Nibelungenwege von Worms über Wien zur Etzelburg. Gießen 1929
- (114) Voigt, F.: in: Die Nürnberger Hochschule im fränkischen Raum, Nürnberg 1955
- (115) Weller K.: Die Reichsstraßen des Mittelalters im heutigen Württemberg. Württ. Vierteljahresshefte f. Landesgeschichte, NF 33, Stuttgart 1927
- (116) Ders.: Die Hauptstraßen zwischen dem westlichen und südöstlichen Europa in ihrer geschichtlichen Bedeutung bis zum Hochmittelalter. Festschr. d. Württ. Gesch- und Altertumsvereins, 1932
- (117) Ders.: Die Nibelungenstraße. Zeitschrift für das Altertum und die deutsche Literatur, Bd. 70, 1933
- (118) Winkelmann, F.: Die vorrömischen und römischen Straßen in Bayern zwischen Donau und Limes. XI. Ber. d. Röm.-Germ. Komm. 1918/19.

- (119) Ders. und Hertlein, F.: siehe Nr. 118.
 (120) Wittmann, L.: Franken, Landkarten vom 14. bis 17. Jahrh. Deutsche Steinkreuzforschung, Bd. III, Nürnberg 1942
 (121) Zorn, W.: Historischer Atlas von Bayerisch Schwaben, Augsburg 1955

V. Politische Geschichte und Wirtschaftsgeschichte

- (122) Abel, W.: Bevölkerungsentwicklung und Landwirtschaft im ausgehenden Mittelalter. Schmollers Jb. 58, 1934
 (123) Ammann, H.: Die Friedberger Messe. Rheinische Vierteljahresblätter Jg. 15/16, 1950/51
 (124) Ders.: Die deutschen und schweizerischen Messen des Mittelalters. Les Editions de la librairie encyclopedique, S.P.R.L. Bruxelles, 1953
 (125) Ders.: Die Nördlinger Messe im Mittelalter. Festschrift für Professor Th. Mayer, Bd. II, 1955
 (126) Ders.: Schaffhauser Wirtschaft im Mittelalter, Thayngen 1948
 (127) Ders.: Deutschland und die Tuchindustrie Nordwesteuropas im Mittelalter, in: Hansische Geschichtsblätter, Jg. 72, Münster/Köln 1954
 (128) Bader, K. S.: Staat und Bauerntum im deutschen Spätmittelalter, in: Nr. 160.
 (129) Bavaria, Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern, Bd. III, München 1865
 (130) Bayer, J.: Das Gumpertusstift, Würzburg 1948
 (131) Bechtel, H.: Der Wirtschaftsstil des deutschen Spätmittelalters. München/Leipzig 1930
 (132) Below, G. von: Die Motive der Zunftbildung im deutschen Mittelalter. H. Z. 109, 1912
 (133) Bechtel, H.: Wirtschaftsgeschichte Deutschlands von der Vorzeit bis zum Ende des Mittelalters, Frankfurt 1941
 (134) Bosl, K.: Die Reichsministerialität der Salier und Staufer. 2. Bde. 1950/51
 (135) ders.: Rothenburg im Stauferstaat. Würzburg 1947
 (136) ders.: Die Reichsministerialität als Träger staufischer Staatspolitik in Ostfranken und auf dem Nordgau. 69 Jb. d. hist. Ver. f. Mfr., Ansbach 1941
 (137) Braun, G.: Die Herren von Kemmathen. 55. Jb. d. hist. Ver. f. Mfr., Ansbach 1904
 (138) ders.: Die Geschichte des alten Pfarrsprengels Beyerberg. Ansbach 1912
 (139) ders.: Der Markt Weitingen, eine lokalgeschichtliche Studie, in: 56. Jb. d. hist. Ver. f. Mfr., Ansbach 1909
 (140) Breuer, H.: Das Wesen der deutschen Zünfte im Mittelalter. Diss. Mchen 1942
 (141) Dannenbauer, H.: Die Politik und Wirtschaft in der deutschen Kaiserzeit, Stuttgart 1928
 (142) ders.: Die Entstehung des Territoriums der freien Reichsstadt Nürnberg. Stuttgart 1928
 (143) ders.: Das Leinenhandwerk in der Reichsstadt Nördlingen, in: Z. f. Bayer. Gesch. 1930/31
 (144) Detting, K.: Der Metallhandel Nürnbergs im 16. Jahrhundert. Mitt. d. Ver. f. Gesch. d. Stadt Nürnberg, Bd. 27, 1928
 (145) Dierr, E.: Die Reichsstadt Donauwörth und ihre Verfassung, in: Schriften des hist. Ver. f. Schwaben und Neuburg, Bd. 37, 1909
 (146) Müller, K. O.: Zur wirtschaftlichen Lage des schwäbischen Adels am Ausgang des Mittelalters, in: Zeitschrift f. Württ. Landesgeschichte 3, 1939
 (147) Dörner, P.: Die Steuern Nördlingens zum Ausgang des Mittelalters, Diss. München 1905
 (148) Ebert, K.: Die Lodenweberei in der Reichsstadt Nördlingen, Diss. Mchen 1923
 (149) Ennen, E.: Frühgeschichte der europäischen Stadt. 1953
 (150) Fein, H.: Die staufischen Städtegründungen im Elsaß. 1953
 (151) Funk, W.: Feuchtwangen, Werden und Wachsen einer fränkischen Stadt. Feuchtwangen 1954
 (152) Vetter, W.: Das Steuerrecht der Reichsstadt Rothenburg, Diss. Erlangen 1949 (Maschinenschr.)
 (153) Gabler, A.: Altfränkisches Dorf- und Pfarrhausleben 1559—1601, Nürnberg 1952
 (154) Hausmann, S.: Die Grundentlastung in Bayern, Straßburg 1892
 (155) Hoffmann, H.: Würzburgs Handel und Gewerbe im Mittelalter. Diss. Würzburg 1938
 (156) Hoffmann, I.: Deutschland im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges, Diss. München 1927

- (157) Jaeger, C.: Ulms Verfassungs-bürgerliches und commercielles Leben im Mittelalter. Stuttgart 1831
- (158) Keyser, E.: Bevölkerungsgeschichte Deutschlands. Leipzig 1943
- (159) Lütge, F.: Deutsche Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Berlin 1952
- (160) Mayer, Th.: Adel und Bauern im Staat des deutschen Mittelalters. Leipzig 1943
- (161) Ders.: Die Entstehung des modernen Staates im Mittelalter und die freien Bauern. Zeitschr. f. Rechtsgeschichte, Germ. Abt. Bd. 57, 1937
- (162) Mittels, H.: Der Staat des hohen Mittelalters, München 1947
- (163) Möllwo, C.: Das Rote Buch der Stadt Ulm, in: Württ. Gesch.-Quellen, Bd. 8, Stuttgart 1904
- (164) Müller, J.: Die Hauptwege des Nürnberger Handels im Spätmittelalter. Archiv f. Kulturgesch., Bd. 5, 1907
- (165) Müller, K. O.: Nördlinger Stadtrechte des Mittelalters, München 1933
- (166) Müller, K. O.: Geschichte des Muswiesenmarktes. Württ. Vierteljahrhefte f. Landesgeschichte, 1927
- (167) Neubert, M.: Ries und Wörnitzgrund zur Römerzeit, Nördlingen 1926
- (168) Nübling, E.: Ulms Baumwollweberei im Mittelalter. Staats- und Sozialwissenschaftliche Forschungen, Bd. 9, Leipzig 1890
- (169) Ders.: Ulm Handel und Gewerbe im Mittelalter. Eine Sammlung von Einzeldarstellungen. Ulm 1892 bis 1900
- (170) Planitz, H.: Die deutsche Stadt im Mittelalter. Köln 1954
- (171) Rassow, P.: Der Prinzgemahl, ein Pactum Matrimoniale aus dem Jahre 1188. Weimar 1950
- (172) Schneider, R.: Die deutschen Städteprivilegien Kaiser Friedrichs I. und Heinrichs VI. Diss. Leipzig 1883
- (173) Schultheiß, W.: Das Königsprivileg für Lenkersheim von 1200; Nürnberg und die Städtepolitik der Staufer in Ostfranken. Mitt. d. Ver. f. Geschichte der Stadt Nürnberg, Bd. 42, 1951
- (174) Seiler, K.: Die Verstädterung Frankens. Jb. f. fr. Landesforschung, Bd. 4, Erlangen 1938
- (175) Seiler, K. und Hildebrandt, W.: Die Landflucht in Franken. Bericht zur Raumforschung und Raumordnung, Bd. III, Leipzig 1941
- (176) Sombart, W.: Die deutsche Volkswirtschaft im 19. und im Anfang des 20. Jahrhunderts. Bielefeld 1928
- (177) Spieß, J.: Die Nördlinger Messe. Diss. München 1922
- (178) Stenger, L.: Verfassung und Verwaltung der Reichsstadt Donauwörth. 1919
- (179) Steiff, K.: Geschichtliche Lieder und Sprüche Württembergs, Stuttgart 1912
- (180) Weller, K.: Die stauische Städtegründung in Schwaben. Württ. Viertelj.-Hefte f. Landesgesch., Bd. 56, 1930
- (181) Ders.: Hohenlohisches Urkundenbuch, zwei Bände, Stuttgart 1899/1912
- (182) Ders.: Die freien Bauern in Schwaben. Zeitschr. f. Rechtsgeschichte, Germ. Abt. 54, 1934
- (183) Ders.: Geschichte des Hauses Hohenlohe, Bd. 1 und 2, 1908
- (184) Wunder, G.: Die Bürgerschaft der Reichsstadt Schwäbisch-Hall von 1395 bis 1600, Stuttgart 1956

VI. Archivalien

(200) Stadtarchiv Dinkelsbühl:

a) Urkundenreihe (abgekürzt: DU) mit Nummern im Einzelnachweis.

b) Bändereihe:

Bd. 1 Privilegienbuch

Bd. 2 Statuta Dinkelsbühlana

Bd. 3 Statuten und Ordnungen

Bd. 6a Harnischbuch des Segringer Viertels (1560—1608)

Bd. 6b Viertel- und Stadtordnung (1473)

Bd. 6c Feuerordnung (1533)

Bd. 6e Weinordnung (1516)

Bd. 7 Bürgeraufnahmebuch (1562—1566)

Bd. 8 Bürgeraufnahmebuch (1571—1575)

Bd. 11 Korrespondenzbuch (1445)

Bde. 13—15 Ratsprotokolle (1623—1803)

Bd. 18 Schuld- und Verpfändungsbuch (1399—1443)

- Bd. 19 Kanzleiprotokoll (1575)
- Bd. 20 Fünferbuch (1513—1666)
- Bd. 26 Güterbeschreibung der Stadt D. (um 1598)
- Bd. 26a Harnischbuch (1495)
- Bd. 27 Beschreibung der Dinkelsbühlischen Hof- und Lehensgüter (1750), 3 Bde.
- Bd. 28 Wie Nr. 27, nur aus dem Jahre 1754
- Bd. 28a Häuser und Hofstätten in der Stadt D. (1570)
- Bd. 29 Stadtrechnungen und Steuerbücher (1437, 1456, 1468, 1476)
- Bd. 32 Steuerbücher (1437, 1448, 1456, 1468, 1478)
- Bd. 34a Stättgeldbücher (1559—1567)
- Bd. 40 Unterkäufelbücher (1555—1567)
- Bd. 147 Kopialbuch des Spitals (15. Jahrh.)
- Bd. 149 Lehensbuch des Spitals (15. Jahrh.)
- Bd. 151 Salbuch des Spitals (1440)
- Bd. 152 Salbuch des Spitals (1470)
- Bd. 154 Gült- und Zinsbuch des Spitals (beim hist. Ver. Ansbach)
- Bd. 183 Spitalrechnungen (1453 bis 1805 fast vollständig)
- Bd. 196a Salbuch der Spitalpfarreien (1528)

c) Aktenreihe: Nummern werden im Einzelnachweis geführt.

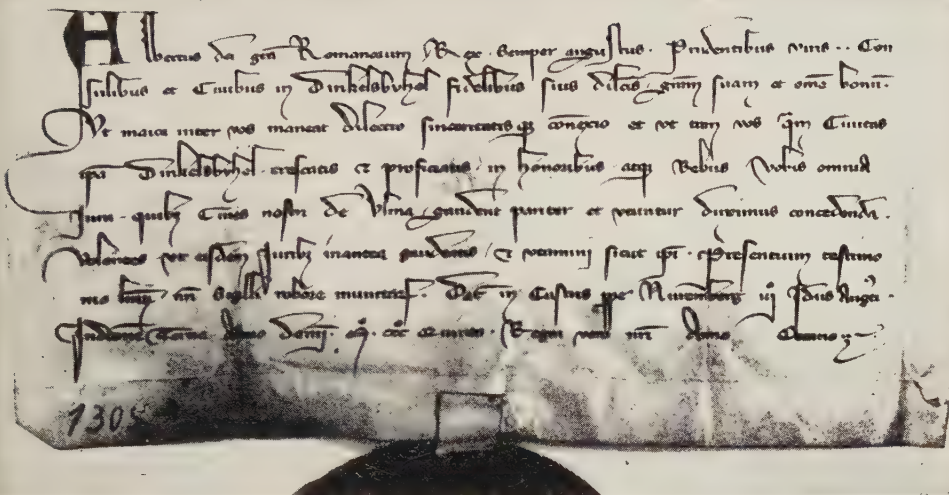
- (201) **Stadtarchiv Nördlingen:**
 Meißtändebüchlein soweit vorhanden (1445—1451, 1467—1470, 1475/76, 1519, 1522—1525 und von 1540 an laufend)
 Missiven von 1433 an laufend
 Meßgerichtsakten von ca. 1490 an laufend
 Pfandbücher: Bd. 1 (1390), Bde. 3, 4, 5 laufend
 Stadtrechnungen und Steuerbücher für verschiedene Jahre
- (202) **Stadtarchiv Rothenburg:**
 Verschiedene Bände und Akten, die im Einzelnachweis aufgeführt werden.
- (203) **Stadtarchiv Ulm:**
 Einzelnachweise siehe Nr. 202!
- (204) **Stadtarchiv Augsburg:**
 Einzelnachweise siehe Nr. 202!
- (205) **Staatsarchiv Nürnberg:**
 Dinkelsbühler Akten: zahlreiche Einzeltitel, die wie unter Nr. 202 aufgeführt werden!
 Briefbücher ab 1401 fast vollständig.
- (206) **Hauptstaatsarchiv München:**
 Einzelnachweise siehe Nr. 202!

VII. Statistik

- (210) **Veröffentlichungen des Bayerischen Statistischen Landesamtes:**
 - a) Beiträge zur Statistik des Königreiches Bayern und
 - b) Beiträge zur Statistik Bayerns; Hefte 1 bis 188 soweit einschlägig; Nachweis siehe Nr. 202!
- (211) **Lang-Büttner-Knappe:** Historisch-statistische Beschreibung des Rezatkreises, Heft 2, Landgericht Dinkelsbühl

VIII. Karten und Pläne

Pläne aus der Sammlung des Stadtarchivs Dinkelsbühl
 Katasterpläne von Dinkelsbühl (Stadtbauamt)
 Stadtplan von Dinkelsbühl 1 : 5000 (Stadtbauamt)
 Topographische Karten 1 : 25 000 und 1 : 100 000
 Gümpel, Geologische Übersichtskarte, Blatt Ansbach, 1 : 100 000



Urkunde König Albrechts I. von 1305 (Aug. 11.) über die Verleihung des Ulmer Stadtrechts an Dinkelsbühl; HAM, Kaiserselekt Nr. 1174.



Ältestes Stadtsiegel an einer Urkunde von 1387 (Febr. 18.) mit der Umschrift:
 „S(igillum) villici et civium in Dinghelspuhel.“ HAM, Urk. der Reichsstadt Dinkelsbühl;
 Nachtr. Fasc. 5.



Luftbild von Südosten



Stadtbefestigung von der Südostseite



Das Straßenkreuz als Marktplatz.

Von links nach rechts: Ratstrinkstube, Gasthof zur Glocke, Deutsches Haus
und ehemalige Kornschranne (Renaissancebauten).

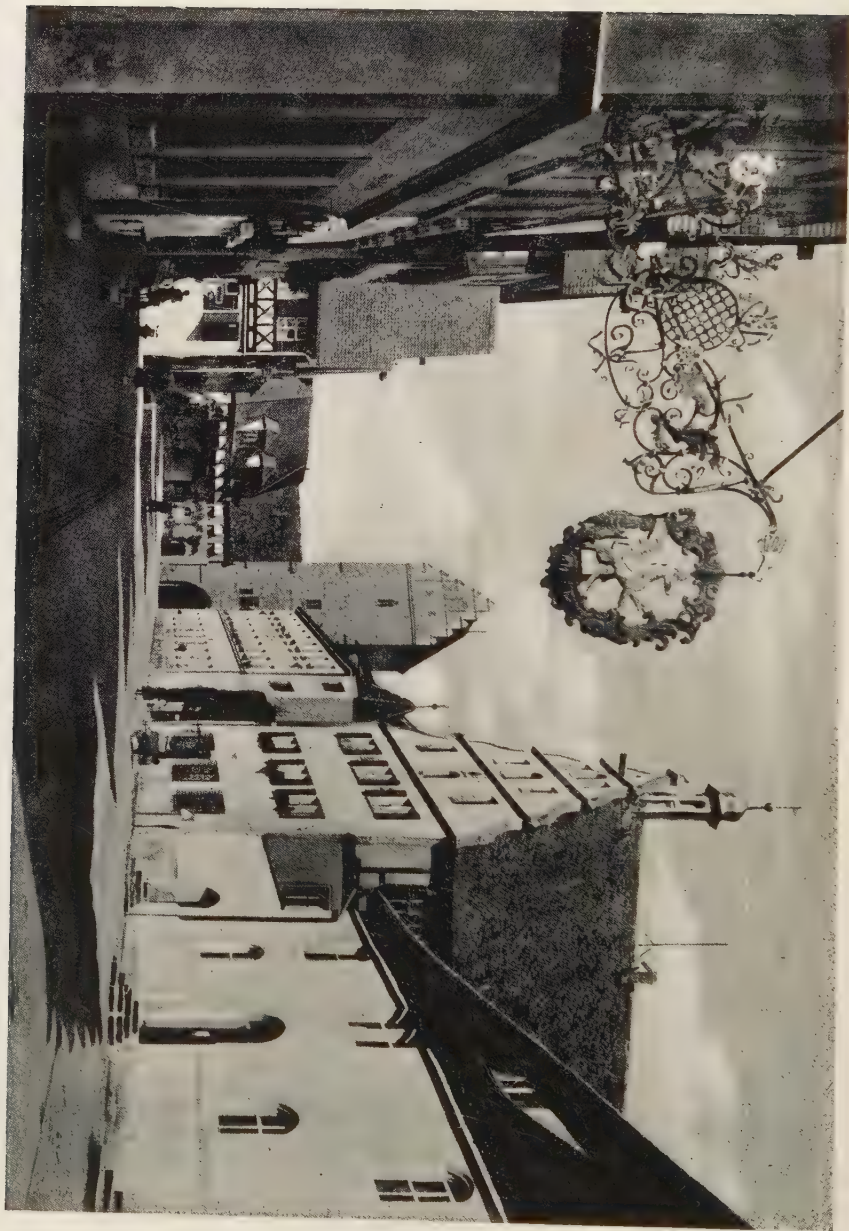


Wörnitztor von innen.

Im Erdgeschoß sind deutlich die Buckelquader mit Zangenlöchern zu sehen.



Segringer Straße mit St. Georgsturm im Hintergrund.



Blick in die Rothenburger Vorstadt.

Die rechte Straßenseite nimmt die Hospitalanlage ein, links münden die Schmiedsgassen. Vorne Wirtshaus „Zum Greifen“; dicht dabei stand das Rothenburger Tor der ältesten Stadtbefestigung.



Wörnitztor



Rothenburger Tor



Stadtmühle und Nördlinger Tor



Segringer Tor



Innerer Stadtgraben und Zwingermauer.
Dahinter Stadtmauer mit Dreikönigstürmle und Grünem Turm.



Romanisches Westportal der St. Georgskirche.

Das erhaltene Turmuntergeschoß gehört dem frühen 13. Jahrhundert (1220) an und ist das älteste baugeschichtliche Denkmal der Stadt.



Untere Schmiedsgasse mit dem Grünen Turm.



Das Deutsche Haus.



St. Georgskirche · Blick zum Hochaltar.



St. Georgskirche · Blick ins Westschiff.



Der Hezelhof.



- 1. Wernitz Thor.
- 2. Neudorfer Thor.
- 3. S. Georgen Thor.
- 4. Rothkugel Thor.
- 5. S. Georgen Pfarrk. u.
- 6. Carmeliter Closter.
- 7. Capuciner Closter.
- 8. H. Drei König.
- 9. Rathhaus.
- 10. Spital.
- 11. Stad. Mühl.
- 12. S. Leonhart.

Wernitzstadel.

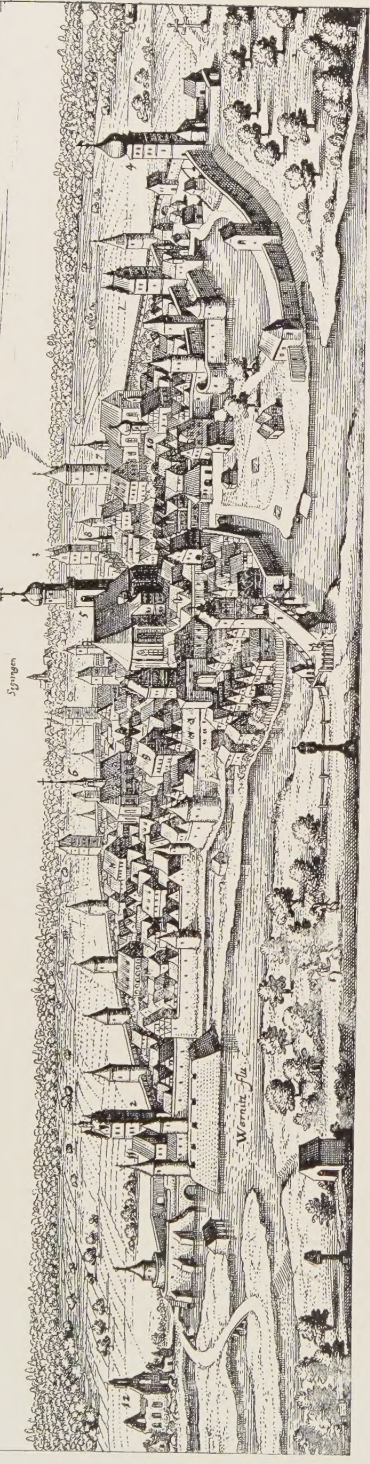


Abb. 4a: Ansicht der Stadt von Nordosten. Aus Merian, Topographia Sueviae, von 1643, Seite 58.

